

Folklorekomplex

Roman

Peter Kamber

© Liepman Agency, Zürich

Inhaltsverzeichnis

Teil I

- 1 Tapferkeit
- 2 Jener *eine*
- 3 Empfindungen
- 4 Bizeps
- 5 Alte Geschichten
- 6 Fenster
- 7 Der Praktikant
- 8 Zeugin
- 9 Großvater
- 10 Brünigpass
- 11 Vreni
- 12 Vomwinkel, August
- 13 Der See
- 14 Farben
- 15 Gensfett
- 16 Feentraum
- 17 Alkohol
- 18 Die Reise
- 19 Der tote kleine Fuchs
- 20 Wasserfälle
- 21 Regen

Teil II

- 1 Verwischung
- 2 Redensart
- 3 Bilder
- 4 Flächen
- 5 Weiten
- 6 Käse
- 7 Aufnahmen
- 8 Verstellung
- 9 Worte
- 10 Geheimes
- 11 Glas
- 12 Trainer
- 13 Nullpunkt
- 14 Linien

- 15 Schritte
- 16 Aspirin
- 17 Spiegel
- 18 Emmental
- 19 Stimmen
- 20 Straße
- 21 Wand

Teil III

- 1 Sommerspiele
- 2 Plan
- 3 Muskelkultur
- 4 Einbahnverkehr
- 5 Archaismen
- 6 Werbung
- 7 Auskunftsverweigerung
- 8 Hüllen
- 9 Öffentlich
- 10 Spur
- 11 Steine
- 12 Schwere
- 13 Luft
- 14 Gebärden
- 15 Klänge
- 16 Farben
- 17 Toter
- 18 Wünsche
- 19 Razzia
- 20 Tango

»Für meine Lust brauche ich kein Elend anderer.« (»Je n'ai besoin, pour ma jouissance, de la misère de personne.«)

Charles Baudelaire, Le spleen de Paris (petits poèmes en prose), 1869, Nr. XXI („Les tentations“)

Teil I

1 Tapferkeit

Angefangen bei sich selbst suchte Anna keine eingebildeten Katastrophen. Die Spur der echten war lang genug. Sie hatte keine Träume von kollidierenden Gestirnen und einstürzenden Brücken. Eine Apokalyptikerin war sie nicht. Wenn sie schwarz sah, versuchte sie, das Weiß darin zu ergründen. Das ging! Damit hatte sie Erfahrung – seit sie sich erinnern konnte.

Ihre Augen hätten beim Küssen den Glanz einer Aubergine, sagte ihr einmal einer. Im Gedächtnis blieb er als kurze Liebe. Wenn sie diese Gartenfrucht entzwei schnitt, weil ihr eine Hälfte für die Mahlzeit schon reichte, wuchs die andere Hälfte, die sie in einem Korb unter dem Fenster aufhob, wieder zu, mit einer feinen, vollständig trockenen Haut an der Schnittfläche, auf der sich lediglich ein glänzende Flüssigkeit bildet – fast perlengroße Tränen.

Mit diesen Sätzen, am Anfang ihres Romans, hatte sie sich schon einmal von Grund auf zu verändern versucht. Dieser Erstling hatte sie keineswegs berühmt gemacht. Der Verlag hatte als Titel *Weinende Aubergine* durchgesetzt. Nach kurzen Wochen war der Band aus den Buchläden weggeräumt. Als Trost blieb ihr das Angebot einer wöchentlichen Zeitungskolumne. Das hielt sie seither auf Trab. Gegen jedes Marktdenken ließ sie den Verlag auf einen zweiten Roman warten, füllte stattdessen die Meinungsspalten der Zeitung.

Was Anna nie zu erwähnen vergaß: jene Bemerkung des *einen* war nicht der Grund, weshalb sie *ihn* verließ ... oder er *sie*, das ist immer schwer zu sagen im Nachhinein. Er war lange der Vierte gewesen in der Wohnung. Ricardo.

Fiktives Schreiben bedeutet, sich öffentlich auf die Couch zu legen – die Folgen literarischer Selbstentblößung sind ganz real. Wo sie auch aufkreuzte, war sie eine Zeitlang nur die *weinende Aubergine*. Deshalb warnte sie in einer Kolumne:

Veröffentliche bekenntnishafte Erfahrungen, und gleich machen sich alle ein Fest daraus, dich an den offenbarten Schwachstellen zu piksen, nur um zu sehen, ob dein Unbewusstes noch anspricht. So wie die Leute vor Raubtierkäfigen im Zoo und über schlafenden Alligatoren durch Panzerglas getrennt gern Faxen machen. Wollen sie wirklich sehen, wie ein Reptil zubeißt?

Von der Wohngemeinschaft der *Weinenden Aubergine* blieb nur Erna übrig. Es machte Anna nichts aus, die Wohnung mit einer ausgesprochenen Katastrophikerin zu teilen, die das Gras wachsen hörte und schon aus Gründen der Vorsicht ein Morgenmensch war.

Erna arbeitete an einem Sachbuch und hauste förmlich in der Staatsbibliothek an der Potsdamer Straße. Sie erforschte die Nachwirkungen antiker Schlachten und Untergangsmysen in der Unterhaltungsindustrie – in Filmen und Computerspielen. Auslöser für ihre Leidenschaft war ursprünglich nur der Klang der Worte *Schlacht bei den Thermopylen, Seeschlacht vor Salamis, Schlacht bei Plataiai* – und der merkwürdige Befund, dass in manchen Kinofilmen selbst die ferne Zukunft nur als eine Rückkehr zur Vergangenheit in der archaischesten Variante erscheint.

Der Hyperrealismus eines Homer, meinte Erna, finde eine Fortsetzung in bluttriefenden Spielen – wenn es auch zugehe wie in den alten Trickfilmen, wo die Figuren über Klippen fallen und dann im Abgrund sich gleichsam als flachgedrückter Teig umstandslos wieder vom Boden lösen und zur vorigen Gestalt ausdehnen. Alles auf Anfang. Statt auf einem Kampfplatz würden Jungens und Mädchen durch Simulation zu Kriegern und Kriegerinnen. Das Merkwürdigste daran sei, dass gerade die Populärkultur der auf Egalität verpflichteten Massendemokratie ihre Vorbilder in der überholten Adels-, Krieger- und Sklavenhaltergesellschaft suche – weil sie in der vordringlichsten Aufgabe versage: Jugendlichen gesicherte Arbeit, ein Einkommen und eine eigene persönliche Lebensperspektive zu geben.

Gerne erläutert Erna den Grundgedanken der hormonbefeierten alten und neuen Macht-, Kraft- und Todesspiele mit dem Spruch: »... *es gibt Fragen, die man nicht durch Worte, sondern nur durch die Tat beantworten kann ...*« Dieses Wort legte der altgriechische Geschichtsschreiber Herodot von Halikarnossos einst polemisch einem Perser in den Mund. Zum Lieblingszitat aller Autokraten geworden, charakterisiert es seither eine lange Chronik verunglückter Bemühungen um Friedfertigkeit unter den Menschen. Die Phantasie beherrscht massenhafter Zweikampf. Ständig droht Kriegslist, Verrat. Uneinigkeit wird scheinbar nur überwunden durch heldenmütige Opfertat, wobei, wie es Herodot in seiner Geschichte der Perserkriege sagt, die tapferste Person nicht diejenige ist, die sterben will und sich deshalb *tollkühn vorwagt*, sondern jene, die *nicht sterben wollte und doch so tapfer stritt*.

»Warst du gestern Abend Tango tanzen?«, fragt Erna.

Anna nickt.

»Und heute Sonntagabend gehst du ins ›Max & Moritz‹? In deine Lieblings-Practica? Noch immer ohne Tanzpartner?«

»Es ergibt sich immer was. Es tanzen auch Frauen mit Frauen.«

»Und du willst dich vorläufig nicht mehr festlegen?« Erna klingt plötzlich melancholisch.

Anna sagt: »Es ist zweifelhaft, ob wir je einem Menschen nahestehen können, ohne diesen Menschen zu verletzen.«

»Ist es das, was du in Zukunft absolut vermeiden willst?«, fragt Erna. »Wirst du zur Stoikerin?«

»Nein, ich hoffe es nicht.«

»Aber du sprichst immer noch von Willen? Schmerz bereiten wir Menschen meist entgegen unsere Absicht.«

Anna sagt: »Wir möchten anderen kein Leid zufügen, und doch geschieht es.«

Erna denkt kurz nach, dann meint sie: »Käme es nur auf die Stärke unserer Wünsche an, um sie zu erfüllen, unser Leben würde von magischen Momenten sprühen.«

»Offenbar ist da noch was anderes, das dem entgegensteht«, sagt Anna.

»Willst du das zuerst erkundet habe, bis du dich wieder verliebst?«, fragt Erna.

»Mich ihm nicht mehr unbedacht preisgeben, das trifft es vielleicht.«

Es reizt Erna zu Ironie: »Du scheinst entschlossen: eine junge Berlinerinnen aus dem Emmental, du hast einen festen Willen – und kennst deinen Jeremias Gotthelf.«

»Hör bloß auf!«

»Warum willst du dir das antun, Anna?«

»Sag du mir's, Erna!«

»Du suchst die Selbstlosigkeit in der Liebe? Und wenn das ein Trugschluss ist? Haben wir nicht das Recht, Fehler zu begehen?«

»Schon, nur gefalle ich mir dabei nicht besonders. Das ist eine ästhetische, keine moralische Frage.«

»Anna Hungerbühler, du wirst unausstehlich sein!«

2 Jener eine

Zu ihrer Lesung in einer abgedunkelten Bar in der Torstraße kommen nicht sonderlich viele. Der Lichtkreis der kleinen Lampe mit dem Widerschein auf dem eigenen Gesicht befördert sie künstlich in diesen Raum hinein – sie kommt sich wie aus einer Parallelwelt hereingestrahlt vor. Nur ihre Stimme hat sie, um Verbindung mit den menschlichen Silhouetten weiter hinten aufzunehmen – und Bilder zu formen. Sie trägt aus der *Weinenden Aubergine* vor, ihrem schon nicht mehr ganz neuen kurzen Roman:

Unwillkürlich denkt sie an ihre erste, ganz enge Wohnung in Berlin zurück. Die Brandschutzmauer gegen das leere Grundstück nebenan bezeugt, mit wieviel Glück das Haus einst den Bombenkrieg überstand. Noch bevor Menschen sich im Spiegel erblickten, war da ihr Schatten.

Anna blickt auf, dann fährt sie fort:

In jener Küche steht auf dünnen Stelzen eine Plastikdusche mit doppeltem Boden und einer elektrischer Pumpe. Die bekommt das Schmutzwasser nie vollständig aus dem Auffangbehälter heraus. Durch den Abfluss quillt es erkennbar wieder hoch – nicht ein einziges Mal hat sie sich hineingestellt. Ihre Vermieterin, die anschaffte, hatte Kunden empfangen, während deren Freund die lauten, lieblosen Akte am Bildschirm überwachte. Durch die dünnen Wohnungswände hindurch war die Nachbarin beinahe wahnsinnig geworden, die halbe Nacht ging das so durch. Als sie selbst einzieht, wundert sie sich über die langen abgeschnittenen Kabel, entfernt sie. Die Dusche überzieht sich langsam mit einer Staubschicht. Lieber wäscht sie sich am Spülbecken, stehend. Beim Ekel wehrt sich der Körper direkt, reagiert für dich, appelliert nicht erst an dein Bewusstsein.

Dann war sie mit Ricardo zusammengezogen. Sie erinnert sich noch an ihren ersten Tanz. Die Musik klang aus. »Gibt es etwas, das dich am Tango stört?«, hat er sie gefragt. – »Ich komme mir zuweilen treulos vor«, sagte sie, »wenn ich nur Sekunden nach einem beendeten Tanz schon wieder einen anderen Oberkörper umarme – das geht aber auch Männern so, wie ich hörte?«

Ja, das ermüde seelisch, antwortete Ricardo mit seiner jede Härte vermeidenden argentinischen Aussprache des Deutschen: nach sehr schönen Tänzen lege er eine Pause ein, um diesen Eindruck nicht gleich wieder zu verwischen.

Vielleicht verliebte sie nur auf Grund dieses einen Satzes in ihn.«

Nach dem Applaus steht sie noch eine Weile an der Bar. Einmal mehr hat sie das Gefühl, das kleine Honorar sei noch zu viel für das, was sie zum Abendumsatz beitragen kann. Als niemand mehr sie auf sie zukommt, geht sie bald.

Zwar hat sie ihre Tanzschuhe in einem Stoffbeutel bei sich, aber verspürt nicht mehr den Wunsch, in *Clärchens Ballhaus* zu gehen. Ihr Fahrrad will nach Hause – sie überlässt manchmal der Lenkstange die Entscheidung darüber, welche Richtung sie, Anna Hungerbühler, Berlinerin mit Emmentaler Wurzeln, einschlagen soll.

3 Empfindungen

Erna trauert Eric nach, ihrem Geliebten, der mit in der WG gelebt hat. Nach Stockholm zurückgekehrt war er, seiner ursprünglichen Heimat – durchgebrannt trifft es besser: mit einer Frau, die ausgerechnet sie, Anna, ihm vorgestellt hatte, einer ebenfalls aus Schweden stammenden Malerin, die für ein Jahr in Berlin war.

An Silvester hatte Anna diese Frau im Tango-Loft in Wedding angesprochen. Ihr fiel auf, wie versonnen sie von der Bar aus durch die hohen Fenster blickte, als nach dem Abbrennen der zum Sekt verteilten Wunderkerzen um Mitternacht kräftig gelüftet wurde. Mit dem Dunst und dem metallischen Geruch der Funkenstäbchen wich auch alles unverwirklicht Gebliebene des alten Jahres. Realistischen alten Theaterkulissen ähnlich standen die Gebäudeteile des rückseitigen Hofes unter dem von Feuerwerksraketen beleuchteten Himmel.

Sie habe da ein Atelier, sagte die Frau aus Schweden.

»Du malst?«, hatte Anna gefragt. Es muss bewundernd geklungen haben.

»Für die nächste Ausstellung.« Eben: In Stockholm. Ihre Zeit hier sei bald zu Ende.

Als Eric, der noch nicht müde war, spät noch eintraf – Erna selbst machte sich nichts aus Tango und schlief schon –, stellte sie ihn der Malerin arglos vor. Allerdings hatte sie Eric einst auch mit Erna bekannt gemacht, damals, als sie, Anna, die Wohnung fand und nach einer Mitbewohnerin und einem Mitbewohner suchte. Sie hatte sich noch gewundert, wie schnell die beiden mit ihren Vorschlägen zum Zusammenleben einverstanden waren.

Umso verblüffter war sie, mitanzusehen, wie gefesselt Eric eine Stunde nach Jahreswechsel an der Bar unter Papierschlängen, die in lockigen Windungen unter der Luftbewegung der Tanzenden und der sich vom Holzofen her verbreitenden Wärme schwankten, einer soeben noch für ihn völlig inexistenten Frau von seiner eigenen, abgeschlossenen Diplomarbeit über Industrieschmierstoffe erzählte, die ihn nun vor die Entscheidung stelle, entweder in der norwegischen Ölindustrie oder der Autoindustrie Deutschlands oder Schwedens einen Job zu suchen. Sicher, Liebe ist meistens die beste Grundlage, eine Entscheidung zu treffen, und das industriearme Berlin hätte er ohnehin verlassen müssen. Ein gerahmter Spiegel verdoppelte die Kerzen eines Leuchters, dem das herabkleckernde Wachs das Aussehen eines Ausgrabungsstücks gab. Dieses Bild hatte Anna noch im Kopf. Girlanden in allen Farbtönen spannten sich hoch zu den Leuchten über dem Mischpult. Der Strom der im Gegenuhrzeigersinn dahinschwebenden Tanzpaare führte um den rot gestrichenen Pfeiler, neben dem ein stummer Flügel mit riesigem Blumenstrauß stand, auf dem ein Buddha wachte. Die im Milonga- oder Tango-Rhythmus gespielten Klaviernoten drangen nur aus den Lautsprechern.

Nun war Sommer. Die Birke vor dem Fenster sah Anna nach dem Aufstehen stets als Erstes. Im Frühjahr waren die Blätter noch winzig gewesen, und im voll von der Sonne beschienenen Flirren dominierten die langen, gelben, senkrecht herabhängenden Blütenkätzchen, an deren Samen in den kalten Tagen zuvor ein einsamer Vogel pickte, vor dem Himmelblau.

Erna nahm ihr das mit Eric glücklicherweise nicht übel und hielt sich im Liebeskummer tapfer. Nur wenn Erna mit dem Fahrrad auf der Bergmannstraße am langen Friedhofszaun vorbeikam, glaubte sie, mit ihrer Aura die Todesmomente der dort Liegenden zu verspüren – wie sie sich ausdrückte. Das hatte sie allerdings schon immer, sagt Erna. Es verstärkte sich nur von Zeit zu Zeit. Sie hatte etwas Mediales, wenn sie so daherredete.

»Gestern in der Nacht war es wie ein heftiger, zertrümmernder Schlag von schräg unten gegen die Rippen, der das Herz platzen ließ – Autounfall, schätze ich, unangeschnallt, der Airbag war noch nicht erfunden worden, Sturz aufs Lenkrad mit über hundert km/h«, murmelt Erna, ohne sie anzublicken.

»Hast du angehalten?«

»Nein, niemals, aber ich muss immer hinblicken.«

Anna selbst mochte Friedhöfe auch nicht besonders. In einer ihrer jüngsten Kolumnen stand:

Als ich zuletzt an eine Beerdigung ging, war die Urne schon im Boden versenkt. Ein langsam vorbeiziehendes Flugzeug übertönt die Worte des letzten Trauerredners. Ich warte, bis alle vor mir noch einmal vor der Grabstelle stehen bleiben, manche sich niederbeugen, um Blumen hinzulegen oder noch einmal den Kontakt zur Toten zu suchen – eine gute Freundin war sie auch mir. Plötzlich sind nur der Wind, die rauschenden Blätter und der von dichten Baumreihen gedämpfte Verkehr aus den dahinter verborgenen Straßen zu hören. Wie ein kleiner schwarzer Fleck im Gegenlicht flattert ein Vogel mit breiten Schwingen auf, einige Sekunden lang fällt ganz feiner Regen. Dem Tod ins Angesicht lachen will niemand. Philosophie verfällt pietätvoll ins Schweigen. Dann erreichen Gerüche von nassem Gras und die wärmenden Strahlen der Sonne als Eindruck eine unglaubliche Intensität, wie wenn die Sinne uns zuerst noch den Beweis liefern müssten, dass wir überleben dürfen. Nun erst setzen die menschlichen Stimmen wieder ein. Tote bringen Lebende zusammen. Das ist es, was im feinen Lächeln Verstorbener noch abzulesen ist.

4 Bizeps

Wie sie den Umschlag mit dem Schweizer Postwertzeichen im Briefkasten sieht, weiß sie sofort, von wem er ist. Unwillkürlich muss sie an die Worte denken, die sie mit diesem Menschen verbindet:

»Wenn du von einem Ort weggehst, wirst du nie wieder die Person sein, die du warst, magst du auch gelegentlich zurückkehren.«

Der um drei Generationen ältere Mann, den sie ›Großvater‹ nennt und der als Pflegevater die einzige Leitfigur war, die sie je besaß, schrieb ihr, das Haus mit dem Ausblick ins Emmental habe er noch, ziehe es aber vor, nun in *Gemeinschaft* zu leben – in einem *Wohnpark* ein paar Hundert Meter weiter. Dann fügte er in gewählter Formulierung hinzu, denn er war mal Lehrer gewesen:

»Findest du nicht auch, Anna, dass ein Satz wie ›Ich habe mir gewünscht ...‹ getränkt ist von Enttäuschung? Eine Sehnsucht, die wir in der Vergangenheit hatten, stimmt melancholisch. Glücklich machen nur die Wünsche der Gegenwart, seien sie erfüllbar oder nicht. Der Versuch allein zählt.«

Am nächsten Morgen sitzt sie in der Küche – und da lag noch immer dieser Brief. Mit geschlossenen Lidern stellt sich das schmale, unbebaute grüne Tal im sommerlichen Spätnachmittagslicht vor. Sie hätte die Abstufungen von satten kräftigen Farben zu immer durchsichtigeren nach oben zum Himmel malen können, sie glaubt schon, den Geruch des trocknenden geschnittenen Grases zu spüren, der an solchen Tagen die Luft erfüllt, die Schmeißfliegen zu hören, wie sie in Schwärmen von Kuhmistfladen auffliegen, das Bimmeln weidender Kühe vor dem schwachen Fernbild des Jungfraumassivs.

Sie öffnet ihre Augen, ist wieder in Berlin, neigt ihren Kopf leicht nach hinten, bündelt das Haar und zieht es durch ein Zierband. Den so entstandenen Pferdeschwanz teilt sie hinter dem Kopf in drei Strähnen und flechtet sie ohne hinzuschauen in schnellen Drehbewegungen der Finger zu einem Zopf. Ihr Nacken ist nun frei. Sie mag es, wenn die Kopfhaut für einen Moment leicht spannt. Der tiefere Grund für unser Tun, ist das nicht immer ein Gefühl?

Nach der langen Zugreise in Burgdorf angekommen, bricht schon die Nacht herein. Ist es die Luft, sind es die klaren Sterne? Die verrückt spielenden Empfindungen identifizieren das weite Tal ihrer Kindheit und Jugend unwillkürlich als Heimat – ganz gegen die eigenen Wünsche, als zählte nicht, was sie an sich abgestreift hatte oder an sonstiger Kultur und Tradition mitbrachte.

Das Angenehme an Berlin war, dass sie nicht nach ihrer Herkunft gefragt wurde, außer sie wollte das. Es bereitete ihr wenig Lust, über dieses scheinbar kleine, doch auf Finanz-, Aktien- und Rohstoffmärkten als übergroßer Spieler operierende Land zu sprechen, das, aus lauter Widersprüchen bestehend, zwischen Genfersee und Bodensee, zwischen Süddeutschland und Norditalien, dem alten französischen Burgund und österreichischen Allgäu eingeklemmt war und unter dem Namen Schweiz aus einer alten Geschichte die Rechtfertigung dafür zog, dass ihr das Geld der Welt zufloss, so wie umgekehrt das Wasser ihrer Berge in die großen Meere im Norden und Süden strömte.

Zudem kannte sie die Scheu, die in Deutschland bestand, offen Kritik an diesem südlichen helvetischen Nachbarstaat zu üben – nicht nur deswegen, weil die Steuerschlupflöcher in Zug, Genf und Zürich etlichen selbst lange sehr gelegen gekommen waren, sondern weil es den meisten schwer fiel, sich von der Sehnsuchtsvorstellung zu verabschieden, die das Schweizerland in ihnen auslöste.

Eine Art Dissidentin ohne Johanna Spyris »Heidi«-Heimweh sein zu wollen, erregte unter Deutschen höchstens ungläubiges Kopfschütteln. Ähnliches erlebte sie in Frankreich: Gebe es nicht eine Pflicht, das eigene Land zu mögen?

Hinter dem Burgdorfer Kirchenhügel und dem Schlossfelsen senkte sich die Straße zu der ihr von Kindsbeinen an vertrauten Stadtbibliothek; nur hundert Meter weiter, findet sie, den Brief mit der zittrigen Signatur und Anschrift in der Hand, das weitausladende Gebäude, vor dem ein riesiger, spitz zulaufender Nadelbaum sich gegen den Mond aufstreckt.

Er hatte ihr erklärt, von seinem Zimmer aus sehe er noch immer in das von zwei niedrigen bewaldeten Bergrücken begrenzte Stück Land hinein, dem der schmale, aber bei Unwettern bekanntlich gefährlich ansteigende Fluss *Emme* den Namen gab. Nur bei ganz wenigen Menschen verwandelt sich die Schrift eines Briefes sofort in den Klang der Worte.

Er hatte sie als Mädchen viele Diktate schreiben lassen, mit seiner festen, auch durch ein halbes Lebensalter Schuldienst nicht unfreundlich gewordenen Stimme. In seiner Jugend im alten Berlin der Vorkriegszeit hatte er Schauspielstunden genommen, träumte vom Theater – bevor er in den Strom der Geschichte hineingezogen und in der fernen Schweiz angespült worden war. Allem, was er kannte, hatte er den Rücken gekehrt.

Ob eines der wenigen Lichter an der Hausfront seines ist, kann sie nicht erraten. Über Gegensprechanlage erreicht sie, dass die Glastür sich öffnet.

Beim Eingang, zwischen Lift und Toilette, hängt ein großes Plakat. Unwillkürlich bleibt sie stehen.

Da sieht sie dieses Bild zum ersten Mal: ein von der Seite fotografiertes männlicher Oberarm, das weiße Unterhemd bis zum Schlüsselbein hochgekrempt – mit der eintätowierten Werbung für das alle drei Jahre stattfindende Eidgenössische Schwing- und Älplerfest. Es finde, las sie, zum ersten Mal überhaupt im Emmental statt, in Burgdorf, *diesen* Sommer.

Da hört sie Schritte. Die Frau von der Abendschicht fragt: »Finden Sie den Weg? Zu wem möchten Sie?«

Daheim im Emmental schien hautfarben durch die schwarze Tinte auf. Der Bizeps war gespannt, mit Sägemehl bestreut. Ihr Blick fiel auf eine zweite Hand sowie Teile des hellblauen Hirtenhemds mit quer laufendem feinen Edelweiß-, Goldstrich- und Punktmuster. Es gab keinen Kopf. Bildaussage: geballte männliche Kraft. Wollte der Nischensport in einem neuen kulturellen

Zusammenhang gesehen werden? Wie viele Wochen wäre es bis dahin? Sie merkt: Ihr Gehirn, das sie hier im Tal eine Zeitlang ausschalten wollte, arbeitet wild.

»Er schläft schon, Ihr Großvater. Aber kommen Sie nur in mein Büro. Möchten Sie einen Kaffee? Sie also sind Anna? Er erzählt, dass Sie Kolumnen schreiben – und er hat mir ihren Roman gezeigt. Irgendwas mit *Aubergine*. Sagen Sie – Sie nennen ihn Großvater: Mütterlicher- oder väterlicherseits?«

»Weder noch.« Sie zögert, möchte nur das Nötigste schildern: »Als Pflegekind durfte ich offiziell nicht gelten, dafür waren ›Großvater‹ und seine seither verstorbene Frau für die Behörden nicht mehr jung genug«, erklärt sie. »Die beiden sorgten für mich, waren da. Ein eigenes Kind konnten sie nicht haben.« Sie wünschte, selber Fragen zu stellen.

Für seine Neunzig gehe es dem Mann glänzend, lobt ihn die Abendschwester. Gesprächig sei er allerdings nicht. Schon wieder wendet die Frau das Spiel: »Trifft es zu – darüber tuscheln nämlich einige –, dass er als deutscher Fahnenflüchtiger ... gleich bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in die Schweiz kam und ...« Die Frau hielt inne, als befürchte sie, ihre Neugierde könnte falsch ausgelegt werden.

»Und nicht zurück wollte?«, fragte Anna und gab ihren Widerstand auf. Wenn sie Gerüchten entgegneten konnte, war sie das Großvater schuldig.

»Im befreiten Berlin hätte er nichts zu befürchten gehabt. Wegen dieses Städtchens, Burgdorf, blieb er – seine große Liebe war eine Frau aus dem Tal. Zwar wurde er Lehrer in Bern, doch von hier aus hatte er mit dem Zug nicht weit, und sie war im Handumdrehen bei ihren Verwandten.«

Anna verstummte. Nur in ihrem Kopf sprach die Stimme weiter: *Es liebt den Flecken Land, wer in Frieden das Glück da fand*, pflegte Großvater zu reimen.

Die Schwester öffnet ihr leise die Tür zu seinem Zimmer, obwohl Anna selbst sich gegen den späten Besuch sträubt. So wie sie befürchtet hat, blickt er im schmalen Lichtstreifen der Tür plötzlich hellwach auf – eine alte Gewohnheit, die er nie loswerde, meint er, und fasst mit der ausgestreckten Hand nach dem Kippschalter einer abendrotfarbenen Lampe, neben der ein Buch und die Lesebrille liegt.

»Ihre Enkelin aus Berlin, Anna«, flüstert die Frau und lässt sie beide allein.

»Was machst du denn hier?« Er bleibt liegen.

»Du hast mir geschrieben ...«

»Gibt es keine Briefmarken mehr in Deutschland?«, unterbricht er sie. »Deswegen musst du doch nicht hierherkommen – du hast doch zu arbeiten, denke ich.«

»Das kann ich überall.«

Brummig versetzte er: »Mir geht es prächtig, und darüber, was mir fehlt, brauche ich keine Worte zu verlieren.« Er streckt die Hand noch einmal aus und öffnet die Schublade. »Der Schlüssel! Dein Zimmer ist unverändert. Lass uns

morgen reden.« Dann fielen ihm die Lider zu und sogleich schien er wieder in tiefen Schlaf versunken. Sie löscht das Licht.

5 Alte Geschichten

Im Haus von Großvater findet sie sich schnell zurecht. Das elektrische Licht geht noch. Nur der Kühlschrank ist leer. Sie bezieht ihr Bett und beschließt, in der nahen Wirtschaft Freischütz zu essen. Zuvor geht sie langsam Großvaters Bücherregal entlang. Sie sucht, ob er etwas über den Schwingsport hätte. Sie zieht einen alten schmalen Band hervor: *Der Wettkampf in der Alten Eidgenossenschaft*. Sie legt ihn beiseite – vorerst hatte sie keine Lust, darin zu lesen – und sieht bei den Romanen nach. Unter denen, die sie nicht kannte, fällt ihr *Die Vergnügungsfahrt* von Diggelmann auf. Ein bedrohliches Bootsrudder vor grünblauem Grund beherrscht den Umschlag, und der Titel scheint wie auf einer Welle zu verschwimmen. Eine vergilbte, gefaltete Zeitungsseite steckt in dem Bändchen, die *Kölnische Rundschau* vom 17. September 1969: »Vor etwa zwei Jahren wurde die Schweizer Öffentlichkeit aufgeschreckt durch einen Mordfall, der sich bis heute nicht aufklären ließ. Ein Züricher Schüler – er war noch nicht fünfzehn – machte mit einem Mädchen seiner Generation ohne Wissen der Eltern eine Motorbootsfahrt ... Er kehrte allein zurück. Später wurden die Schuhe des Mädchens aufgefischt.«

Eine Erinnerung kommt in ihr hoch: Großvater hatte von dem unheimlichen Todesfall erzählt, als er sie erstmals zu einer Dampfschiffahrt auf dem Zürichsee mitnahm. Der anmutig-bewundernde Blick, den sie als kleines Mädchen auf die schaukelnden Yachten und die Wellen durchstechenden Segelboote warf, musste ihn als Radikaldemokraten gestört haben. Während ihnen beiden an der Reling der Wind über das Gesicht und durch die Haare strich, unterrichtete er sie über die Affäre. Ihr kamen danach die teuren Boote nicht mehr romantisch vor. Für eine so junge Frau folgte in Gegenwart eines ebenso jungen Mannes an Deck oder im Wasser durch Unfall oder ein Verbrechen mitten im Glück die Sterbensstunde.

Sie nimmt das Buch mit und bleibt im Freischütz auch noch lange nach dem Essen sitzen. Der Gasthof hat sich bereits geleert. Dieser Gerichtsfall trug sich lange vor ihrer eigenen Geburt zu. War es das, was sie insgeheim anzog? Die Geschichte einer toten Nicht-Mutter? Die, hätte sie nur länger gelebt, ein Kind wie sie geboren hätte? Es gibt wiederkehrende Gedanken hinter den Gedanken. Sie durfte es nur nicht frühzeitig merken, sonst wären ihr, überlegt sie, einmal mehr die Hände gebunden und sie brächte darüber keine Zeile aufs Papier. Das Wissen um den tieferen Grund für unser Tun hemmt uns, ehe es uns befreit, denkt sie. Roland Barthes äußerte den Gedanken, dass *eine bestimmte Verständlichkeit* auch *eine bestimmte Distanz* schafft. Sie verstand den Satz nicht

ganz. Brauchen wir die Freiheit des Nicht-Wissens für ein starkes Motiv? Vielleicht hieß es das. Zu schnell lösen wir uns von dem, was wir begreifen.

Am anderen Tag findet sie heraus, dass der Mann ohne Kopf auf dem Plakat *August Vomwinkel* heißt und früher Schwimmsport trieb – mehr gibt die Werbeagentur nicht preis.

»Aber er ist Schwinger?«

»Ja, noch ein sehr junger, vielleicht kein typischer, doch er bereitet sich seriös auf die nächsten Wettbewerbe vor. Sein Ziel ist es, dieses Jahr erstmals einen der Kränze zu gewinnen. Er gibt keine Interviews, soviel ich weiß.«

Mehr war nicht herauszuholen.

Sie wusste, Großvater wollte sie nicht vor dem Mittagessen sehen – sie las den Roman aus. Dann fiel ihr Blick wieder auf die Buchbesprechung der *Kölnischen*: »*Was war mit dem Mädchen geschehen? Die Polizei suchte monatelang den ganzen See ab. Vergeblich. Die Presse fieberte. Der Fall machte Schlagzeilen. Der Junge, nach endlosen Kreuz- und Querverhören in seinen Vorstellungen verwirrt, gestand, das Mädchen ermordet zu haben. Doch waren seine Schilderungen des Tatbestandes in den verschiedenen Stadien der Ermittlung so widerspruchsvoll, dass das Gericht nicht in der Lage war, ein »schuldig« auszusprechen. Freispruch – nach Jahr und Tag – wegen Mangels an Beweisen. Walter Matthias Diggelmann, ein Schriftsteller, der sich mit Gegenwartsproblemen beschäftigt, griff den Stoff auf und formte ihn zu einer Fabel um.*«

In Berlin zurück erfährt Anna von ihrer Wohnpartnerin Erna, ihr Verlag habe angerufen: »Der Praktikant deiner Lektorin«, sagt Erna. »Er hat nicht gleich aufgelegt, wir redeten ein wenig. Er führte eine Stelle von Marcel Proust an und meinte, ein Werk, egal wie dick, müsse dem Publikum so vorkommen, *als hätte es tatsächlich entstehen müssen.*«

»Du hast dich mit ihm über französische Literatur unterhalten?«, fragt Anna.

Erna beginnt von neuem: »Er liest tatsächlich *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Hat mich das geschafft im Studium!«

»Er hat die Hörbücher«, sagt Anna. »Sie erinnern ihn an eine *Serie in sieben Staffeln*. Seither redet er von nichts anderem. Prousts Figuren hätten scheinbar kaum etwas miteinander zu tun, rücken in den Hintergrund, treten hervor, bis nach endlosen Salongesprächen klar werde, wie eng sie verknüpft seien. Statt wie bisher abends noch auf ein Bier auszugehen, liegt er allein im Dunkeln da. Und lauscht.«

»Süß, aber nicht einfach, nehme ich an«, sagt Erna. »Das waren Prousts männliche Figuren ja auch nicht. Deren ewige Eifersucht nervte mich! In den Bänden vier bis sechs vor allem! Sieben ging dann wieder – aber die Hauptperson, der junge Marcel, hat wirkliche eine Macke.« Erna sagte es mit Bestimmtheit.

Anna erklärt: »Ich kenne nur die ersten beiden Bücher, am meisten mochte ich die Nebenfigur Odette, in die sich der distinguierte ältere Monsieur Swann verliebt.«

Es war Sonntagmorgen, ihre einzige Gelegenheit, zur selben Zeit zu frühstücken.

Wenn Anna sonst, unter der Woche, in ihren Träumen die Reste einer langen Berliner Nacht noch durcharbeitete, zog Erna die Wohnungstür schon leise hinter sich ins Schloss.

Am Küchenmöbel klebt eine Strichliste, nach der sie die gemeinsamen Kosten wochenweise nach Verbrauch errechnen. Meist ergibt sich ein Verhältnis wie das des jeweiligen Gewichts der beiden – wie Erna regelmäßig bemerkt, mit wechselndem Klang der Stimme: »Deine Wenigkeit macht sich bezahlt, wieder einmal. Wenn ich doch Anna Hungerbühler heißen würde!«

Dennoch war die zierlich-mollige Erna besser in Form als sie, ging häufiger Joggen, wirkte elegant auf ihrem Fahrrad und verstand genau zu erklären, wie Seitenstechen zu verhindern und die Gelenke zu schonen waren. Das weckte Annas Bewunderung.

Sie beide zahlten genau so viel Miete, wie sie an Quadratmetern Zimmerfläche belegten. Es waren sozusagen zwei Wohnungen in einer: zwei Klos und zwei Lavabos mit Spiegelschränken. Den Rest teilten sie. Nach dem Auszug der Männer gab es Platz, Muße und Luft im Überfluss. Das Gehege zum Schutz der Befindlichkeiten war nicht mehr so eng gesteckt.

Erna schneidet liebevoll eine Spreewaldgurke in feine längliche Scheiben und legt sie sich auf ein Käsebrot. Das Brot ist hauchdünn, der Käse übertrifft es bei weitem an Dicke. »Wer die Nahrung zuerst anblicke, werde eher satt, habe ich gehört«, sagt sie. »Proteine erlaube ich mir, mit den Kohlenhydraten will ich runter.« Dann schneidet Erna das Diät-Frühstücksbrot entzwei, zögert aber noch, es in die Hand zu nehmen. Daneben warten zwei Joghurts, rechts davon steht eine Tasse heißes Wasser, die sie sich schon zweimal auffüllte. Erna schwört auf abgekochtes Wasser. Es schmecke besser als jedes andere Getränk der Welt.

»Es hat einen tiefen Grund, weshalb wir von Süßwasser reden. Aber wir schätzen es nicht mehr. Und was hast du gegessen im Emmental – außer Käse, meine ich?«

»Ich glaube, ich habe einen Folklore-Komplex«, sagt Anna.

»Hört sich schlimm an. Also kein geschmolzener Käse?«

Anna schildert dieses Gefühl: »Ich möchte in einem fort rufen: Bitte das Echte!«

»Warum sind volkstümliche Traditionen eine so leichte Beute für Nationalkonservative?«, fragt Erna.

»Folklore verfolgt mich und erreicht, dass ich mich irrational verhalte.«

»Nicht als Kind, schätze ich.«

»Ich fand es seit jeher seltsam, wenn Leute sich auf diese Weise verkleiden und singen«, sagt Anna.

»Und wie war's sonst, in deinem Emmental?«

»Es ist nicht mein Emmental.«

Erna meint: »Wir dürfen uns zugehörig fühlen – korrekt. Keine Landschaft, keine Stadt, kein Land kann uns je gehören. Aber du weißt, was ich meine, wenn ich von *deinem* Tal rede.«

»Folklore zwingt dich, etwas zu lieben, das du nicht frei gewählt hast, Erna.«

»Was bekanntermaßen schon das Thema der alten Tragödie war, Anna – wir suchen uns Familie, Traditionen und die Geschichte nicht aus, sie sind unser Verhängnis – obwohl es alte Mythen gibt, die durchaus das Gegenteil behaupten.« Erna kichert. »Dass wir uns als Seelen da verkörpern, wo wir spüren, eine Aufgabe erfüllen zu müssen und unsere Eltern selbst auswählen. Mythen eben. So wie uns Gespenster und Ahnen heimsuchen, wenn wir das Unaufgelöste, das sie uns hinterließen, nicht für sie entwirren. Bei den kleinen Kindern sei es umgekehrt: sie entwirren, was wir selbst an uns nicht auflösen können. So gesehen wären Kinder die kleinen Gespenster, die uns dazu bringen, uns selbst zu verstehen.«

»Bist du schwanger, dass du so von Kindern sprichst?«, fragt Anna

»Kann wohl nur schwerlich der Fall sein.«

6 Fenster

Nur noch gelegentlich wird sie eingeladen, aus der *Aubergine* vorzulesen. Das Café Sibylle liegt an der Karl-Marx-Allee, der ehemaligen Paradedstraße, die vom Alexanderplatz nach Friedrichshain führt. An der U-Bahnstation Strausberger Platz steigt sie aus.

Ein Mikrofon steht bereit, aber es wird noch serviert. Die Kuchenauswahl ist groß, wie sie sieht. Doch vor Auftritten nimmt sie nie was zu sich, auch kein kohlenensäurehaltiges Wasser, nur stilles. Lange Sätze brauchen einen langen Atem, und aufstoßen geht gar nicht – da steigt keine Poesie auf.

Sie stellt die Tasche ab, legt das Buch mit den eingelegten kleinen Zetteln bereit und begrüßt mit einem kurzen, verlegenen Lächeln die bereits anwesenden Gäste. Noch hat es etliche freie Plätze. Der Kellner, der eben noch die Technik eingerichtet hat und die Begrüßung machen wird, zeigt ihr die Vitrinen im hinteren Teil des Lokals: unter den Ausstellungsstücken zur Geschichte des Viertels befindet sich auch ein abgeschlagenes Stück des Kopfs einer Stalinstatue. Irgendwann nach dessen Tod war die einst auf den sowjetischen Diktator getaufte luxuriös-breite Straße mit den vielen Bäumen und der sozialistischer Vorzeigearchitektur nach dem »Kapital«-Autoren Karl Marx umbenannt worden, noch in der DDR.

»Unser heutiger Gast ist vielen hier eher durch die Kolumnen bekannt, die sie schreibt, als durch ihren ersten Roman. Natürlich fragt sich das Publikum, weshalb Sie, Anna Hungerbühler, auf den ungewöhnlichen Titel verfielen.« Der Kellner erteilt ihr das Wort.

»Ich kann nicht verschweigen, dass der Verlag den ursprünglichen Buchtitel *Tango triste* nach langem Hin und Her nicht wünschte, um keine Erwartungen an ein Melodrama zu wecken. Eine süß-sauer endende Komödie verlange, so meine Lektorin, einen spöttisch leichten Titel. Vergeblich wehrte ich mich: Die WG bilde doch nur die dünne Rahmenhandlung, es sei ein Roman über das Tangofieber in Berlin nach dem Ersten Weltkrieg und zur Zeit der Hyperinflation 1923, als Geld in der Hand wegen der astronomischen Entwertung schon am anderen Tag wertlos war und nichts anderes übrig blieb, als es im Theater und beim Tanzen noch schnell auszugeben. Sogar Bernard Shaw in London lernte 1925/26 Tango tanzen, *weil es der einzige moderne Tanz sei*, wie er meinte, *der Nachdenken und Übung erfordert*, wie übrigens die Vossische Zeitung in Berlin am 30. Januar 1926 berichtet hat.«

Sie löst den Blick von den vor ihr liegenden Blättern.

»Das fesselte mich. Ich stieß auf einen Artikel mit der Überschrift *Tanz und Gesellschaft*, der ebenfalls in der Vossischen Zeitung erschien, im Jahr 1923. Darin wird deutlich, wie viel der Tanz über die jeweilige Zeit aussagt: *In der Tango-Musik hätten besonders argentinische Komponisten Melodien gefunden, heißt es da, deren Klangsönheit verblüffe. Alle diese neuen Rhythmen-Komplexe* stellten an die Menschen *in musikalischer ... und körperlicher Hinsicht ganz andere Anforderungen, als man von früher her gewohnt war. Und jetzt kommt's: Denn sie zwingen zu einem Ernst, der das Gesellschaftliche vergessen lässt und nur noch das Tänzerische anerkennt.* Mit anderen Worten: Der Tanz als Tanz selbst wurde damals erstmals wichtiger als der gesellschaftliche Anlass der Tanzveranstaltung! Darauf wollte ich mit *Tango triste* hinaus. Auch Hesses *Steppenwolf* endet 1927 im Tanz, Rausch und Taumel. Das Pathetische verlor sich, eine neue Poesie entstand. Bei Hesse findet sich der Satz: Er »... *tanzte mit ihr und brachte sie zum Blühen ...*«

Nach einer Kunstpause fährt sie fort:

»Noch kurz zur Jetzt-Zeit-Rahmenhandlung, mit der die Passage beginnt – ehe die erwähnte Szene über die Inflationsjahre kommt: Die Hauptperson, genannt *Aubergine*, die in dem Philosophieverlag Ecke Lützow-, Genthiner Straße als Praktikantin dauernd Überstunden machen muss, erblickt, wenn sie aus dem Fenster blickt, einen Mikrokosmos – eine Ansammlung von Möbelhäusern und davor die Straßenprostitution in Schöneberg der Gegenwart. Im Traum kommt ihr einmal der Anfang eines Gedichts in den Sinn: *Sich vom Mund auf den Strich machen, stehen, um auf Personen zu warten, auf die du niemals warten würdest, wenn es anders wäre, du nicht darauf angewiesen,*

wärst, anzulocken, was dir nicht gut tut. Der nachfolgend erwähnte Baby-Ausstattungsladen ist übrigens kurz nach Erscheinen des Buchs weggezogen.«

Anna beginnt zu lesen.

»Das Nebeneinander von Möbelhäusern tagsüber und dem nächtlichen Strich schien nur eines zu beweisen: Die schön perfekte Welt des gefühlvollen Wohnens hat einen Riss. Machtlos orange-rot glühte der Turm der backsteinernen Apostelkirche auf dem Platz am unteren Ende im Abendlicht auf.

Anna unterbricht: »Daher die tristen Gedanken und eben der ursprüngliche Titel.« Sie macht weiter.

»Wie um alles in der Welt, fragt sie sich, ist es möglich, dass an dem selben Ort, wo Jungverliebte sich ihre Wohnungseinrichtung und all den Babykram kaufen – und so die allgemeine Meinung – auf einer Wolke des Glücks schweben, die Männer unter Verstellungen, mit süßlich-verlegenem Mienenspiel oder indem sie einen besonders gelangweilten, fast stupide zu nennenden Blick aufsetzen, dieses Glück im Verborgenen aufs Spiel setzen, indem sie sich am Steuer ihres Wagens in Freier verwandeln und zu einem Tun verlocken lassen, von dem nachher nur ihr Körper Spuren zeigt.

Je mehr wir uns verstellen, umso lesbarer werden wir, ob Mann oder Frau. Warum stehen die wenigen, abgebrühten Berufsmäßigen und die vielen viel zu Jungen, denen ›Geht wieder zur Schule!‹ zugerufen werden müsste, genau da an dieser Stelle? Vielleicht, weil sie nachts, draußen, in der Winterkälte, beim Warten, wenn die Augen sich an diese erleuchteten Schaufenster mit aufs Erlesenste eingerichteten Schlafzimmern, Küchen und Salons heften, wie bei einem Puppenhaus wenigstens in der Vorstellung an dem Leben teilnehmen, von dem sie ausgeschlossen sind. Indirekt gehören sie ihm ja doch an, auch wenn ihre Probleme, wie Proust es einmal in ganz anderem Zusammenhang ausdrückte, nicht mehr wiegen ›als eine Schaumflocke im Sturm‹. Was Proust über den Speisesaal in Balbec, dem Seebad seiner Kindheit, schrieb, dass dieser denen, die nicht reich sind und von außen durch die Fenster hineinstarren, im nächtlichen Licht wie ein ›Aquarium‹ vorkomme, traf das nicht auch auf diese Straße zu? Schon Baudelaire spricht von diesem ›Reflex der Freude des Reichen im Auge der Armen – ce reflexe de la joie du riche au fond de l’oeil du pauvre ...‹«

7 Der Praktikant

Tage, die nicht den vorhergesehenen Verlauf nehmen, sind voller seltsamer Bedeutungen. Sie hatte nun wenigstens eine vage Idee für den neuen Roman und bestieg den Nachtzug nach Zürich. Im Redaktionsarchiv einer großen Zeitung wollte sie dem ungeklärten Mord oder Unfall auf dem Zürichsee nachgehen –

einem Kriminalfall, an dem alles unklar schien, außer dass ein blühendes Leben ausgelöscht worden war. Die Sache ließ sie nicht mehr los. Auch drängte der Verlag, nicht weitere Zeit verstreichen zu lassen.

Eine Kurzfassung habe sie schon, wolle sie aber noch niemandem zeigen, teilte sie dem Praktikanten ihrer überbeschäftigten Lektorin am Telefon noch schnell mit und bestellte Grüße.

Der Praktikant aber hindert sie dran, gleich wieder aufzulegen: »Da wär' noch etwas ...«

Ganz entschieden wolle sie nicht nochmals, dass ein Liebhaber von ihr im Buch auftaucht, hatte sie der Lektorin geschrieben. Sie spürt aus der Reaktion des Praktikanten, wie besorgt diese darüber war. »Sie möchte wissen, wie du das verstehst, Anna«, druckst der Praktikant herum.

Immer noch am Telefon, zieht sie ihre Skizze hervor. »Ich gehe zwar von dem realen Fall aus, lasse es aber in eine Märchengeschichte kippen.«

»Wie meinst du das mit ›kippen‹? Und Märchen?«

»Weil sie weiterlebt.«

»Wie denn, wenn sie tot ist ...?«

»Als eine Art Fee.«

»Ist das nicht ein bisschen gar arg barock gedacht? Seit wann schreibst du Fantasy? Und verstehe ich recht, du machst die Figuren leicht älter als in Wirklichkeit?«

Die Skepsis des Praktikanten war unüberhörbar.

»Ja, um zwei, drei Jahre«, antwortet sie.

»Das ändert alles – brauche ich dir nicht zu sagen. Täter und Opfer sind also keine Jugendliche mehr?«

»Ich möchte sie in einem Alter, in dem das Gefühl für Verantwortung im vollen Sinne einsetzt ...«

In ihr selbst melden sich auch Zweifel. Sie lässt sich nur nichts anmerken und beginnt ihr Skizzenblatt abzulesen:

Sie ist Tänzerin im Opernhaus. Sie heftet bei der Pirouette den Blick auf den Bühnenhintergrund. In der Schlussfigur wird ihr Gesicht im grellen Licht der Scheinwerfer förmlich geröstet. Hätte sie nicht geschwitzt würde die Schminke wie Gips abblättern. In ihr heftiges Atmen fällt der Applaus. Während sie und ihr Tanzpartner sich vor dem nur undeutlich sichtbaren Publikum verneigen und ein erstes Mal von der Bühne abgehen, berühren sie sich. Ein nie zuvor verspürtes angenehmes Gefühl – vor dem Abschminken geben sie sich dem Hunger nach Nähe hin, lassen aber sofort voneinander, als ein anderer junger Mann mit einem dicken Strauß Blumen den Korridor entlang kommt. Der hatte sie einmal zu einer Bootspartie auf dem See einladen. Den Strauß lässt er beleidigt sinken. Er hat ihr zwar einmal gesagt, was er arbeitet – aber für sie würde das nie zählen, obwohl es mit Geld zu tun hatte, mit sehr viel. In ihren

Augen ist er nur der Mann mit dem undurchdringlichen Gesicht vor dem sonnenüberfluteten See.

An der Premierenfeier in der Kronenhalle will sie sich lange nicht setzen. Ihr Auge umkreist den Tisch und mehr noch die mit Gemälden behängten Wände. Sie nimmt gegenüber ihrem Tanzpartner Platz. Der junge Bootsbesitzer neben ihr rückt den Stuhl näher. Ärgerlich redet er auf sie ein. Sie erhebt sich, wirft ihm die Blumen vor die Füße und geht allein weg, eben als serviert wird. Ein Eclat.

Sie wohnt zuoberst an der Altstadt. Der Weg führt an einer langen Mauer vorbei. Dahinter stehen hohe Parkbäume und eine alte Villa, in der einmal ein Theater war. Da auf dem höchsten Punkt befindet sich eine Straßenlaterne. Spätnachts sitzt sie manchmal auf einem niedrigen Mäuerchen. Sie kommt immer von neuem zu dieser Laterne – aus den zwei möglichen Richtungen. Mal allein; mal nicht allein; mal mit einer Freundin; mal mit einem unbekanntem Mann; auch wieder mal mit dem Mann mit dem Boot, wie sie ihn jetzt nennt, und mit dem es immer schwierig wird; öfters mit dem Tanzpartner. Die Fenster ihres Zimmers gehen auf einen Garten, der in seiner Üppigkeit dort, in der Enge des ältesten Teils der Stadt, gar nicht zu erwarten ist. Die wechselnden Liebesszenen schreiben sich in ihre Seele ein – und in die Wand, die Tapete, das Holz dieser Mansarde als äußerer Hülle ihrer Seele. Die kleinen, tiefen Fenster gehen in die Weite. Das Grün des Bergs, das identische Blau des schmalen Zipfels von See und dem Meer des Himmels darüber.

Sie erhält einen Schlüssel für das Boot, das in unmittelbarer Nähe des Ufers vor Anker liegt. Es erfolgt ein steter Wechsel: Entweder rudert dieser Freund sie hin, mit unfrohem Ausdruck; oder sie rudert allein, mit einer Freundin, und mit dem Tanzpartner; erhält sie von dem Besuch, wird ihr reicher Freund vom Ufer aus Zeuge. Wie ein böser Engel steht er da, sieht sich als Anwarter auf sie, betrachtet sie als seinen Besitz, obwohl sie ihm das stets ausredet. Unablässig scheint er sie zu beobachten, bleibt aber fern. Unter Deck erscheinen ihr die wechselnden Kuss- oder Liebesszenen anders als in ihrem Zimmer: triebhafter. Die nachwirkende Wärme der Sonne oder die Kühle des Wassers, die ihre Haut dehnt oder um jedes Härchen zusammenzieht, macht Liebe da, ihrer Empfindung nach, beinahe zu einer Verbindung mit den Elementen.

Anna stoppt, spürt genau: der Praktikant ihrer Lektorin ist nicht sonderlich angetan.

»Und dann kommt es zur Mord- oder Unfallszene auf dem See – fehlt da nicht die Überraschung?«, hört sie ihn fragen.

Anna sagt ihm nicht, was sie sich längst eingesteht: Sie schreckt vor der Schlüsselszene zurück – nicht mal daran denken will sie, wie es weitergeht.

Der Praktikant sagt: »Aber wenn er, der mutmaßliche Täter nachher erklärt, er wisse selbst nicht mehr, wie es geschehen konnte, ist das stichhaltig? Machst du ihn da nicht doch wieder jünger?«

»Fest steht nur, sie ist ertrunken«, sagt Anna.

»Also tragischer Ausgang. Tot. Und eben doch nicht. Bloß: Was gibt es für ein öffentliches Interesse für eine solche intime Geschichte?«, fragt der Praktikant.
»Wer soll das lesen? Und weshalb Fiktion? Warum bleibst du nicht beim Fall?«

8 Zeugin

Sie sitzt im Archiv der Neuen Zürcher Zeitung, in einem modernen Nebengebäude schräg gegenüber des alten Redaktionshauses, und blättert das dünne Register für das Jahr 1966 durch. Kaum hat sie, nunmehr an den Regalen stehend, in den dicken, schweren Bänden, die sich fast endlos reihen, die damaligen Zeitungsberichte gefunden und sieht die Schlagzeilen vor sich, packt sie ihre Tasche.

»Ich mache mal Mittagspause«, wirft sie der Archivsekretärin zu. Dabei war sie eben erst gekommen, hatte kaum angefangen. Das war schon mal ein ganz schlechtes Zeichen, denkt sie, obwohl sie tatsächlich auf einmal seltsam durstig und hungrig war. Sie sucht das Selbstbedienungsrestaurant bei der Tramstation Opernhaus auf. Es liegt im ersten Stock, direkt über der Straße.

Sie stellt die Speisen zusammen, als klammerte sich ihr Körper ans Leben. Während sie an der Kasse bezahlt, wachsen ihre Bedenken. Ins Kriminalmuseum gehen? Die Angehörigen des Opfers aufscheuchen, dem Schicksal des damals vor Gericht freigesprochenen Freundes der Toten ausfindig machen? Abstoßend. Zu viel Ungewissheit umgab den Fall.

Wurde der junge Angeklagte, wenn er denn kein Mörder war, das Brandzeichen der öffentlichen Berichterstattung je wieder los? Sie überlegt: Wenn ein Unglück nur wie ein Verbrechen aussah, wollte sie da klüger sein als die Gerichte damals? Selbst wenn sie die Kraft fände, *die wirkliche Geschichte* des einstigen Angeschuldigten, dessen Unschuld für rechtmäßig erwiesen anzusehen war, *aus dessen Gesicht zu entziffern*, gäbe es nur eine Frage, die sie – das weiß sie nun – wirklich bewegt: Wie trifft uns der Tod eines Menschen, den wir lieben, und welche Leere hinterlässt er? Aber da stand zu viel davor – ihr eigenes Leben und die Stimmung, in die sie geriet, sobald die Gedanken zu eindeutig um gewisse Fragen kreisten.

Die Sache abblasen, keinen Fuß mehr in dieses Archiv setzen – sagt ihr Gefühl.

Sie stellt ihr Tablett auf einen der höher gestellten Tische und nimmt auf einem Barhocker Platz, mit Ausblick auf das Redaktionsgebäude der Zeitung. Die tief liegende Halle mit der zyklischen Druckmaschine, wo das Blatt einst noch dreimal täglich gedruckt wurde, war einem Erdgeschoss mit Schaufenstern edler Boutiquen gewichen.

Sie sitzt allein und stochert im Essen herum. Noch während sie erwägt, was geschehen soll, steuern neue Gäste an ihrer linken Schulter vorbei zum freien breiten Tisch vor ihr.

Später würde sie sagen: *Alles beginnt mit einem Gespräch, das ich gegen meinen Willen belausche.*

Der junge großgewachsene Mann mit dem kantigen Gesicht und den hellen Haaren spricht laut, wirkt wie ein Spieler, und scheint gleichzeitig erschreckend naiv.

Sie vernimmt: Er sei *der Banker*. Sein Partner, der Amerikaner, verstehe sich hingegen auf das Öl, und sie kauften es an gewissen Tagen, ohne noch zu wissen, wohin sie es weiterverkauften. Er erzählt es der dritten Person am Tisch, einer Frau gleichen Alters, die nur leise spricht. Der politischen Konsequenzen seines Tuns ist er sich entweder nicht bewusst ist oder er will ihr den Trickreichtum vorführen, mit dem er geschäftlich vorgeht und sich über Benimmregeln der Welt hinwegsetzt. Die Ware aus dem Iran werde in der Türkei oder in Tripolis mit Gold beglichen, und dieses Gold dann *hier* in Devisen umgetauscht.

Anna isst ruhig weiter, wundert sich nur, und schaut nicht mehr zu ihnen hin. Die Frau, die sie auf um die dreißig schätzt, hat inzwischen eine dunkle Sonnenbrille aufgesetzt – hört zu, sagt wenig. Ihr Tonfall ist rheinisch-westfälisches Hochdeutsch. Der Sprecher selbst hat die typisch zürcherische Dialektfärbung der Sprache. Der als Amerikaner Bezeichnete schweigt.

Abends ruft sie einen befreundeten israelischen Journalisten an. Er lacht nur und ist nicht weiter erstaunt, findet aber ihre Angaben ungenau. Doch bewusst vermeidet sie am Telefon jede Charakterisierung der zwei jungen Männer und der Frau.

»Im Restaurant der größten Supermarktkette der Schweiz? Ein solches Gespräch?«, fragt er. Das komme ihm schon für sich genommen unglaubwürdig vor.

Sie kann auch nicht beschwören, jedes Wort so vernommen zu haben. Tripolis?

Sie war von ihrem Stuhl gerutscht, hatte das Tablett vom Imbisstisch genommen und widerstand jeder Versuchung, die drei Personen abzupassen und ihnen nachzugehen. Sie wollte gar nicht wissen, wo das Büro dieser undurchsichtigen Firma war. Ihr gehe es um die Tatsache politischer Umgehungsgeschäfte als solche, sagte sie sich, nicht um die Gründe für die Sanktionen gegen jenes genannte Land, die in Zürich missachtet würden. Das hatte sie in dem Telefonanruf klargestellt.

Allem voran irritierte sie jenes Lachen des jungen Mannes, das seine Erzählung begleitete – und die Aufmerksamkeit der besagten Frau aus Deutschland, die er damit auf sich zog. Wie ein kleiner Junge, der einen

geglückten Streich zum Besten gibt. Die scheinbare Schuldlosigkeit gewollt Ahnungsloser – beschäftigt sie das?

Was beeindruckt Frauen wie die mit der Sonnenbrille noch immer an scheinbarem Erfolg, mit welchen Mitteln er auch immer errungen ist? Oder war sie *Undercover* und stand insgeheim auf der Seite der Gerechtigkeit? Was ist das Gute, wenn niemand an es glaubt?

9 Großvater

Großvater zeigt sich überrascht, sie schon am frühen Nachmittag wieder in Burgdorf zu sehen. Sie vermeidet jede Erklärung. Er sitzt allein vor einem Stück Kuchen, eine Tasse in der Hand. Dann erhält auch sie einen Kaffee.

»Weshalb ich nun lieber in einem Etablissement wie diesem lebe?«

Gedehnt wiederholt er ihre Frage.

»Du fragst mich das jedes Mal. Nun, es gibt sicher nie nur eine Antwort, das stimmt«, versichert er. »Heute würde ich sagen: Es dauert lange, bis ein solcher Gedanke Form annimmt. Du spürst anfangs gar nicht, wie die Stimmen am Radio und am Fernsehen für dich zu bestimmenden Figuren werden, die allein noch durch den Tag begleiten, so als sähen und hörten auch sie dich, nicht nur du sie. Bis du merkst, dass du selbst weniger und weniger unternimmst, kaum mehr einen Schritt vor die Tür machst. Anfänglich vermisst du es nicht einmal mehr, all das, was dein Leben vorher ausmachte: zufällige Blicke in einem Zug oder Bus ...«

Nun habe er dieses wieder: »Sieh nur, die Eingangshalle ist beinahe ein öffentlicher Platz, und obwohl nichts von Belang geschieht, ist das näher als Fernsehen. Ich betrachte den Mammutbaum, oder stehe beim Kaninchenstall, der neben dem Eingang aufgebaut ist. Ist dir aufgefallen, um wie viel schneller sie essen können als Menschen? Immer sind sie am Knabbern und lassen nicht den Blick von dir. Sie können auch die Nasenspitze auf und ab bewegen. Natürlich, du wirst genügsamer, mit jedem Jahr. Das glaubst du mir nicht? Worüber lächelst du? Älter wirst du erst, wenn du über das Alter nachzudenken beginnst – und das war bei mir der Fall: die Einkaufstasche wird immer schwerer; ritzt du dir die Haut, ist da gleich eine Schramme, und wenn du dich stößt ein blauer Fleck ...«

Woran er sonst das Alter merke?

Er verstellt seine Stimme, als könnte er nicht glauben, wirklich nach weiteren Details befragt zu werden. Die Selbstwahrnehmung sei trügerisch: »Die Leute versichern dir, du sähest seit Jahren unverändert aus.«

Als sie noch klein war, wirkten auch ganz gewöhnliche Erwachsene auf sie uralte – durch die spätere Korrektur ihrer verschobenen Wahrnehmung war er, Großvater, ihr eine Zeit lang sogar eher jünger erschienen, vor allem seine Augen.

Er blickte unwillkürlich der Farbe eines Rocks nach, einem Lichtfleck, der vorüberstrich, erst dann hob er seine Augen und grüßte die Frau, die mit einem Lächeln hinter ihm durchging, ihn leicht mit der Hand am Oberarm streifte, nur ganz kurz anhielt, um auch ihr den Kopf zuzuneigen, und die noch gut zu Fuß war. Als hätte sie viel getanzt in ihrem Leben. Seine Augen waren zuvor immer wieder zu ihr herüber in die Weite geglitten – und ihre zu ihm.

»Und wie kommst du mit der Geschichte über den Mord auf dem Zürichsee voran? Ich dachte du ...«, fragt Großvater.

»Ich dachte, ich mache dir einen Überraschungsbesuch«, wick sie aus.

Er blickt sie misstrauisch an: »Bist du an einem Punkt angelangt, an dem es nicht weiter geht?«

»Vielleicht werde ich was Kurzes über altertümliche Traditionen wie den Schweizer Alpenringkampf schreiben: das *Schwingen*. Und über die Alphörner und das traditionelle Steinestoßen auf den Alpen.«

»Wie kommst du denn darauf? Das interessiert doch niemanden in Berlin.«

»Du hattest so ein Buch in deiner Bibliothek, das habe ich mir ausgeliehen.«

»Dann bin am Ende ich noch schuld.«

Sie erhält eine Kurznachricht: »Wo bist du abgeblieben? Dann droht wohl eine Kolumne über dein Heimattal?«, fragt ihre Berliner Zeitungsredakteurin ironisch. »Wann schickst du den Text?«

Als Großvater sich zurückziehen will, um in seinem Zimmer zu lesen – auf dem Bett ausgestreckt, das liebe er –, erhält sie eine Antwortnachricht Ernas, die von dem unfreiwillig abgelauchten Gespräch in Zürich und dem neuen Alpenringkampf-Thema inzwischen weiß.

Erna scherzt: »Schwingfest? Anna, du wirst doch nicht etwa Hand dazu bieten, den Banken- und Rohstoffhandelsstandort in deinem Land zu verniedlichen?«

Abends ruft Erna an. Anna sitzt zurückgelehnt auf ihrem Bett. »Das Schwingen als Kräfteressen der Sennen entstand, bevor es Banken gab im Land«, entgegnet sie kleinlaut.«

Sie wollte sich die geplante Reportage schon aus dem Kopf schlagen, aber Erna ermutigt sie nun plötzlich.

Anna fragt zweifelnd nach: »Nur weil du dich in deiner Doktorarbeit täglich mit archaischen männlichen Kampfspielen befasst?«

»Deren seltsame Wiederkehr in der Populärkultur – sowie in der Politik ist doch ein Thema«, meint Erna. »Die europaskeptischen Nationalkonservativen, die sich bei euch wie anderswo querstellen, machen doch die Folklore zu einem politischen Fetisch, vereinnahmen sie?«

»Offiziell findet an den Schwingfesten keine Politik statt«, antwortet Anna, »Das ist verpönt. Aber bei Parteiveranstaltungen wird traditionelle Musik schon gezielt eingesetzt.«

»Ähnliches findest du überall«, fährt Erna fort. »Rechtsnationale Politik sammelt traditionelle Andachtsbilder wie Trophäen und benutzt sie als Gegensymbol zur übrigen, scheinbar nachgiebigen, weltoffenen Kultur. Immer schreit jemand, unsere angebliche Identität sei Gefahr. Sogar in der gehobenen Literatur – bei Leuten, von denen du das nie gedacht hättest. Die lesen wieder heimlich Spenglers ›Der Untergang des Abendlandes‹. Das *Wer-wir-sind* wird umso lauter beschworen, je mehr von den eigentlichen Ursachen der Verunsicherung abgelenkt wird. Stattdessen wird eine Grenze aufgeworfen und alles von außen Kommende abgewehrt – außer, in deinem Fall, in der Schweiz, das Geld: es darf natürlich rein!« Erna lacht und lenkt dann zu den alten Griechen und ihren Städtebünden, die wegen Eifersüchteleien zerbrachen. »Weil sie die Einheit nicht denken konnten, gingen sie unter.« Das sei die Lehre der Antike. »Zuerst Griechenland. Dann Rom – und in Rom, weil sich herrschsüchtige Egomanen an die Macht putschten. Solche Autokraten stehen wieder überall auf, zur Zeit!«

»Gut, Erna, aber ich kenne den Sport zu wenig, müsste mich, wenn überhaupt, erst kundig machen.«

10 Brünigpass

Kein Licht dringt durch die Jalousien. *Burgdorf*, sagt sie sich nach kurzer Verwirrung. Da hatte sie übernachtet. Sie tappt durch das Dunkel in die Küche des leeren Hauses von Großvater. Erste Grautöne zeigen sich im offenen Fenster. Den Tagesanbruch erlebt sie sonst nur nach einer durchtanzten Nacht. Eine Stunde später sitzt sie im Zug, wegen eines Orts-Termins – das Brünig-Schwingfest. Wolken simulieren wandernde Erdteile auf dem Ozeanblau des Himmels. Die Sonne zeigt sich als schmerzendes Weiß am Rande des rosa-grauen Bands am Horizont und wirft Strahlenbündel aus ihrem Versteck – wie Finger von Suchscheinwerfern. Die Berner Oberländer Seen wirken in der Frühe bleich und die Bergkegel im Gegenlicht milchigblau. Wie die Sonne grell durchbricht, streiken ihre Augen.

Es ist ungewohnt, diese Berge, die sie vom Winter her nur schneebedeckt kennt, zwischen den Felswänden begrünt zu sehen. In den wenigen Monaten wächst gerade genug, um Vieh durchzubringen, Käse zu gewinnen.

Der Brienersee leuchtet in verwaschenem Grünblau, denn das Schmelzwasser der schmalen, reißenden Aare, dem Zufluss des Sees, treibt spargelfarben heran.

Im Zugabteil erklärt sie einem jungen japanischen Ehepaar, das zum Jungfrauoch will, sie selbst sei unterwegs zu einer traditionellen *Swiss Alpine Wrestling Competition*.

Es ist erst neun Uhr morgens, aber die wie ein antikes Theater in das steil ansteigende Waldstück hineinreichende Brünig-Arena ist schon voll besetzt. Die allermeisten tragen eine farbige Kopfbedeckung gegen die pralle Sonne. Auf einer Fläche nicht größer als ein Tennisplatz ist ein grüner Teppichrasen ausgelegt. Darauf liegen vier sich fast berührende Sägemehlkreise – zwölf Meter Durchmesser, wie sie bald erfährt –, auf denen simultan *geschwungen*, das heißt auf diese merkwürdige Weise gerungen wird. Die Schwinger lassen sich weder durch die Begrüßungsansprache – *Geschätzte Zuschauerinnen und Zuschauer und Schwinger ...* – noch durch einen Chor Jodlerinnen und Jodler stören. Zwischen den Kämpfen, die am laufenden Band erfolgen, glätten Helfer in orangen T-Shirts mit weiten Rechen das Sägemehl. Helferinnen sind im Hintergrund zugange. Einhundertzwanzig Schwinger aus der Innerschweiz, Bern und der Südostschweiz seien hier, und ihnen wünscht der Redner viel Glück und Erfolg.

Sie erhielt einen Pressebändel um das Handgelenk. Ein Offizieller, den sie anspricht, erklärt ihr: Der Schwingplatz sei auf Obwaldner Boden und die Arena eine feste Einrichtung. Der Brünigpass markiert die Wasserscheide zwischen Obwalden und Bern. Die Bahn, der sie entstieg, führt hinab bis nach Luzern.

Nur ab und zu wird der Ausgang der einzelnen Partien beklatscht. Direkt bei den Kampfplätzen erklingt Jodelgesang. *Besten Dank für den schönen Vortrag*, verabschiedet der Arena-Sprecher den Chor. Weiter teilt er dem Publikum mit, der eine der Männer mit den Rechen werde demnächst achtzig Jahre alt, die Generationen würden gut zusammenarbeiten. Der Angesprochene winkt und erhält kurzen Beifall. Neue Schwinger schütteln sich die Hand, dann nähern sie sich mit den Schultern wie Tanzende und greifen sich an die speziellen, übergezogenen kurzen Kampfjosen aus grobem Tuch. So ziehen und zerren sie aneinander im Versuch, sich aus dem Gleichgewicht zu bringen oder hochzuheben und nach hinten oder zur Seite zu kippen. Mit flach nach vorne geneigtem Oberkörper drücken sie, als stemmten sie sich gegen eine Mauer.

»Lesen kann man das nie, was die schreibt«, sagt einer etwas barsch zu seinem Nachbarn am äußersten Rand der Sitzreihe, neben die sich Anna hingestellt hat, um Notizen zu machen. Dabei ist sie nicht die Einzige, die von dieser Ecke aus etwas vom Geschehen erhaschen will. »Die Stehplätze sind weiter oben«, fügt der Mann hinzu, wie sie findet etwas gereizt.

»Dann muss ich nachher dahin«, antwortet sie, ohne mit Schreiben aufzuhören, und bleibt freundlich.

Die Wettkampfrichter tragen eine rot geränderte schwarze Sennenkutte mit Schirmmütze, dazu graue oder schwarze Hosen. Der Sprecher nennt zwei Namen und ergänzt ... *sehen wir an der Arbeit auf Platz 2*. Der Familienname zuerst, dann der Vorname. *Vomwinkel, August ...* hört sie.

Anna sieht auf: der junge Mann von der Werbung für das *Eidgenössische* in Burgdorf in knapp fünf Wochen.

Wer nach hinten stürzt, tut alles, um nicht auf dem Rücken zu fliegen, sondern wenigstens in eine Seitenlage zu gelangen, sieht sie. Sie schaut August Vomwinkel zu, der sich mit gespreizten Beinen liegend zu stabilisieren sucht. Nun wölbt er seinen Rücken hoch, nur auf Schultern und Füße gestützt. –*Drück dä Chaib – Drück den Kerl nieder*, rufen die Gegner Vomwinkels im Publikum. Geraten zwei Kontrahenten im Gerangel an den Rand des Sägemehlkreises, wird der Kampf im Zentrum neu aufgenommen. Sich auf einen Fuß hüpfend aus der Umklammerung ins Aus zu retten statt zu stürzen ist eine mögliche Taktik, wird aber nicht gern gesehen. Der vom zuweilen heftig mitgehenden Publikum angefeuerte andere Mann trägt einen Ohrenschutz und hellblaues Hemd. Unfreiwillig macht er im Sägemehl einen Handstand, als ihn Vomwinkel kopfüber wirft.

Sie entfernt sich von den Sitzreihen des Stadions und nimmt die Treppe, die hinab unter der Tribüne zu den Garderoben der Sportler führt. Es riecht nach Kräuteröl. Am anderen Ende liegt die offene Rampe zur Arena. Ein Geländer schirmt den Kampfplatz gegen die tiefer unten vorbeiführende Passstraße ab. Der Blick öffnet sich auf das tief eingeschnittene fettgrüne Tal.

Ein *Gang*, das heißt ein Kampf, dauert in dieser Phase des Wettkampfs sechs Minuten, erfährt sie, als sie sich bei einigen versiert aussehenden Besuchern mit Fragen langsam vortastet. Wer in vier *Gängen* eine bestimmte Punktzahl erreicht, kommt in den *Ausstich*, der aus zwei weiteren Kampfserien besteht. Der Final heißt *Schlussgang*, da stehen sich dann die Besten des Tages gegenüber. Eine Hand des Angreifers muss sich immer am Gurt oder an der Überhose des Gegners festkrallen, sonst wird unterbrochen und vornüber gebeugt neu die Grundstellung eingenommen.

Durch die Lautsprecher dringt kaum hörbar Jodelmusik, nun ab Tonträger. Es gibt eine kurze Pause. Der Geräuschpegel des Publikums im Festzelt und an den langen Holztischen oberhalb der Tribünen ist hoch. Manche singen oder lassen einen Jauchzer von sich.

Rollstuhlfahrende und Verletzte dürfen unten am Rand des Platzes zusehen, neben dem aufgebauten Holzbrunnen. Da waschen sich diejenigen, die sich im Kampf gegen überstanden, das Gesicht und befreien Haare, Nacken und Kleider vom Sägemehl.

11 Vreni

Anna steht im Durchgang zwischen Garderoben und dem Schwingplatz und sieht die jungen Männer hin und her gehen, meist von niemandem groß beachtet, mit Schweißfleck auf der Brust oder dem oberen Teil des Rückens. Eine ungeschriebene Regel will, dass Besucher und Besucherinnen – die sich

überdies einfach kleiden sollen – vor Ende des Wettkampftages die Schwinger nicht ansprechen. Sie wirken auch sehr nachdenklich und konzentriert. In einem Bruchteil von einer Sekunde kann ein Kampf entschieden sein.

Es wird allmählich sehr heiß. Keine Wolke zeigt sich mehr am Himmel. Auf der Brünigstraße herrscht endloser Verkehr. Über dem Grün der Wälder liegt feiner Dunst. Wie ein Filter dämpft er das Licht. Mit Drehbewegungen auf den Zehenspitzen lockern sie sich die Füße, drehen den Nacken, die Schultern, bereiten sich mit Hüpfbewegungen vor.

Der Jodelchor setzt wieder ein. Sie erblickt Vomwinkel, August. Er trägt eine Markenjacke mit einem ausgestorbenen Tier – und macht Werbung für *Swissmilk*.

Frauen in orangenen T-Shirts organisieren mit. Sie beobachtet, wie eine von ihnen sich zu Vomwinkel umdreht und ihn mit einer freundlichen Kopfbewegung grüßt. Er blickt ihr nach. Sie scheinen sich zu kennen. Anna hört, dass sie von den anderen Vreni genannt wird, und nähert sich ihr. Auf der Rückseite ihres orangefarbenen Tops prangt ein Bild der Arena mit dem Schriftzug *faszination schwingsport* in Kleinbuchstaben.

»Darf ich ein paar Fragen stellen?« Ob Beinstellen auch erlaubt ist, will sie wissen.

»Auf jede Weise«, sagt die junge Frau und beantwortet auch die Anschlussfrage. »Ja, auch liegend im Sägemehl gilt die Regel mit dem Hosengriff.«

Geschlagene kehren tief atmend, freudlos vom Platz. Wieder sagt der Stadionsprecher statt kämpfen *an der Arbeit sein*. Der Ohrschutz, den einige tragen, ist aus weichem Stoff oder Plastik, erkennt sie, und wird mit einem Band unters Kinn gebunden.

»Ist es für eine Zeitung?« – »Vielleicht später, ich suche Hintergrundmaterial für ein ungewisses Romanprojekt. Ich bin Anna.« Sie streckt ihr die Hand hin. – »Vreni.« – »Machst du das schon lang?« – »Was? Hier am Brünig-Fest? Seit ich das *durfte*. Kinder mögen solche Anlässe.« – »Du wohnst hier oben?« – »Nein, nicht mehr. Auch mit Schwingen habe ich sonst nichts zu tun. Ich bin Chemikerin, habe in Lausanne studiert.« – »Was für eine Art Chemie?« – »Ich messe, was in Lebensmitteln drin ist.« – »Und sich wahrscheinlich nicht drin befinden sollte?« – »Auch das.« – »Warum Lausanne?« – »So lernte ich noch eine Sprache.«

Die kurze Hose sei aus *Zwillich* oder *Zwilch*, wie sie hier sagen, erklärt Vreni. Erhältlich ist sie in Braun oder Schwarz. »Es gibt auch Frauen, die kampfmäßig schwingen, aber in eigenen, noch zu wenig beachteten Wettbewerben«, sagt sie.

»Und wann ist der Kampf zu Ende? Müssen beide Schulterblätter auf den Boden?«

»Es reicht, wenn der obere Teil des Rückens mehr als zur Hälfte im Sägemehl liegt.« Vreni reckt den Kopf, um zu sehen, wie August Vomwinkel in seinem zweiten Kampf abschneidet. Ihre Kolleginnen rufen sie zum Stand zurück.

Daneben, im Schatten des Eingangs zu den Garderoben, lockern sich bereits wieder andere für den Kampf: die typische Kopfbewegung der Schwinger zur Vorbereitung ist das Rollen des nach vor herabhängenden Schädels, das Kinn gegen den Hals gedrückt: seitwärts hoch bis »zwei Uhr«, dann zurück unten durch und wieder seitwärtshoch bis der Zeiger auf »zehn« steht – keinesfalls nach hinten. Immer hin und zurück.

Ihr Blick schweift über die Publikumsreihen. Zuoberst, wo am Waldrand die Stehplätze sind, lagern die Leute unter den Bäumen.

Weil auf einer Alp Beschäftigte und Bäuerinnen und Bauern nur an einem Sonntag frei nehmen können, wird im Sägemehl ununterbrochen und nebeneinander *gearbeitet*. Der Gewinner muss gegen Abend feststehen. Einer der Schwinger, der weiß wie ein Turner gekleidet ist, hat eine kleine Blutspur auf der Nase – lächelnd geht er zur Garderobe. Die Schwinger wirken kräftig gebaut, aber nicht übermäßig aufgepumpt. Das Zentralschweizer Fernsehen *tele 1* ist auch dabei.

Vreni sagt noch: »Wer zu verlieren droht, kann noch in der Luft versuchen, den Drehimpuls zu nutzen und durch Überdrehen – statt selbst auf den Rücken zu stürzen – den Gegner auf den Rücken zu werfen.«

Der sägemehlgesprenkelte Schweiß im Gesicht der Kämpfenden zeugt von der Anstrengung. Gekleidet sind sie fast alle in schwarze lange Trainingshosen – nur vereinzelte auch weiße: die Weißen seien die Turnvereinschwinger, wird ihr bestätigt. Von denen seien einige auch Ringer und würden sich deshalb am Boden viel wendiger zeigen.

Die sogenannten Sennenschwinger seien am groben, mit kleinen Edelweißsymbolen gemusterten hellblauen Hemd erkennbar.

Erst unmittelbar vor dem Kampf steigen sie in die bereitliegenden kurzen Schwinghosen mit dem breiten Gurt.

Ein Trick bestehe darin, das Bein des Gegners mit einem Klammergriff des eigenen Beins hochzuziehen und ihn dann, unstabil geworden, umzustoßen.

Einer der Kampfrichter, der zur Jury gehört, trägt zum weißen Hemd und den feingewobenen dunklen Hosen einen Gurt mit goldenen Kühen drauf. Auf dem Platz vergeht keine Minute, ohne dass nach einem beendeten Gang zwei Neue den frei gewordenen Ring betreten. Statt Kampf sagt der Sprecher *Paarung*, als wären es Tänzer.

Aufmerksam geht Anna hin und her. Unbeachtet im Schatten der Tribüne wendet einer in roter Jacke und mit schwarzem Basecap den Kopf nach links, nach rechts, dann dreht er Arme und Schultern schnell abwechselnd nach beiden Seiten, kauert sich nieder und versetzt die Knie fast wie beim Charleston in runde Bewegungen – zum Aufwärmen, denkt sie, wenn das bei der Hitze nicht ein sprachlicher Missgriff wäre. Sie hört einen älteren Bauern zu zwei anderen sagen, die darüber klagen, wie heiß es sei: »Es geht nicht lange und dann haben wir wieder einen Meter Schnee – ihr müsst gar nicht lachen.«

Die Kamera-Crew des Schweizer Fernsehen *srf* dringt nun auf den rot gekleideten Schwinger ein, der sie zunächst ignoriert, die Rumpfbeugen nicht unterbricht, rechte Hand an linken Fuß, linke an rechten, sich bereit macht. Aber sie wollen ihn, noch außerhalb des Platzes, interviewen – die Schweige-Regel gilt womöglich in aller Strenge nur für den Kampfplatz, denkt sie, oder aber dieser Mann macht sich damit keinen Gefallen. Es kann kein Glück bringen. Er ist der Favorit: Wenger, Kilian. Schwingerkönig beim letzten *Eidgenössischen*. Hier, bei diesem wichtigen *Bergfest*, will er wieder an die alte Form anknüpfen. Von Beruf ist er Zimmermann und kann Lastwagen fahren. Auf der Trainingsjacke finden sich in kleiner Schrift unter dem rechten Schlüsselbein die Namen der Firmen, mit denen er Werbeverträge unterhält. *Musste* er mit dem Fernsehen reden?

Feststeht, dass er nach dem dritten Gang nur auf dem elften Rang landet. Nach dem vierten Gang rutscht er auf Platz sechsendreißig ab. Wie aus einer Vorahnung hatte er noch versucht, die Fernsehleute, die nicht abzuwimmeln waren, weiter weg zur Schranke zu ziehen, als würde ein Gebot, das wir brechen, wenn niemand es sieht, weniger zwingend.

In der Mittagspause schlendert sie am Festzelt vorbei, das auf der einen Seite offen ist. Es riecht stechend nach Bratkäse. Ein *Ländlermusik*-Quartett mit kleiner, mittelgroßer und schwerer Handorgel spielt mit einem Streichbass. Oben im Wald liegen einige und schlafen. Andere essen. Getrunken wird viel. Bier, Most. Es sieht aus wie ein eidgenössisches Heerlager aus den Jahrhunderten, als es noch Schlachten zu schlagen gab. Einer hat den Kopf auf das Moos einer Baumwurzel gebettet. Seit hundertzwanzig Jahren gibt es einmal im Sommer dieses Schwingfest hier. Damals waren Schwinger noch radikal gegen die Konservativen eingestellt, hat sie gelesen.

12 Vomwinkel, August

Sie wartet auf einen günstigen Moment, um die junge Frau nochmals anzusprechen. Vreni blickt auf. »Mir wurde gesagt, dass August Vomwinkel früher täglich in einem Schwimmclub trainierte – vor allem lange Strecken«, fragt sie.

Ohne eine besondere Reaktion zu zeigen gibt Vreni bereitwillig und freundlich Auskunft: »Das tut er immer noch. Sein Verbandstrainer findet, ihm sei bisher alles viel zu leicht gefallen, weil er vom Schwimmen gewisse Kraftreserven mitbringt, und mache sich nur einen Spaß draus, hier mitzutun. Aber in seinem Fall genauso entscheidend ist wohl: als Kind war er im Judo und kann viele Griffe aufs Schwingen übertragen. Er arbeitet mit der Kraft der anderen.« Es fällt Anna sofort auf, wie viel Vreni über ihn weiß und wie sehr sie sich doch in ihren Gefühlen zurückhält.

Vor sich in der Menge erkennt Anna den Schriftsteller Peter Bichsel – vor einem halben Jahrhundert als junger, lange Haare tragender Lehrer ein Nachwuchsautor mit einer ganz neuen Sprachmelodie, nun lebende Legende. Es gibt Fernsehaufnahmen von ihm in Schwarzweiß aus jener Zeit, die sie kürzlich sah. Er geht neben ihr vorbei – und kommt gleich wieder. Sie lässt ihn unbehelligt, und er setzt sich, wie sie beobachtet, auf einen der Sitze in der zweiten Reihe.

Auf Platz Nummer so und so hätten *Name, Vorname* und *Name, Vorname* ›zusammengegriffen‹, sagt der Sprecher. Manchmal sagt er auch: der und der *schwingen* auf dem oder jenem Platz. Ein Junge wechselt dann an der schwenkbaren Anzeigetafel des betreffenden Rings die Startnummern in Rot und Schwarz und dreht die Zahlen mit einer eisernen Kurbel langsam im Kreis, solange der *Gang* währt. Wieder hat einer das Nasenbluten und folgt einem Samariter. ... *hat den Kampf für sich entscheiden können*. Die Mikrofonstimme verwendet das hart klingende Wort also doch.

»Tut das nicht weh, wenn sie hinfallen und mit dem Kopf aufschlagen?«, fragt sie weiter.

»Das Sägemehl ist richtig weich und gibt federnd unter dem Fuß nach«, antwortet Vreni.

»Auch unter dem Hinterkopf? Wenn so ein Schrank mit dem ganzen Gewicht auf dich niederstürzt? Hundert Kilo oder 1.80 und größer müsse einer schon sein, hörte ich sagen.«

Vreni sagt: »Bei kaltem Wetter gibt es tatsächlich mehr Verletzungen – Sehnen, Muskeln, Gelenke, oder die Stirn, wenn die Köpfe zusammenstoßen. Aber dahinter liegt keine böse Absicht. Die haben einen guten Zusammenhalt, und im Ring wird vorbildlich faires Verhalten verlangt.«

»Ich sehe bei einzelnen, wenn sie ihr Hemd ausziehen, rote, blaue, gelbe oder grüne Pflaster quer über den Rücken ...«, bemerkt Anna.

»Das sind *Tapes*. Die lassen sich das machen. Manche binden auch den kleinen Finger mit dem Ringfinger zusammen, damit er nicht ausgelenkt wird, oder kleben Verband auf die Ellbogen, zum Schutz.«

Unwillkürlich wenden sie beide den Kopf. Fast ohne Applaus kommen zwei vom Platz. An ihren Mienen zeigen sich Sieger und Besiegter. Annas Blick leitet wieder zurück zum Schwingplatz. Neben dem Brunnen, der aus einem Holzstamm geschnitzt ist, liegen viereckig gepresste Strohballen, wo die Männer vor dem Kampf sitzen. Wieder schreiten zwei in den leeren Sägemehlkreis. ... *haben einander die Hand gegeben*, kommentiert der Stadionsprecher den Beginn des Kampfs. Auch Vreni stellt sich auf die Fußspitzen.

»Jeder Schwinger darf höchstens an drei Bergfesten pro Jahr teilnehmen – insgesamt gibt es sechs«, erklärt sie. »Hier auf dem Brünig, auf dem Stoss, der Schwägalp auf der Rigi, dem Weissenstein oberhalb von Solothurn und noch an einem Ort im Kanton Bern.«

»Dann treffen sie in immer neuer Zusammensetzung aufeinander?«

»So ist es, und gemeldet werden die Schwinger vom Verband, es gibt keine Ausscheidung; die Zuteilung erfolgt nach Stärke.«

Applaus brandet auf. »Sempach, Matthias!«, ruft Vreni. »Jetzt ist er der Favorit.«

Ich verpasse immer etwas, denkt sie. Wie es das Publikum nur schafft, die Kämpfe gleichzeitig zu verfolgen?

»Manchmal endet eine Begegnung auch unentschieden«, erzählt Vreni, »dann gibt es nicht viel zu sehen und für beide nur neun Punkte. Ein Sieg mit *Blattwurf*, wenn der Unterlegene direkt von den Beinen auf dem Rücken landet, trägt dem Gewinner ein Zehn ein. Ist liegend Arm- und Beinarbeit im Sägemehl nötig, erhält der Sieger 9,75 Punkte.«

»Das sind geringe Unterschiede.« Anna ist verblüfft.

»Das hält einen Wettkampf spannend.«

Nach jedem Gang wird eine Zwischenrangliste gedruckt und für einen Franken verkauft. Vreni zeigt sie ihr: »Heute hat Sempach, Matthias bis jetzt jeden bezwungen, er ist aus dem Emmental. Er wird mit dem Zweitplatzierten den Schlussgang bestreiten.«

»Den Final?«

Brute – liest Anna auf dem blauen Ohrenschutz eines Schwingers, der keuchend vom Platz kommt. Ein anderer hat eine verletzte Augenbraue. Eine Kollegin Vrenis führt ihn ins Sanitätszimmer. Zwei Alphornbläser werden angekündigt und legen los, während in zwei Ringen noch *gearbeitet* wird.

Wenn sich plötzlich was tut, wie gerade jetzt, schreien im Publikum alle auf.

»Da sperrt sich einer mit Armen und Beinen in Seitenlage«, kommentiert Vreni den entfesselten Kampf, »nun versucht der andere, ihn kopfüber zu heben, dreht in dann auf dem Kopf im Kreis, bis er ihn aufs Kreuz nieder pressen kann.«

»Die Jodelmusik kontrastiert extrem zu dieser Rauferei – wirkt paradox besänftigend«, platzt es aus Anna heraus.

»Darin zeigt sich die friedliche Absicht des Kräftemessens«, erklärt Vreni, den Blick unverwandt auf den Platz gerichtet. »Wird einer aufgehoben, muss er mit aller Kraft an der Hose des Gegners zerren, am unteren Teil derselben, um den Mann im Fallen selbst auf den Rücken zu reißen – er muss spüren, in welche Richtung ihn der andere kippen will, und kontern.«

Wenger, Kilian, weniger breit gebaut als die anderen, dafür athletischer, kehrt geschlagen vom Platz. Das Pech klebt an seinen Sohlen.

Der Sprecher verkündet die offizielle Zahl der Zuschauerinnen und Zuschauer: 6500. Er dankt allen, *die den Weg da hinauf gefunden haben*.

»Jetzt beginnt der Ausstich«, erklärt Vreni. »Da wird entschieden, welche am Ende einen Kranz bekommen.

Auch *Vomwinkel*, *August* macht sich bereit. Vreni fängt seinen Blick auf. Die provisorische Rangliste verzeichnet ihn weit oben.

»Kennen Sie ihn schon lange?«, fragt Anna endlich. »Er hat nicht schlecht abgeschnitten.« Vreni scheint zu erröten.

Mit beiden Händen an der umgürteten Schwinghose des anderen beugen sich die zwei der ersten Paarung vor. Der Kampfrichter ruft *Gut!* und gibt den Kampf frei. Von da an muss nur noch eine Hand ständige Tuchföhlung halten. Die andere darf frei verfahren. Nur an den Nacken zu fassen, wie die Ringer das tun, gilt nicht als sehr fein.

Auch in den übrigen drei Kreisen geht's zur Sache. X und Y *sind die beiden Sennen auf Platz vier ...*, dringt es zu elegischem Jodel aus den Lautsprechern. Nach einem Taucher auf den Grund stehen sie wieder fest auf den Beinen. Sägemehl klebt wie Lehmkrusten auf den Gesichtern. Tief atmend blicken sie scheinbar in die Leere. ... *haben den Kampf aufgenommen auf Platz zwei ...*

»August?«, wiederholt Vreni. »Ja, unsere Familien kennen sich. Ich habe Verwandte in Brienz, wo er ursprünglich herkommt. Dann zogen seine Eltern nach Burgdorf. Er könne keine Stallluft mehr riechen, behauptete er.«

»Soll aber gesund sein, härtet ab gegen Allergien«, wirft Anna ein.

»Auf so was gibt er nichts. Jetzt hat er eine Stelle in Bern – fand da auch eine Wohnung. Er will ein richtiger Städter werden.«

»Aber wieso schwingt er denn?«

»Nur um es denen zu zeigen. Aus Witz. Dass er auch das besser kann als die vom Land.«

Anna bildet es sich vielleicht nur ein, aber glaubt, einen Seufzer von Vreni zu hören. »Als Kinder verbrachten wir mal einen Sommer lang auf benachbarten Alpen hier oben im Brüniggebiet, weiter hinten Richtung Käserstatt.«

Anna würde gerne mehr darüber erfahren und bemerkt: »Ich war als kleines Mädchen auch mal *zur Alp*, erinnere mich aber nur an den Geruch des Heus, auf dem wir schliefen«, sagt sie. »Und es pikste!« Unwillkürlich überlegte sie, an welche Stellen August Vrenis Gesicht wohl am liebsten küssen würde.

Doch Vreni blickt sie nur unverwandt an, schien sich längst zu fragen, was diese andere Frau hier wirklich suchte – und sie wusste es ja selbst nicht. Da trägt ihr Vreni das Du an.

»Sag mal Vreni, mich erinnert dieses Schwingen stark daran, dass Kühe untereinander und auch Stiere ebenfalls mit den Köpfen gegeneinander stehen und sich wegzustoßen versuchen, im Kampf. Wenn die Sennen das Schwingen wirklich erfunden haben, schauten sie es da nicht den Tieren ab, die sie den ganzen Tag beobachten?«

Vreni blickt skeptisch-amüsiert.

Anna stellt die Frage anders: »Vielleicht gibt es einen Grund, warum alle großen traditionellen ländlichen Feste aus einer Art Kult um Rinder entstanden sind. Nimm die Rodeos in Amerika, wo versucht wird, auf ihnen zu reiten, und hier ahmen die Kämpfenden, wenn sie sich mit waagrechtem Körper vornüber

beugen und den Kopf gegen die Schulter des Gegners drücken, Haar an Haar, doch auch kämpfende Rinder nach. Hast du auf der Alp je beobachtet, wie Kühe und Rinder kämpfen?«

»Na ja, stammen die Tiere von einem Hof, dann ist die Hierarchie klar, wenn sie auf die Alp kommen. Hin und wieder aber, wenn es Kühe von verschiedenen Höfen sind, machen sie untereinander aus, wer den Vorrang beanspruchen darf: Welche als erste zum Brunnen geht oder rein kann ...«

»Rein in den Stall?«, fragt Anna.

Vreni lacht sie aus. »Ja! Da kann eine schon schön blöd tun – mit dem Horn in die Flanke der anderen. Das ist nicht lustig, das gibt Kratzer, blutige manchmal. Das ist ernst gemeint.« Sie ahmt die Kopfbewegung eines kämpfenden Rinds nach, das von unten ausholt.

»Exakt so bewegen Schwinger den Kopf, bevor sie in den Kampf gehen«, erwidert Anna.

Vreni fährt fort: »Oder, die Köpfe gegeneinander, versuchen sie einander rückwärts zu schieben. Dann ist klar, wer die Stärkste ist, nein, nicht immer die Stärkste: die Gefürchtetste! Sie bluffen auch!«

»Die Kühe?«

»Ja, aber das ist nur in den ersten Tagen der Fall, wenn sie sich noch nicht kennen. Am schlimmsten ist, wenn eine angebunden ist und die andere nicht. Wenn sie eine *böse Kuh* ist ...«

Einer, der im Ausstich verlor, und allein und erschöpft zurückkehrt, entledigt sich des Sägemehls im Nacken und in den Ohren, bleibt im Durchgang stehen, blickt, als hole er sich nochmals jede Einzelheit der Begegnung vor das innere Auge. Dann entfährt ihm ein kurzer Fluch, aber er fasst sich sofort – und auf dem Platz vor den unbeirrt Weiterkämpfenden setzt der Chor neu ein. Auch Französisch ist zu hören: *planquer quelqu'un* heißt, jemanden auf den Rücken legen.

Eine allerletzte Pause. Nach dem Chor nehmen einmal mehr Alphornspieler und -spielerinnen Aufstellung, diesmal in Begleitung von drei Fahnschwingern. Es braucht starke Unterarme, um die Fahnenstäbe hoch in der Luft zu schwenken – oder hinter dem Rücken durchzuführen und mit dem Stiel voran kerzengerade mehrere Meter in die Höhe zu befördern, wo sie sich wirbelnd entfalten, ehe sie wieder abgefangen werden.

Vreni verabschiedet sich. »Ich muss mich umziehen«, sagt sie.

»Eine Tracht?«, versucht Anna zu erraten.

Zuerst versucht Vreni in ihren Augen zu ergründen, wie sie darüber denke, dann nickt sie und hält ihr zum Abschied die Hand hin.

Anna ergreift sie. »Verzeihung, nur noch dies: was ist er denn von Beruf?«

»August? Büroangestellter, und er besucht Kurse in Betriebswirtschaftslehre.«

Sie blickt Vreni nach und wendet sich den Pressetischen zu, die sich unter einem langen Betondach der Tribüne aneinanderreihen. Mit Kopfhörermikrofon sind zwei Radioleute gerade auf Sendung.

Der nun folgende Schlussgang dauert zwölf Minuten. ... *Danken tue ich auch Petrus, denn er hat es dieses Jahr gut mit uns gemeint*, sagt der Speaker. Auch die Frauen marschieren auf. Die Obwaldner Trachten haben ein Brustschild und sind hochgeschlossen, bis zum Hals.

Der Führende nach Punkten, Sempach, entledigt sich der rotweißen Schirmmütze und der schwarzen Gilet-Jacke. Er wirkt wie ein Fels. Sein Gegner, Gnägi aus Aarberg, ist zwar auch stämmig, aber kleiner. Die übergestreiften Zwillichhosen werden an den Schenkeln leicht hochgekrempt. So aufgerollt bieten sie besseren Halt. Handorgelmusik aus der Konserve erklingt. Kein Applaus, als die beiden den Ring betreten. Riesiger Jubel, als nach langem Stellungskampf kurz vor Schluss Sempach der entscheidende Wurf gelingt. Er wird von zwei Freunden auf die Schultern gehoben und macht die Kraftgeste mit den zwei ausgestreckten Armen. Es ist sein zweiter Brünig-Sieg.

Zusammen mit den übrigen Presseleuten nähert Anna sich ihm. Der Holzgeruch des dick gestreuten Sägemehls steigt in die Nase.

Das Stadionmikrofon überträgt das Sieergespräch. *Dieses Bergfest ist etwas vom Schönsten, das man gewinnen kann*, sagt Sempach, bremst aber seine Emotionen. Er denkt wohl an das *Eidgenössische* in einem Monat. Einige sehen ihn bereits als nächsten Schwingerkönig – in Burgdorf. Nur ausweichend und vorsichtig gibt er Antwort über die nächsten Ziele. Bei dummen Fragen pfeift das Publikum. Sempach hat die Jacke wieder an, macht mit diskreter Aufschrift Werbung für Emmentaler Käse, für zwei Berner Bergkurorte, eine Regionalbank, eine Autofirma usw.

Sie scheut davor zurück, sich in die Reihe derer einzureihen, die ihm Fragen stellen wollen.

Der Unterlegene wird etwas weiter weg beim Brunnen von einer Frau interviewt. Anna gesellt sich zu ihr, und sie beide kommen danach ins Gespräch. Vor einem halben Dutzend Jahren sei sie von ihrer Zeitung hierher an ihr erstes Schwingfest geschickt worden, sagt die Berufsreporterin.

»Kennen Sie Frauen, die schwingen?«, fragt Anna.

»Ja, es gibt einen eidgenössischen Frauenschwingverband. Die amtierende Meisterin trainiert auch mit Männern.«

Zur Siegerehrung erscheinen alle umgezogen, in einheitlichen schwarzen Sennkutteln. Das Amphitheater hat sich schon weitgehend geleert. Sempach kniet sich nieder, und eine der Ehrendamen setzt ihm den Kranz auf. Auch eine ganze Anzahl der Nächstplatzierten erhalten Kränze, darunter Vomwinkel, August.

Anna wartet beim Durchgang, bis Vomwinkel mit den anderen zurückkehrt. Nur auf ihn geht sie zu und erklärt ihm, dass sie nichts vom Schwingen verstehe – aber ob er einmal Zeit hätte für Fragen, kein offizielles Interview. »Natürlich nicht heute. Ich hörte, dass Sie aus Burgdorf sind, wo mein Großvater lebt. Ich selbst lebe jetzt in Berlin.«

»Berlin?«

Es klingt seltsam interessiert, aber wie Vreni in ihrem Kostüm vorbeikommt, das ihr Gesicht wie in einem Bilderrahmen betont, sieht August Vomwinkel gebannt zu ihr hin. Sein Blick folgt ihr wie eine Kamera. Anna prägt sich jede Einzelheit ein. Vreni, ohne deswegen gleich fröhlich zu wirken, hält seinen Augen stand, fast so, als hätten beide sich auf dasselbe Spiel verlegt, vorschnell keine echten Gefühle preiszugeben.

Erst als August Vomwinkel sich wieder fasst, nimmt sie den Faden wieder auf: »Schlagen Sie einen Ort vor, vielleicht wollen Sie mir was zeigen, dann können wir essen gehen.«

»Verstehen Sie das unter einem Gespräch?«, versetzt er.

»Sie entscheiden, was ich verwenden darf.«

13 Der See

Zurück in Berlin, erscheint immer wieder das Bild des Zürichsees vor ihrem inneren Auge.

Sie nahm die Skizze nochmals hervor. Vielleicht wird es tatsächlich eine Fantasy-Geschichte, denkt sie.

Die Ermordete lebt im Wasser weiter. Sie, die Opernhaus tänzerin, steigt aus dem See, in einem langen hellen Kleid, das sofort trocknet. Niemand achtet auf sie, als wäre sie gar nicht sichtbar.

Sie entführt vor einem Café ein Kleinkind aus einem Kinderwagen. Es schreit nicht. Niemand verfolgt sie, obwohl die Mutter Kopf steht und die Polizei sofort eintrifft.

Mit dem Kind im Arm steht sie am Seeufer und beobachtet, wie ein Taucher umringt von Polizeibeamtinnen und -beamten und Presseleuten sich zum Tauchgang bereit macht – um sie zu finden. Eine Foto-Journalistin, die weint, und die identisch ist mit der Freundin, welche sie zweimal auf der Yacht besucht und geküsst hat, zeigt dem Taucher ein signiertes Bild.

Sie umkreist in ihrem langen Kleid mit dem Kleinkind im Arm die beiden, ohne von ihnen erkannt zu werden. Der Taucher wird vergeblich nach der Leiche suchen. Währenddessen wird ihr finsterner Freund am Ufer von der Polizei verhört. Ihr Tanzpartner, den die Nachricht verspätet erreicht hat, trifft ebenfalls auf dem Schauplatz ein. Schließlich setzt sich der junge Bootsbesitzer

mit einem langen Blick nach Tänzer in den Wagen und fährt zurück zur Börse – an seine Arbeit.

Sie bringt das Kind zurück, indem sie ganz beiläufig in einem Laden einen beim Eingang zum Verkauf stehenden leeren Kinderwagen mitlaufen lässt. Den schiebt sie vor sich, das Kind im Arm. Noch immer herrscht vor dem Café Aufruhr. Die Mutter ist untröstlich. Die Tänzerin legt das Kind in den Wagen, steckt ihm einen glitzernden Edelstein in das Händchen und lässt den Kinderwagen auf die Mutter zurollen. Das Kind blickt verträumt. Niemand achtet auf sie selbst, als der Glücksschrei der Mutter einen Auflauf von Neugierigen verursacht.

Sie tritt vor die Börse, streift – ohne von Sicherheitskontrollen aufgehalten zu werden – durch ein Großraumbüro, in dem ihr Bootsbesitzer-Freund sich von einer Vorgesetzten peinliche Fragen stellen lassen muss, ehe er sich, auch von den anderen Börsenhändlern und Börsenhändlerinnen scheel angesehen, an einen Arbeitsplatz mit mehreren über- und nebeneinander gepackten Bildschirmen setzt. Nachts kehrt sie im Dunkeln zurück, verzaubert die Computer, die plötzlich angehen und wirre Zahlenreihen produzieren. Am Morgen berichten die Zeitungen von einem nur haarscharf vermiedenen Börsencrash am Finanzplatz Zürich. Sie verfolgt die aufgeregte Fernsehberichterstattung in der Bar des Cafés. Niemand kann sich den Vorgang erklären. Ihr zwiespältiger Freund wird beschuldigt, der Verantwortliche für den Börsen-Absturz zu sein – und gefeuert.

Sie steigt wieder ins Wasser. Kein erwachsener Mensch achtet auf sie, nur ein kleiner Junge, der ihr fragend zusieht. Sie winkt ihm – er vertraut sich ihr an, nähert sich, reicht ihr den Arm.

Vom Seeufer her ertönt der Schrei eines jungen Vaters und einer jungen Mutter, die gerade noch sehen, wie ihr Junge ins Wasser stürzt. Sie eilen zum Ufer und versichern, gesehen zu haben, wie er in den Fluten versank. Beide Elternteile reißen sich Schuhe und Kleider vom Leib und springen dem Kind nach, tauchen verzweifelt unter Wasser – nicht tief genug.

Sie zieht ihn am Arm in die Tiefe. Er lässt sich lächelnd in ihre Welt locken. Sie tanzen.

An einer anderen Stelle, unbemerkt von den Eltern und der eingetroffenen Polizei, setzt sie den Jungen wieder an Land, der mit wie verzaubertem Gesicht und sofort trockenen Kleidern und Haaren durch die Menschenansammlung zu Mutter und Vater tritt, die an ihrer eigenen Wahrnehmung zweifeln. In der Hand hält auch er einen Edelstein, den er aber nicht herzeigt und als Geheimnis hütet. Die Menschenmenge öffnet ihm eine Gasse – und löst sich augenblicklich auf. Die Polizei zieht wortlos ab.

Sie selbst schreitet mit ihrem langen Kleid vom See die zentrale Bahnhofstraße hinab. Weiter unten, zwischen zwei großen Warenhäusern biegt sie mitten auf der Fahrbahn in eine breite Querstraße und nähert sich der Polizeihauptwache. Ginge sie weiter, käme sie zu einer Brücke über den Fluss,

der vom See herkommt. Sie bleibt stehen. Es sieht so aus, als würde sie überfahren. Ein Fahrer hält mit kreischenden Bremsen, beugt sich verzweifelt vorn unter seinen Wagen. Doch da liegt niemand.

Ohne dass es jemand bemerkt hätte, geht sie schon die breite, theaterhafte Treppe hoch zu den Amtshäusern der Stadt und weiter zum Eingang der Polizei-Hauptwache.

Streifenwagen und Beamte stehen herum und halten die Presse- und Paparazzi-Meute davon ab, näher zu kommen. Denn soeben entsteigt ihr Boots-Freund als Verhafteter einem Fahrzeug und wird in die Wache geführt.

Niemand achtet auf sie, trotz ihrer auffallenden Erscheinung und obwohl sie die Männer und Frauen in Uniform mit tänzerischen Schritt streift. Einem verdreht sie die Mütze auf dem Kopf, einer Polizeibeamtin ebenfalls. Es ist fast, als könnte sie auch durch die Personen hindurchgehen, die dabei etwas Seltsames spüren, es aber keiner bewussten Erfahrung zuordnen können. Sie betritt die Wache und öffnet, ohne aufgehalten zu werden, die Tür des Büros, in welchem der Freund aussagen muss. Sie hört, wie er alle Schuld von sich weist und auf den Tanzpartner der Ertrunkenen abschiebt. Doch die Beamtin, die das Verhör führt, schenkt ihm keinen Glauben. Sie ist überzeugt, dass nur er für den Tod der vermissten Frau verantwortlich ist. Dennoch wird wieder auf freiem Fuß gesetzt. Die Beamtin gibt ihm die Karte mit einer Nummer, auf der sie rund um die Uhr erreichbar sei, falls er es sich anders überlege und die Wahrheit bekennen wolle.

Auf der Opernbühne springt inzwischen eine andere Tänzerin für sie ein. Als die Nacht hereinbricht, sucht sie ihren Tanzpartner in der Garderobe auf, der sich untröstlich abschminkt und dann allein traurig dem See entlang geht. Sie folgt ihm, zieht ihn dann hinter das Le Corbusier-Haus. Sie tanzen und lieben sich im Gras. Doch plötzlich ist sie weg und es erscheint ihm alles nur noch als Traum.

In der gleichen Nacht folgt sie ihrem reichen Freund, Yacht-Besitzer und Mörder, der an eine Tango-Milonga geht, aber sich an der Bar betrinkt, ohne zu tanzen. Sie betritt den Raum, fordert eine Frau zum Tango auf. Alle sehen zu ihr hin, nur er nicht. Dumpf starrt er nur in sein Glas.

In einem Taxi lässt er sich nach Hause fahren. Er bewohnt eine Villa am Zürichberg mit Blick auf den See. Sie folgt ihm in einem zweiten Taxi. Statt zu zahlen verzaubert sie ihren Chauffeur, der in einen Sekundenschlaf und einen Feentraum fällt. Beim Aufwachen hält er einen Edelstein in der Hand. Währenddessen tritt ihr Freund auf den Terrassengarten hinaus, bemerkt nicht, wie sie vor ihm erscheint und tanzt. Trübsinnig geht er ins Bett. Das Schlafzimmer hat eine offenstehende Flügeltür zu einem Balkon. Von diesem Balkon dringt sie in das Schlafzimmer und setzt sich auf das Bett, auf dem er unruhig schläft.

Auch ihm erscheint sie im Traum – und das hat Folgen.

Die Presse und Paparazzi berichten am nächsten Morgen live vom Eingang der Villa: Denn der Freund griff am frühen Morgen beim Erwachen, gerade als sie durch das offene Balkonfenster entschwindet, zum Telefon und legte der Polizeibeamtin, deren Nummer er erhielt, ein Schuldgeständnis ab. Er wird in Handschellen zu einem Einsatzfahrzeug geführt. Sie, die Tänzerin, steht neben dem Polizeiwagen, nur durch die Scheibe von ihm getrennt. Dann wird er weggefahren. Nur für einen kurzen Moment wird sie für ihn sichtbar – vom Zauber berührt, fällt er augenblicklich in Tiefschlaf, aus dem er für lange Tage nicht mehr erwacht.

14 Farben

Abends geht sie auf die Berliner Redaktion.

»Deinen Text das über Schwing- und Älplerfest kann ich intern nur schwer durchsetzen«, sagt die Redaktorin, »ich dachte zuerst, es wäre was für den Magazin-Teil in der Samstagsausgabe. Nun, ich würde sagen: Behalte ihn doch noch ein Weilchen. Vielleicht hast du was anderes mit ihm vor. Ich müsste ihn derart zusammenkürzen, dass es mir Leid täte.«

Anna nickt nur. Sie muss sowieso auf den Nachtzug – sie hat nur leichtes Gepäck bei sich, es fällt gar nicht auf.

Die Redakteurin rief ihr nach: »Und was ist mit diesem anderen Stoff – illegaler Handel mit Boykott-Öl, von dem du mir erzählt hast? Das wär doch endlich was!«

August Vomwinkel schrieb ihr, er erwarte sie in Brienz, seiner ursprünglichen Heimat. Verwandte würden ihm am Vortag ein Festmahl ausrichten.

»Also erst am späteren Nachmittag?«, hatte sie ihm verwundert geschrieben.

»Mögen Sie keine Sonnenuntergänge?«, beschied er ihr in einer Kurznachricht.

Interlaken liegt schon hinter ihr. Dort war sie vom direkten ICE aus Berlin in die gemächliche Regionalbahn umgestiegen, die sie schon kennt. Das tiefe Grün des gegenüberliegenden Uferwalds und die weißlich hervorsimmernden Felsplatten spiegeln sich fast farbecht im Brienersee. Der täuscht über seine Kälte hinweg und wirkt auch da, wo sich schon Schatten ausbreiten, wie ein Badesee im Tessin. Im Gegenlicht der Sonne zerrinnt das Blau in weißlichem Dunst, der sich über dem V-förmigen Bergeinschnitt bildet.

Er steht gegenüber des Bahnhofs beim Bootssteg und betrachtet die weißen, in den Seegrund gerammten Pfähle der Anlegestelle – ganz so als überlegte er sich, mit welchem Griff er sie als Schwingkämpfer ausreißen und flachlegen könnte.

Sie bleibt stehen und zählt amüsiert die Sekunden, die August Vomwinkel braucht, um sie wahrzunehmen.

»Und? In bester Stimmung?«, fragt er zur Begrüßung.

»Nicht wirklich. Mir redete gestern jemand ins Gewissen, meine Redakteurin – normalerweise bin ich gewohnt, das bei anderen zu tun.«

»Das trifft hart«, sagt er.

»Schon seltsam, dass wir ein Lob schnell vergessen, Vorhaltungen aber nie. Ich sei nicht mutig genug. Ein nagendes Gefühl.«

»Was heißt nicht mutig genug?«

Sie umging die Antwort. »Und Sie? Bekamen Sie ein paar Tage Ferien?«

»Die Firma kommt mir sehr entgegen, ich kompensiere die Freitage im Winter.« Er zeigt auf einen Elektrowagen. »Neuer Sponsor«, sagt er. Auf der Karosserie prangen riesige Werbebuchstaben. Sie fahren hoch zum Brünig.

In einigen Kurven fällt der Blick auf die Bergflanke jenseits des Sees, wo es Sturzbäche gibt. Sie machten in der englischen Publizistik die Gegend einst berühmt. Wie schäumende Milch schein das Wasser aus dem Fels zu springen. Alle paar Kilometer sind welche zu sehen. Senkrecht stürzen sie in die Tiefe, während hoch oben kahle, verwitterte Gipfel sich wie Dorne lauernder Kampfechsen regungslos im letzten Licht der Sonne spreizen. Sie nimmt ein doppelt gefaltetes Blatt hervor und einen Stift.

»Machen Sie keine Fotos?«, fragt er.

»In meinem Kopf.«

»Wie wollen Sie überprüfen, ob Sie etwas richtig beschreiben, wenn Sie es nur einmal sehen?«

»Alles Einzigartige im Leben sehen wir nur einmal, dann setzt Gewöhnung ein: es ist nicht festzuhalten. Blupp!« Sie macht mit den Fingern das Zeichen einer platzenden Seifenblase: »Nur mit künstlichen Mitteln ist die Wirklichkeit nachzubilden.«

Auf der Passhöhe angekommen nimmt er rechts die Abzweigung nach Hasliberg. Er will ihr die Gegend bei Käserstatt zeigen. In weitem Abstand fahren sie hinter einem gelben Postbus her, der in den Kurven hinter Stämmen verschwindet und blinkend wieder hervorleuchtet.

»Vor dem Bau der Brünigbahn fanden die Schwingkämpfe nämlich da oben, auf jener Alp statt.« In Wasserwendi hält August Vomwinkel und parkt ein.

Er blickt auf die Uhr. Die Sesselbahn hat ihren Betrieb bereits eingestellt. Sie müssen zu Fuß weiter.

Kaum sind sie einige hundert Meter bergwärts gestiegen, greift sie nach der Wasserflasche, deren Inhalt ihr glitzernd entgegenrieselt. Die Schatten kriechen unmerklich aus dem weiten Tal hoch. Hinter den trockenen Bergspitzen tauchen die vergletscherten Wände auf. Sie bietet ihm einen Schluck an. Dankend lehnt er ab, als hätte er es eilig, weiter nach oben zu kommen. Dann bleibt er doch stehen und fragt unvermittelt:

»Worum ging's denn bei dieser Gewissensfrage?«

»Ach so« – sie verschluckt sich beinahe. »Ich bin da noch an einer anderen Geschichte dran, ein mutmaßlicher Verstoß gegen UNO-Sicherheitsrats-Sanktionen in Zürich, durch eine kleine Firma. Handel mit boykottierten Erdöl.«

»Wie heißt sie?«

»Die Firma? Keine Ahnung – das ist es ja ...« Sie erzählt ihm die bizarre Geschichte und setzt hinzu: »Selbst im Falle eines begründeten Tatverdachts bliebe der Nachweis einer illegalen Handlung extrem schwierig. Das fragliche Öl wird in Raum und Zeit verschoben, aber berührt physisch nie die Schweiz.«

»Das ist so, beim Transithandel«, sagt er.

»Selbst bei einem Strafbefehl«, fährt sie fort, »müsste ein Rechtshilfe-Ersuchen in jenen Staaten gestellt werden, wo das Erdöl umgeschlagen wird, sonst kann keine Anklage erhoben werden – und die haben noch weniger Interesse als dieser Staat hier, die Sache aufzudecken, jedenfalls nimmt das Zeit in Anspruch.«

»Sie meinen die Schweiz?« Er setzt ein nachdenkliches Gesicht auf – und bleibt jetzt neben ihr. Immer wieder blickt er sie an.

Sie sagt: »Finanziert werden solche Geschäfte *hier*, ja, in diesem Land. Doch wenn die Typen das sind, als was sie mir erschienen, dann könnten sie ihre Firma auch verschachtelt haben – und über eine nicht minder zweifelhafte Tochterfirma in einem Drittland agieren. Dann würde die Muttergesellschaft *hier*, ich wiederhole, nicht einmal zur Verantwortung gezogen, so ist die Rechtslage in der Schweiz, solange sich nichts ändert. Deshalb lass ich die Sache! Ich hörte, dass Sie Kurse in Betriebswirtschaftslehre nehmen?«

»Wer hat Ihnen das erzählt?« Er hält kurz an.

»Das braucht Ihnen nicht unangenehm zu sein. Ich bin Reporterin, wir bringen Menschen dazu, über Dinge zu reden, von denen sie sich hinterher gar nicht mehr erinnern, dass sie sie uns anvertrauten. Es war eine Person, die sie mag.«

»Mein Trainer hat sicher nicht mit Ihnen gesprochen.«

»Es war eine Frau.« Sie lächelt. »Können Sie sich nicht vorstellen, wer es war? Oder wollen Sie es nicht? Widerspricht es dem Image eines *bösen* Schwingers, dass er geliebt wird?«

»Mein Trainer hat mir abgeraten, mich mit Ihnen zu treffen.«

»Nicht besonders nett von ihm.«

»Er will den sportlichen Erfolg. Vom Gerede um mich hätte ich nichts Gutes zu erwarten.«

»Danke, dass Sie trotzdem gekommen sind!«

»Was Sie da über diese Firma sagen – warum beschäftigt Sie das?«, fragt er.

Anna sagt: »Ich hatte keine Vorstellung davon, dass dieses Land der weltweit größte Handelsplatz für Rohöl ist – etwa fünfhundert Firmen haben ihren Sitz hier, notiert aber sind die größten unter ihnen an den Börsen von London oder Hongkong, auch die Rohstoffbörsen sind anderswo. Sie wissen bestimmt, warum die alle in der Schweiz sind!«

»Weil sie Steuern sparen.«

»Sehen Sie, das lernen Sie in Ihrer Betriebswirtschaftsausbildung gleich als Erstes!«

»Dann müssen Sie die eben einzeln abklappern«, sagt August Vomwinkel abrupt, »bis sie vor den beiden Personen stehen, von denen Sie reden.«

»Jede einzelne Firma? Sehe ich so aus?«

»Auf dem Handelsregisteramt! Lassen Sie sich eine Liste geben, streichen die Großen weg ...«

»Und dann soll ich mich vor den Eingang der restlichen hinstellen?«

»Ohne Fleiß kein Preis.«

»Jetzt fangen Sie auch noch an!«

»Sie redeten von Gewissen, nicht ich.«

»Können wir das Thema bitte fallen lassen?«, sagt Anna.

Der Schatten vom Tal her hat die beiden überholt. Sie dreht sich der Aussicht zu und atmet die krautig riechende Luft tief in sich ein. Auch er hält wieder inne. Die Sonne ist, ohne dass sie es gemerkt haben, untergegangen und verleiht im Nachglühen den im Dunkeln liegenden Hängen einen Blauton. Nur die obersten Kämme schimmern noch in ihrem Licht. Dann kommt dieser Rosaton, der zuletzt in ein Purpur- und Burgunderrot übergeht, ehe er in gefühltem Violett unter dem Schnee erlischt.

»Ein Naturparadies – bis auf diese Hochspannungsleitungen«, sagt sie.

Er blickt ihr ruhig in die Augen. »Sie sind wie alle aus dem Tiefland! Die Leute in den Bergen sollen für euch am besten ohne Strom leben, außer wenn ihr gerade am Skilift steht.«

»Wenn Sie möchten, dürfen Sie mich Anna nennen.«

»Anna, du gehst mir auf den Keks. So sagt ihr doch in Berlin?«

»Tu dir keinen Zwang an.«

15 Gemsfett

Sie sind schweigend weiter gewandert, einem schmalen Bach entlang, über eine Weide mit Kleeblüten. Wie sie beide sich unter dem Draht eines Viehzauns durchbücken, merkt sie, dass das Gras schon feucht ist. Immer wieder wendet sie sich um.

Senfgelb, als hätte eine Maler oder eine Malerin die falsche Tube ausgedrückt, hebt sich der Himmel in die eine Richtung, während auf der anderen das Alpenglühen auf die Wolken übergesprungen ist und sich als eine Spielart des Abendrots entzaubert – entpuppt, erweist, enthüllt, je nach Gemütslage, in der wir es betrachten, denkt sie.

Schafe – die schwarzen in der Überzahl, da ihre Wolle das Färben überflüssig macht – weiden am Rand eines Waldes, dem sie sich nähern. Der Weg hinein in das steile Baumgewirr macht einen finsternen Eindruck, aber davor steht eine

Holzbank, von der aus der Blick auf die äußerste Spitze des Brienersees fällt, der weitflächig die letzten Lumen oder Lichteinheiten des Himmels reflektiert.

»Ist dieser Stern da nicht die Venus, sie leuchtet doch immer als Erste«, fragt sie. Eine Fledermaus kreuzt in der Senfsauce, die sich allmählich zu einem orangebraun verwandelt, während die Alpen nun mit Ausnahme der Gletscherflanken schwarz daliegen. Unausgesetzt bimmeln die Glocken von unsichtbar gewordenen Kühen, Rindern und Schafen.

»Das ist ein schöner Ort, wirklich«, sagt sie.

»Nach dem Wald ist alles weit offen«, sagt er, »bis Käserstatt hätten wir noch diesen Stück zu durchqueren, aber oben sähen wir um diese Zeit sowieso nichts mehr.«

»Und nun?«

»Was nun?«, fragt er.

»Was verbindet dich mit diesem Ort?«

Schweigend blickte er in die Ferne.

»Du versetzt mich ins Staunen«, erklärt sie.

»Warum?«, fragt er.

Sie sagt: »Vordergründig ist Schwingen ein Kräfteressen ohne Gewalttätigkeit, zur Schau gestellt wird sie, anders als beim Boxen, nicht. Und dann wischt der Gewinner dem Unterlegenen auch noch mit einer kurzen Bewegung der Hand das Sägemehl von der Schulter, als bitte er ihn um Verzeihung. Die Kraft wird sofort zurückgenommen, wenn der andere auf dem Rücken liegt. Und nun zeigst du mir diese Aussicht hier! Sind Sennen infolge der Einsamkeit sanftere Menschen?«

»Ich bin kein Senn, und ich bin auch nicht einsam.«

»Aber du giltst als Sennenschwinger.«

»Das hat nichts zu bedeuten. Wir tragen einfach diese Sennenhemden.«

»Die gab es aber früher nicht.«

»Habe mich nie damit beschäftigt.«

»Es gibt zwei Gemälde von Schwingfesten aus dem späten 19. Jahrhundert – da hat kein einziger so ein Hemd an wie ihr heute, auch keine dieser schwarzen Kutten mit den Edelweiß drauf. Ich muss dem nachgehen. Du kennst also die Alp Käserstatt? War es hier oben, dass du als Kind mal mit jemandem ganz Bestimmten warst?«

Er hebt traurig lächelnd den Kopf. »Du meinst mit Vreni?«

»Es trifft also zu?«

»Ich müsste dir wirklich böse sein.«

»Mir? Na hör mal, Millionen haben die Werbung mit deinem entblößten Oberarm, der hochgekrempten Sennenbluse und dem Sägemehl auf den Härchen des Unterarms gesehen.«

»Mein Name sollte nicht bekannt werden, versprach mir die Werbefirma.«

»Schon gut. Ich werde nichts verraten, außer du erteilst mir die Erlaubnis dazu. Tut's im Sägemehl nicht doch manchmal weh? Ich möchte nicht unten liegen, wenn einer, der so schwer ist wie eine Eisenwalze, auf mich kippt.«

»Lass uns unten weiter reden«, sagt er.

Im Tal brennen schon die Lichter. Sie kichert unentwegt, als sie es zu zweit bergab auf dem Gras laufen lassen und immer wieder hart bremsen müssen, um nicht zu stürzen. Wenn ein Wagen hochkommt, leuchtet das Gras unter dem Scheinwerfer für Sekunden auf, als läge plötzlich Schnee. Dann trotten sie auf der Straße weiter hinunter, an der sich die Ferienhäuser reihen. Vor dem Eingang zum Hotel-Restaurant Wasserwendi hält er inne.

»Noch einmal – ich sollte eigentlich keine Fragen der Presse beantworten.«

»Weil das kein Glück bringt? Wenn dein Trainer das denkt, dann stelle ich auch keine – und lasse dich einfach reden. Du kannst auch schweigen. Aber ich habe Hunger!«

Im Innern steht gleich beim Eingang eine Vitrine. Das Hotel verkauft *Murmeli-Kräutersalbe: Entdecken sie die Kraft der Alpen – für Ihre Muskeln und Gelenke*. Ein *altbewährtes Hausmittel*, steht da. Sie dreht eines dieser kleinen, mit roter Farbe markierten Salbentöpfchen herum.

»Aus Gemsefett und Murmeltieröl, Wallwurz usw. – *ohne Konservierungs- und Farbstoffe*«, liest sie vor.

»Verwenden Schwinger und Schwingerinnen die?«

»Keine Fragen, haben wir abgemacht«, sagt er.

Er war abergläubisch, so viel stand fest, denkt sie, und nimmt ein zweites Töpfchen zur Hand, das bläulich ist.

»Eine ist wärmend, die andere kühlend«, bemerkt er und blickt weg – zu einer Kinderecke hin mit Holzschaukel und zwei kleinen Ställen mit Holztieren. Die Kuh ist rot gefleckt.

Sie nimmt eine Sellerie-Kartoffel-Suppe und danach Fisch, er ein Steak – genauer: zwei.

»In der Wettkampfzeit immer die doppelte Portion wahrscheinlich?«, sagt sie. Er gibt keinen Kommentar.

Am Nachbartisch sitzen zwei Pärchen – der eine junge Mann trägt lange Dreadlocks, der andere einen gewaltigen Haarbusch, den er hinter dem Kopf mit einem Gummiband bändigt, wie sie selbst auch, an diesem Tag. Die beiden Frauen, die mit ihnen sind, haben das hustende, tiefe Lachen von zu vielen Joints und nächtelang inhaliertem Lagerfeuerrauch. Neben sich, an der Wand, Rucksäcke und zusammengerollte Schlafsäcke. Zwei Tische weiter eine biedere Festgesellschaft, im Übergang zum Modus feucht-fröhlich begriffen.

16 Feentraum

Vor den Schranken des Gerichts legt er ein umfassendes Geständnis ab. Während er erzählt, sitzt sie im langen Kleid auf einer Kante des Gerichtstischs. Niemand bemerkt, wie sie die Hand hebt und die Finger öffnet, als setze sie glitzernden Staub frei. Alle im Saal sehen die Szene plastisch vor Augen, als fände alles noch einmal statt. Die Mord- und Unfallszene aber wird, noch während er spricht, sichtbar verändert, es kommt nicht zum äußersten. Sie stirbt gar nicht. Noch während er, der Freund, sie, ohne dass sie die geringste Gegenwehr leistet, als wäre es ohnehin nicht wirklich, mit dem Kopf unter Wasser drückt – und sie selbst, ohne gegen den Tod zu kämpfen, ihn nur mit entrückten Augen durch den wogenden Wasserspiegel hindurch anblickt – erlahmt sein Arm. Er schreckt zurück. Krankhaft eifersüchtig ist er, aber kein Mörder. Er bittet sie um Verzeihung, küsst sie, reibt sie trocken. Ihr Tanzpartner kommt rudernd heran, sie steigt ein. Der Freund bleibt allein zurück.

Sie rutscht vom Gerichtstisch, schreitet wie schwebend durch den Gerichtssaal und nimmt im Publikum Platz, wo noch ein freier Stuhl ist. Plötzlich wird sie für die Augen der anderen sichtbar. Alle drehen sich nach ihr um, auch ihr Freund und die Richterin erheben sich, beide können ihren Augen nicht trauen. Die Presse stürzt herein. Ein Blitzlichtgewitter bricht über sie herein.

Er aber, der Täter, verliert das Bewusstsein – und erlebt eine Traumszene, die viele Jahrhunderte früher spielt: Er wird aus dem Gefängnisturm mitten im Fluss mit einem schmalen Kahn ans Ufer gebracht, wo inmitten der Menge auf einem Podest der Scharfrichter mit dem Richtschwert wartet, um ihn vor dem Rathaus zu enthaupten. In jener alten Zeit war die vom Kaiser eingesetzte Äbtissin des Fraumünsters noch eine Art Stadtherrin, die über besondere Rechte verfügte, darunter auch über das Begnadigungsrecht. Aufgeregt debattiert die Menge: Wird die Äbtissin kommen, um den zum Tode Verurteilten loszuschneiden und ihn dadurch vor der Enthauptung zu retten?

Mit ihrem wallenden Kleid und mit Blumen geschmückt tritt sie, die Tänzerin, als Äbtissin aus einer Tür des Fraumünsters in den alten offenen Kreuzgang, gefolgt von ihren Nonnen, die wie sie selbst feenartig mit Blüten bekleidet sind. Sie ziehen über die Brücke. Die Menge verstummt. Mit einer langen Schere schneidet sie den Freund vor dem Rathaus los und zieht ihn mit sich zurück in die Abteikirche, wo im offenen Kreuzgang unter den kunstvollen Steinbögen eine reiche Tafel gedeckt ist – und getanzt wird. Auch ihr Tanzpartner von der Oper ist dort. Mit diesem tanzt sie. Nicht mit dem Freund, der mit geknicktem Ausdruck nur dasitzt – ehe er aus dem Traum erwacht.

17 Alkohol

Ein paar Tage meldet August Vomwinkel sich nicht. Anna dachte schon, er nehme ihr eine Bemerkung übel, die sie wegen Vreni machte. Als er sie, Anna, nämlich nach dem Essen eine Spur zu freundlich ansah und dabei langsam den Arm ausstreckte, kam seine Hand ihr bis zur Hälfte der Tischplatte entgegen. Sie ließ sich nicht darauf ein und sagte: »August, es gibt eine Frau, die mag dich – sie verdient es, dass du um sie wirbst. Ich habe deinen Blick auf diese junge Frau in der Tracht aufgefangen, und ihren auf dich. Das gegenseitige Gefallen war leicht zu entziffern.«

Langsam und unauffällig zog er den Arm zurück.

Dann trifft Anna ihn zufällig in einem Alternativzentrum beim Berner Bahnhof – stark betrunken.

Um so zu tun, als bemerkte sie seinen Zustand nicht, will sie ihn weiter ausfragen. »Wie viele verschiedene Griffe gibt es eigentlich im Schwingen?«

»Ich höre auf! Mir ist jetzt alles egal.«

»Hast du nicht versucht, Vreni mal anzurufen?«

»Sie antwortet nicht – kurzfristig weggezogen. Hat irgendeine neue Stelle. Habe es auch bei ihr vermässelt! Es kommt sowieso nicht mehr drauf an.«

Die Musik an der Bar ist sehr laut. Niemand außer ihr achtet auf seine Worte. Aber nun kommt jemand, zupft ihn am Ärmel und wartet, dass er mitkomme. Als wäre das verabredet.

Einer der Kellner sieht es und schreit den Hereingekommenen an: »Du hast hier Hausverbot! Raus hier! Ihr macht uns hier alles kaputt!«

»Tut mir leid«, sagt August noch. »Runter geht's immer den steilsten Weg.«

Sie zahlt und holt die beiden ein. »Du bist wohl nicht bei Sinnen!«

Der andere vor ihm sagt zu ihr: »Misch dich nicht ein.«

Draußen vor der Halle will er zu einer Gruppe, die in der Nähe des Eisenbahnviadukts offenen Handel treiben.

Sie nimmt ihn am Arm. »Komm zu dir! Willst du dich zugrunde richten? Ich habe dir was Besseres!«

Der andere beginnt sie zu attackieren. »Abgang! Mach dich endlich davon!« Und stößt sie weg.

Sie lässt nicht nach, umarmt Vomwinkel, August, und küsst ihn sanft auf den Mund.

Da greift August in die Tasche und steckt dem Typen das versprochene Geld zu, ohne die Ware entgegenzunehmen.

»Er will es nicht, klar?«, sagt sie.

»Mir sagte er das Gegenteil!«

August schüttelt den Kopf.

»Das glaube ich nicht!«, beginnt der andere zu grinsen, lässt ihn nun aber in Ruhe. »Verpisst euch, ihr zwei!«

Sie zieht ihn am Arm hinter sich her zu einem Stützfeiler.

»Bück dich vornüber, Mund auf! Schiebt den Finger in seinen Hals, na los! Ich guck nicht zu«, befiehlt sie ihm. Während sie ihm den Rücken zukehrt, sagt sie: »Du willst keiner vom Land sein und benimmst dich in dieser verdammten Stadt genau wie einer vom Land – kapiert du nicht? Du denkst, alle tun nur eins hier: einen draufmachen, sich zudröhnen! Musst du, was du dir vorstellen kannst, immer auch gleich tun? Weißt du, was meine Mutter war? Ich verbiete dir, so einen Dreck zu nehmen! Hast du überhaupt einen Schimmer, was Leute durchmachen, die auf so was sind und nicht mehr runterkommen?«

Endlich spie er aus, blieb aber vornübergebeugt stehen.

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Es gibt von Charles Baudelaire in *Spleen de Paris*, 1869 posthum, das heißt *nach* seinem Tod erschienen, weil ihn wegen der vielen Drogen, die er nahm, der Schlag traf, einen Spruch, den du gefälligst auswendig lernst, wie ich das wegen meiner kranken Mutter tat: *Jedes menschliche Wesen besitzt in sich seine Dosis natürliches Opium, unablässig abgesondert und erneuert, von der Geburt bis zum Tod ... Chaque homme porte en lui sa dose d'opium naturel, incessamment sécrétée et renouvelée ... de la naissance à la mort ...* Er, der Oberdrogenapostel der Lyrik sagte es selbst: Du brauchst dir das Substrat des Glücks nicht von außen zuzuführen! Völlig unnötig! Danach folge sowieso nur Melancholie – oder verstehst du das unter echtem Leben? Hast du das im Emmental gelernt? Raus damit! Nochmals! So ist gut!«

»Ich hab's verkackt.«

»Das ist nur ein Ausdruck!« Sie klaubt ein Erfrischungstüchlein aus der Tasche und reichte es ihm mit einer kleinen Flasche Apfelschorle, die er über seine Finger gießt. Dann nimmt er einen Schluck. Worauf er sich gerade noch einmal übergibt.

Kaum hörbar kommt: »Ich bitte dich, mir zu verzeihen.«

»Das kannst du nur dir selbst!«

Dann schleppt sie ihn zu einem Taxi – und zu seiner Wohnung. Sie geht mit ihm rauf. Im Zimmer, wo sein Bett steht, hängt ein Poster von einem Gemälde, das ein sehr frühes Schwingfest darstellt. Sie geht näher. »Ist das nicht von Charles Giron, demselben, der die Kuppel des Bundeshaussaales ausmalte mit dem Vierwaldstättersee und dem Rütli?«

»Willst du mit mir schlafen?«, fragt er verunsichert.

»Nein, ich sagte, ich hätte was Besseres. Tue nie, was dir nachher leid tut und du nicht gern erzählst! Zuerst machst du mir bitte einen Kaffee. Dann werde ich dich tanzen lernen, und wenn du schlapp machst, will ich dich nie wieder sehen. Ich werde als Tanzlehrerin unerbittlicher sein als je ein Trainer mit dir war! *Kannst du tanzen, kannst du alles!*«

Vor seinem blinden Fernsehbildschirm ist Platz. Sie lehrt ihn gehen, drehen, Haltung, erste Figuren. Wenn er sie nicht kann, führt sie ihn. Einmal, zwischendurch, sagt er: »Es tut mir leid wegen deiner Mutter.«

»Wage es nicht, von ihr zu sprechen, ich rei dir sonst den Kopf aus!«

»Wer war dein Vater?«

»Noch viel weniger erlaube ich dir, das zu fragen, solange du noch meinst, wie ein Knallkopf alles ausprobieren zu müssen, was du einmal in einem miesen Film gesehen hast!« Der Morgen graut schon, als sie ihn in sein Schlafzimmer lässt. Er findet allein zu seinem Bett.

»Ich wache auf dem Sofa, um jeden Unsinn von dir zu unterbinden, die Tür bleibt offen«, sagt sie streng.

Wie er seine Jacke vom Bett räumt und sie vom Stuhl zu Boden fllt, rutschen ein paar aufgerollte Papierblätter heraus. Er sieht unbeweglich zu, wie sie das Bündel aufhebt – sie kapiert, es handelte sich um eine Liste.

»Firmennamen in Zürich?«, fragt sie ungläubig.

»Für dich«, sagt er mit schwerer, tiefer Stimme, »handeln alle mit Rohstoff und Öl, nicht Speiseöl!« Er feixt. »Ich sagte doch, es ist ganz einfach.«

»Du warst wo?«

»Handelsregisteramt«, lallt er und legt sich in den Kleidern hin. »Zürich, ganz freundliche Menschen. Gegenüber ist eine Schule – singende helle Kinderstimmen klingen durch die Luft. Du gehst durch eine große, silbern gestrichene Tür mit einer durchsichtigen Scheibe in der Mitte. Sie bieten dir Wasser aus einem Kühlgerät an, Bonbons liegen da.«

Sprachlos sieht sie ihn an.

Er: »Wie ich sagte: *Alle Angaben sind öffentlich*. Die großen bekannten Namen abstreichen, dann bleiben die kleinen.«

Noch immer sieht er ihren fragenden Ausdruck.

»Es ist sogar im Netz! Du klickst auf Firmensuche, dann *Diverse*, und dann erscheinen zwei Felder. Im einen schreibst du *Zweck* und im anderen eben *Öl* oder *Rohstoff*. Ist alles drin: Kapitalausstattung, Namen der Verantwortlichen, Firmenzweck, Adresse ...«

»Ich will das nicht«, und hält ihm die Liste wieder hin, »ich bin keine Polizistin!«

»Mein Trainer hasst dich«, brummelt er – seine Augen fallen ihm beinahe zu.

»Wieso?«

»Er sagt, du seist schuld ...«

»Woran denn? Soll das ein Witz sein?«

Sie stopft die Listen wieder in seine Weste. »Was soll ich damit?«

»Ich dachte nur.«

Er schläft ein, das hört sie vom Sofa aus. Noch im Traum spürt sie, nun mit einem Lächeln, den Alkoholgeschmack des Kusses.

18 Die Reise

Dann ist aber er es, der sie weckt – stumm, mit dem Duft einer Tasse Kaffee, die er ihr vor die Nase hält. Ihr Mund ist ausgetrocknet und der Trank ein Labsal. Er wolle ihr heute etwas zeigen, sagt er.

Sie essen erst im Zug etwas. Die Fahrkarten besorgt er, und will nicht verraten, wo es hingehet.

Sie vermeidet es, das Gespräch auf den gestrigen Abend zu lenken. Mit zu wenig Schlaf fühlte sie sich wie betrunken, ganz ohne Alkohol. Die Lider reichten ihr fast bis zur Pupille, da war sie sich sicher, und ihre Stimme traf die Töne nur noch annähernd.

»Vielleicht lasse ich es auch bleiben, über das Emmental und Schwingfeste zu schreiben, wenn es in Berlin kein Mensch ernst nimmt«, sagt sie. »Schreibe ich eben ein anderes Buch.«

»Was denn für eins?«

Sie merkt nicht, wie sie sich gegen ihn lehnt. Er verzieht keine Miene.

Sie spürt, dass sie nur redet, um etwas Zeit und Abstand zu gewinnen. Ihr Kopf fühlt sich schwer an – und sie hat sich nur notdürftig gewaschen.

»Eine junge Frau ertrinkt im Pool eines reichen Derivathändlers. Dessen Sohn wird angeklagt – und freigesprochen. Es gibt begründete Anzeichen für Mord, doch die Ermittlungen sind zu keinem eindeutigen Ergebnis gelangt. Mich interessiert nicht der Streit der Labore. Ich will wissen, wie der junge Mann, falls er unschuldig sein sollte, mit dem Drama umgeht. Der Vater, ein Finanzjongleur mit schlechtem Ruf in einem Teil der Presse, stellt heimlich eine Detektivin an – mit Berechnung eine Frau, wegen der Medien. Insgeheim befragt sie, diese Privatdetektivin, aber die Schwester und die Mutter der toten jungen Frau, obwohl der Vater des verdächtigten jungen Mannes verfügt hatte: Absolut kein Kontakt mit der klagenden Partei, das könnten die Presse und das Gericht nur missverstehen – auch keinerlei Zahlung von Schmerzensgeld. Deshalb war der junge Mann nicht an die Beerdigung gegangen, schickte nicht mal einen Kranz. Stattdessen wird er an eine Privatuniversität im Ausland geschickt, deren Name der Vater vor der Detektivin geheim hält. Sei er aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit entfernt, werde Gras wachsen über den Fall. Sie, die Detektivin, bekommt es aber heraus, wo er steckt, und zwar über die geschiedene Frau des Derivathändlers – und reist hin. Der junge Mann ist hoch depressiv, so ihr Eindruck, und spricht andauernd von einem Studierenden, der über eine Brücke sprang.«

»Dann fällt der Verdacht auf den Vater?«, bemerkt August Vomwinkel unvermittelt. »Ich fragte mich gerade, ob ich das nicht schon mal im Fernsehen sah!«

Sie blickt ihn entgeistert an und sieht, dass er erstmals lächelt an diesem Morgen.

»Tut mir leid. Schätze, da war wohl wer schneller. Vielleicht gut so, du hast ja noch das andere Thema.«

Da sie noch nicht will, dass er über sich selbst zu reden beginnt – sie traut dem Frieden noch nicht –, erzählt sie ihm übergangslos von ihrem Blog, den sie neben der Kolumne habe, und einer kleinen Reise, die sie da zuletzt beschrieb.

»Mein öffentliches Tagebuch. Mit etwas muss ich es ja füllen, solange ich hier bin. Ich wollte den Lebenspartner einer verstorbenen Freundin besuchen, aber hatte mich im Datum geirrt. Erst als ich vor dem Haus am Zürichsee stand, bemerkte ich den Irrtum. Also stieg ich in den nächsten Zug und fuhr einfach in dieselbe Richtung weiter, bis ich am Untersee vorbei in den Kanton Glarus kam – das kleine Tibet der Schweiz, weil es viele, die jene chinesische Provinz verlassen mussten, so sehr an ihre Heimat erinnert, dass sie lieber dort leben als in einer großen Stadt.« Sie klappt den Bildschirm auf und lässt ihn lesen, während sie endlich die Augen schließen darf.

19 Der tote kleine Fuchs

Von Schwanden geht es in ein enges grünes Hochtal, nach Elm. Dicke dunkle Rohre eines Pumpspeicherwerks ziehen sich wie eine Arterie steil nach oben. Schroffe Felsen liegen im Bachbett. Masten einer Stromleitung stehen parallel zur Straße. An drei Armen links und rechts tragen sie die schweren Kabel, einst das Erkennungszeichen des Fortschritts. Auch auf dem Kopf dieser an eine Kolonne stummer Riesenroboter erinnernden Stahlträger verläuft eine Leitung – sie haben nichts anderes zu tun als mit breiten Schultern in der Landschaft zu stehen und die tödlichen Strombahnen über die Köpfe der Menschen, Tiere und Bäume zu hieven. Die herabhängenden sechs Arme und Hände bestehen aus Isolatoren. Die Hänge sind bis in die entlegensten Wiesen säuberlich abgemäht – Rasenpflege wie auf dem Golfplatz für die Milchwirtschaft. Eine private Lastenseilbahn führt von einer Alp herab zu einem Rammbock aus schwarzen Pneus. Aufgereiht wie an einer Kette sind sie ins dicke Stahlkabel gezogen. Diese Stille. Ein leichter Wind geht. Wie Samt sind die Wiesen in die Bergwälder hinein genäht. An den Rändern werfen die Bäume olivschwarze Schattenflächen auf das helle Grün. Noch höher, wo Bedingungen wie in einer Wüste vorherrschen, gibt es lediglich steile Geröllhalden unter den kahlen Felszacken. Die Witterung sprengt die Steine ab. Regenbäche reißen den Schutt ins Tal. Eine steil abfallende Wiese wird von einer Rinne durchzogen, die unter der Grasnarbe liegt. Das Wasser sickert talwärts. Die unbewegliche Weite dieser Alpen und Bergzüge wirkt deshalb mächtig, weil selbst bei kräftiger Konstitution Menschen nur in stundenlanger Anstrengung den Weg nach oben finden, und es besonderer Vorkehrungen bedarf, um dort oben allein schon einen Sommer zu verbringen. Das ist die fälschlich romantisierte Welt der

jungen Sennen und Senninnen. Seit der griechischen Antike wird diese Hirtenkultur besungen und sehnsuchtsvoll idealisiert. Ab und zu summt eine Fliege. Beim Gehen scheucht der Fuß dann und wann Grashüpfer auf. Der Boden ist sandig und braucht den Schutz der Gräser und ihrer Wurzeln. Was um Mittag gilt, gilt nicht nachts, und was bei Sonne gültig scheint, ist es nicht bei Regen, schon gar nicht bei Schnee. Das Wetter ›kommt‹ mit lediglich für Geübte ausdeutbaren Vorzeichen im Nu über die Kämme und Kuppen. Was wächst und sich erhebt ist bloß das, was diesem Wetter widerstanden hat und weiterhin Jahr für Jahr widersteht. Der Unwirtlichkeit der Bergwelt ist abgetrotzt, was am Ende des Sommers ins Tal gelangt – jeder Käse, jedes fette Rind. Wildnis wird auf Zeit Kulturland. Um den Preis der Einsamkeit in den Sennhütten. Meistens sind es Männer, die wenigsten aber Schwinger. Sie sind nicht unbedingt Menschen vieler Worte. Es ist, als sei ein Teil der Seele der Tiere auf sie übergegangen, wenn sie Muskelkraft und Witz aneinander erproben. Ein Falter tanzt vor den Augen. Wie frisch die Luft im Schatten ist – und wie stark die Sonne brennt, kaum führt ein Schritt aus dem Waldstück heraus! Unten an der Straße liegt ein junger toter Fuchs. Ein anderes Tier muss ihm, als er sich nicht mehr wehren konnte, in den Bauch gebissen haben. Die Därme ziehen sich fast einen Meter straff gespannt zu einem Knäuel hin. Der Fahrtwind der Autos weht die Fliegen auf. Goldbraun glänzt sein Fell. Er scheint nur zu schlafen. Die Ohren sind aufgerichtet, als hörte er noch alles. Schlauer Fuchs. Nicht schlau genug – für die menschliche Welt.

20 Wasserfälle

Der Zug hält in Brienz, das sie nun schon kennt. August Vomwinkel weist mit dem Kopf auf einen wartenden knallgelben Postbus. Beide nehmen sie Platz am Fenster. Über das Reiseziel weiß sie noch immer nicht Bescheid.

»Und was schreibst du in der Zeitungskolumne?«, fragt er. Es wirkt forciert trocken, als unternähme auch er gewaltige Anstrengungen, den gestrigen Abend vergessen zu machen.

»Nichts Besonderes zur Zeit. Ich muss schon langsam befürchten, dass sie meiner überdrüssig werden in Berlin.«

»Wann fährst du zurück?«

Da summt sein Telefon. Er steigt nochmals aus. Geht an der Stirnseite des Busses hin und her.

»Mein Trainer«, entschuldigt er sich, als er wiederkommt. Sie ermisst an seiner Unruhe, dass es kein gewöhnlicher Anruf war, will ihn aber nicht ausquetschen.

Zerstreut nimmt er das Gespräch wieder auf.

»Schreibst du in der Kolumne auch über die Banken?«

Sie zuckt zusammen, denkt an die Listen der Rohstoff-Firmen – und die Abwicklung deren Zahlungsverkehrs über den übergroßen Finanzplatz des kleinen Landes. »Was bringt dich in dieser Landschaft auf Banken?«, fragt sie zurück.

Er sagt: »Bei Beträgen in Billiardenhöhe muss ich immer an Billard denken, du wirst mich für unernst halten! Aber die spielen über mehrere Banden. Wenn sie nach Schwarzgeld fischen oder Kurse manipulieren ...«

»Was ist mit dir passiert?«, fragt sie. »Dein Trainer wird vom mir denken, ich hätte dich einer Gehirnwäsche unterzogen – schwöre, dass du das nicht von mir hast!«

Er lächelt. »Mir fiel ein Buch in die Hände – gerade hatte ich deine Listen ausgedruckt, und der Titel schien dazu zu passen.«

»Es sind nicht meine Listen. Aber ich kann dich nicht am Lesen hindern!«, sagt sie.

»Wer ist kriminell, wurde da gefragt – wenn hinterzogene Steuergelder aus Ländern, in denen deshalb Menschen in Armut leben, hierher gelenkt werden – und jahrzehntelang niemand einen Skandal zu befürchten braucht?«

»Fragst du mich?«

»Ja«, sagte er, »oder nimm den Internationalen Fußballverband ...«

»Bitte nicht«, sagt sie.

Er redet weiter: »Von weitem besah ich mir den Prachtbau beim Zürcher Zoo. Ein tief in die Erde eingegrabener Palast.«

»Pass auf, wenn du nur schon deren Namen in den Mund nimmst, bist du denen Geld schuldig.«

»Gefüllte Briefumschläge, da sagt kaum wer nein!«, grinst er.

Sie sagt: »Ich sprach mal mit einem Kenner der Szene. Mein Informant sagt: leistungsfördernde Mittel gebe es – ältere ehemalige Aktive bekennen es, wenn sie betrunken sind: Aufputzmittel, die sie präziser und angriffiger machen. Wie ist das bei den Schwingern?«

Er schüttelt den Kopf und versinkt in Schweigen.

Sie macht sich einen Vorwurf, danach gefragt zu haben.

Als der Motor des Postbusses anspringt, gibt er sich wieder unbeschwert.

Sie sagt: »Die Gegend ähnelt ein wenig dem oberen Emmental, aus dem meine Mutter stammte ...«

»Wenn du dir mal den See hier wegdenkst«, berichtigt er.

»Na gut«, lenkt sie ein, froh um die unverfängliche Konversation, »und die Hänge sind hier um etliches steiler, aber sonst – karges, gegen Wälder ansteigendes Weideland, auf dem wegen des kurzen Sommers jeder Versuch, Getreide anzupflanzen, zwecklos ist.«

»Die Kinder hier werden noch immer danach benannt, von welchem Flecken Land sie kommen«, erzählt er.

Der Bus überquert den schmalen Aarefluss und hält sich auf der anderen Seeseite bergwärts. Bei der Abzweigung Gießbach steigen sie aus.

»Die Gießbachfälle – bei mir fällt der Groschen«, sagt sie. Er verzieht sein Gesicht zu einem tonlosen Lachen.

Viehglocken klingen durch den Wald. Winzige Lichtungen dienen als Weidegrund. Ein Wegweiser führt zum *Grandhotel*, das nach üblichen Erwägungen in dieser abgelegenen Gegend keine Chance hätte. Die kleine Wanderung kann beginnen. Er fasst kurz an ihre Hand, doch scheint selbst zu merken, wie unangebracht das ist.

»Tastest du so die Gegner ab?«, fragt sie, und fügt scherzhaft hinzu: »Ah, nein, ihr geht einander ja direkt an die Wäsche.«

»Die Hose«, korrigiert er.

»Wer wen schneller aufs Kreuz legt das ist euer Sport – in aller Freundschaft, versteht sich! Ich werde mich vorsehen müssen!«

Jungenhaft grinst er. Sie mochte seine Gutmütigkeit. Er war in einem Alter, das noch zu jedem wirklichen Arg unfähig scheint, aber gerade deswegen am gefährlichsten ist. *Sie haben keine Vorstellung davon, wie weh sie tun können*, denkt sie. *Nicht durch Anwandlungen von Herzlosigkeit, sondern durch reine Unbekümmertheit*. War sie selbst darüber hinaus?

»Wie viele Jahre bist du älter als ich?«, fragt er nun, als errate er ihre Gedanken.

»Drei«, errechnet sie. »Aber bei jungen Frauen zählen von sechzehn an die Jahre was Reife angeht doppelt.«

»Reife? Was ist das?«, lacht er.

»Eben«, erwidert sie. »Männer merken erst spät, was ihnen da entgeht.«

Zu vernehmen ist das Rauschen schon von weitem. Eine Gischtwolke erhebt sich wie Nebel über dem ersten der vielen Wasserfälle, die sich in einer Kaskade folgen, je höher sie steigen. Der Kiesweg mit den rohen Holzgeländern windet sich empor. Die Stufen sind durch quer eingegrabene schmale Stämme gesichert. Das Wasser kurvt um moosüberwachsene Felsbrocken, die sich nur bei Unwetterflut verschieben. Auch der angrenzende Wald ist wegen der fast tropischen Luftfeuchtigkeit voller Moose. Jeder Baumstumpf, jeder Stein, jede offen daliegende Baumwurzel erscheint von grünem Pelz überwachsen.

Eine Brücke führt hinter dem ersten Wasserfall zu einer kleinen Höhle, die sich wie eine Muschel unter dem Vorsprung öffnet, über den die Wassermassen ohrenbetäubend herabklatschen. Es hat in den letzten Tagen zwischendurch geregnet. Unten gerät das Hotel mit den weinroten Balkonen und Fensterläden ins Blickfeld, dahinter in der Tiefe schimmert smaragdgrün der Brienersee. Im breit ausgestreckt Tal ragen auf der gegenüberliegenden Seite spiegelbildlich dieselben Felswände und Bergwälder empor.

Sie rutscht auf einem glatten Stein aus, fängt sich aber gleich wieder. Sie gehen auf die Brücke zu. Ein Geländer mit drei Drahtseilen schützt vor dem Abgrund. Er betrachtet sie aufmerksam. Ein Scheinwerfer mit matter Scheibe,

der nur nachts eingeschaltet ist, wirkt wie das Überbleibsel einer untergegangenen Welt. Hier stecken auch die Stämme und Äste bis hoch oben in Moosmanschetten mit langen Fransen. Urzustand einer Erde, wenn das Pendel der Zivilisation mal wieder zu Ungunsten der gerade dominierenden Spezies ausschlagen sollte.

Er spürt, wie die Faszination bei ihr einem Unbehagen weicht und lädt sie mit einer Kopfbewegung zur Umkehr ein, wieder über diesen engen Weg unter dem Höhlendach. Wünsche und Ängste berühren sich – sie versucht, die Grenze zwischen Gefühlen und Gedanken durchlässig zu halten.

Der Wanderweg, der sich hochwindet, besteht nur noch aus versenkten Riesensteinen und Felsplatten, zwischen denen sich Wurzeln verzweigen. Er schreitet mühelos leichtfüßig voran, entfernt sich nur einmal kurz auf einem Seitenweg, um, von ihr abgewandt, breitbeinig zu pissen. Sie tut es ihm gleich, nachdem sie sich vergewissert hat, dass von keiner Seite her Spazierende nahen. Sie kauert sich hinter einen Baum und spürt, wie hell entweder der Oberschenkel oder der Po aufleuchten muss – zwischen dem fein gewobenen dunklen Grün und dem rotbraunen glitschigen Laub des letzten Herbstes. Er verliert darüber kein Wort, als sie weiter steil aufwärts streben. Wie auf einem endlos langen Band tost das weiß geschlagene Wasser von Stufe zu Stufe, von Klippe zu Klippe. Nur der stille See hinter dem Hotel wird breiter und breiter, je höher sie steigen. Ein löchriger, verrosteter Metalltrog, der einst als Brunnen diente und über eine Blechröhre das Wasser des Bachs aufnahm, zeigt, wie anfällig jede eiserne Haltung ist gegen den Zahn der Zeit.

Umgestürzte und entlaubte Bäume strecken ihre kurzen abgebrochenen Äste wie Wirbelfortsätze von sich. Der Fußweg ist ein Trümmerfeld, aber die Steine bieten festen Halt. Er unterlässt jede Annäherung. Bei allen Wasserfällen halten sie kurz inne. Der Lärm der aufspritzende Gischt unterdrückt nur schon jeden Versuch eines dahin plätschernden Gesprächs. Das ist der Unterschied zwischen einer romantischen Gartenanlage und wildwüchsiger Natur. Salon-Konversation verstummt, wenn wir unsere eigenen Grenzen spüren, denkt sie. Diesmal stolpert er, balanciert sich aber mit ausgestreckten Armen aus.

Der Weg bildet lange Schlangenlinien aufwärts, zieht auch immer wieder vom Bach weg. Das löst auf einmal seine Zunge. Er bleibt stehen und sagt: »Ich habe deinen Roman gelesen, aber nicht verstanden, warum du allen außer dir die echten Namen gabst.«

»Sie wollten sich wiedererkennen, es ist ein Fotoalbum in Worten.«

»Und warum wolltest du, dass der Geliebte jener Frau, die du Aubergine nennst ...

»Ricardo.«

Ja, Ricardo, dass die ehemalige Freundin dieses Geliebten Ricardo wieder auftaucht und Aubergine sich von ihr küssen lässt? Sie, Aubergine, sieht diese andere Frau, Elvira, ja zum ersten Mal. Gut, sie hat langes dunkles Haar, den Körper einer Tanzlehrerin ...«

»Den beschreibe ich gar nicht«, wendet sie ein.

»... ich stelle sie mir charmant vor, selbst wenn du das auch nur so erscheinen lässt, aber trotzdem: diese Frau aus Buenos Aires kommt in diese WG, wo ihr Ex mit einer anderen lebt, eben mit dir, Aubergine. Sie bleibt zum Essen, beide quatschen, sie legt eine als Geschenk mitgebrachte CD auf und sagt zu Aubergine: *Ich hörte, du tanzt auch*. Und dann fordert sie sie zum Tango auf, während er, Ricardo, nur zusieht, und dann trinken sie etwas auf dem Sofa, und plötzlich sagt diese Elvira zu ihr *Du bist schön, ich möchte dich küssen*, neigt den Kopf zu ihrem Hals ...«

»Ganz sachte, das ist wichtig«, sagt Anna.

»... zu ihrer empfindlichsten Stelle, haucht nicht nur ein einziges Küsschen hin, sondern geht langsam bis hinters Ohr hoch und dann ...«

»Was findest du daran zum Lachen? Das Entscheidende war für mich dieser Blick, den Aubergine ihm, Ricardo, noch zuwirft, bevor die Lippen der Frau sich ihrer Haut nähern.«

August meint: »Er lächelt, eben das begreife ich nicht.«

Anna sagt: »Es rollt in aller Sanftheit etwas ab, sie werden zu einer Dreierheit, noch ohne dass sie das merken, einfach weil Elvira, die erstmals nach Europa kommt und ihrem Ex, dessen gefeierte Tanzpartnerin sie mal war, nicht böse ist, sondern nachvollziehen möchte, warum er sich in Aubergine verliebte, dies gefühlsmäßig auch selbst nacherleben will.«

»Das Verrückte ist, Aubergine küsst zurück«, sagt August.

»Sie ist eine leichte Sekunde lang unsicher, dann lässt sie es zu – was die andere und was sie selbst plötzlich tut«, sagt Anna

»Aber warum? Will sie auch etwas nachempfinden?«, fragt er.

»Es ist vielleicht einfach schön, oder sie glaubt möglicherweise, es dieser Frau, die keine anderen Ansprüche stellt und ihre Freundin werden will, auch nicht abschlagen zu können. Es ist eine Erfahrung, die sie noch gar nicht machte, und gegen die nichts spricht ...«

»Weil er lächelt?«, fragt August.

»Er ahnt selbst noch nicht, was daraus wird, wie sie da zu dritt auf dem Sofa sind, und es plötzlich auch keinen Hinderungsgrund gibt, dass Elvira nicht auch ihn, Ricardo, ihren ehemaligen Tanzpartner küsst.«

Ungläubig schaut August Vomwinkel sie an.

»Es sind Zärtlichkeiten zu dritt«, sagt sie.

»Aubergine schaut den beiden sogar zu! Sie hätte das doch voraussehen können. Und dann verlässt sie den Raum.«

»Sie muss auf's Klo.«

»Und als sie wiederkommt, öffnet sie die Tür nicht, weil die beiden ...« Er schüttelte den Kopf.

»Sie öffnet die Tür nur einen Spalt und denkt, die beiden sind ein schönes Paar. Das las ich mal in einem anderen Roman, von Eveline Hasler, genau so, nur mit anderen Figuren.«

»Und damit hat sie ihn verloren!«

»Nein, sie bleiben Freunde. Und sie hat in Elvira eine neue Freundin. Verstehst du? Das konnte nur so friedlich und sanft vor sich gehen, weil keine Eifersucht im Spiel war – niemand niemanden besitzen wollte.«

Sie kommen an eine Stelle, wo der Gießbach über eine waschbrettartige schräge Wand rutscht, unter welcher eine Staustufe gebaut ist. Seitwärts mündet ein Seitenarm durch ein schützendes enges Metallgitter zu einem gemauerten Reservoir mit Überlauf.

»Wie weit geht das noch hoch?«, fragt sie.

»Insgesamt sind es vierhundert Meter.«

Meint er Fallhöhe? Sie fragt. Er nickt.

Der Fels zu beiden Seiten sieht mit den vielen Schichten einer Waffel ähnlich.

Sie ächzt und denkt: Lacht er mich aus? Lächelt er mich an? Sie hat keine Muße, es zu überprüfen. Sich in Berlin auf quasi Meereshöhe fit zu fühlen ist nicht dasselbe, wie hier im Übergang zum Hochgebirge herum zu klettern. Sie überlegt kurz, ob er sie nur hier raufschleppt, um ihr diesen Unterschied zur Großstadt aufzuzeigen, ob das Absicht ist, aber nein, er wartet offenbar nur, um ihr die Aussicht zeigen zu können, die zwischen den Blättern des Waldes bereits zu erahnen ist – und sich nun weitet. Das Wellenspiel auf dem See gleicht der faltigen, furchigen Haut eines älter gewordenen Gesichts, geht ihr durch den Kopf.

Einen vermoderten Baumstrunk, der seitwärts ins Gesichtsfeld kommt, verwechsle sie leicht erschreckt mit einer menschlichen Gestalt. Sie hat eigentlich genug, aber das ist der menschlichen Art wohl eigen, überlegt sie: es kann keine Rede davon sein, aufzugeben, bis der Aussichtspunkt erreicht ist, so wie unsere Vorahren in den Bäumen die Wipfel erklommen und erst dann aufhörten, weiter zu klettern, wenn sich die schmaler werdenden Äste unter ihnen bogen und bloß noch die Vögel über ihnen auf den obersten Zweigen Halt fanden.

Eine kurze Metallbrücke reicht über den Riesenstrahl von Wasser, der gründerichtig quirlend rasanten Anlauf nimmt und auf dem überhängenden Felsbett wie Sprudel ins Nichts schießt.

»Das scheint mir nun doch arg gefährlich«, sagt sie, denn der Brückenboden war nur ein Gitterrost. Mit der Schwerkraft zog es den Mut durch die breiten Ritzen hinab in die Tiefe. Nur das in einem hundertzwanzig Grad Winkel daliegende Hotel, das sich nunmehr dem Blick frei darbietet, sowie das beruhigende Flaschengrün des Brienzersees wirken dem bedrohlichen Eindruck entgegen. Der Wind warf inzwischen auf der Seeoberfläche weiße Schaumkronen auf.

August ist schon auf der anderen Seite und blickt zum Himmel hoch, der sich mit dunkelgrauen Wolken überzogen hat. Seiner Mimik entnimmt sie, dass es bald regnen könnte. Sie glaubt schon einige Tropfen zu spüren, aber dann erkennt sie, dass es nur ein Rinnsal ist, das an langen Grashalmen über den

Felsen, neben dem sie steht, auf ihr Haar perlt. Sie gibt sich einen Ruck und setzt über den Eisensteg und das dem Blick freigegebene Tosen darunter. Nun sieht sie links, wie der Bach weit über ihren aus einer tiefen, unpassierbaren Felsenge strömt.

Wo will er denn noch hin, jammert sie still. Aber schon an der nächsten Kurve wartet August. »Wir sind oben angelangt«, sagt er. Sie erblickt zunächst nur ein dickes schwarzes Wasserrohr, das über Relaisstationen aus Beton mehrmals die Richtung ändernd offenbar einen Gutteil des Gießbachwassers von ganz oben abzweigt und zur Energiegewinnung talwärts sausen lässt. Was wohl so viel hieß wie: in Natura wären die Wasserfälle noch ungestümer, und was sie hier sah, ist die für den Tourismus gezähmte Variante, um niemanden der Gefahr auszusetzen, das Leben zu verlieren.

Sie zieht ein Stück eingewickeltertes Brot und einen Apfel hervor, um etwas in den Magen zu bekommen, bevor sie ein Aspirin nimmt gegen aufziehendes Kopfweg und Verspannung in den Schultern. Er sagt, er hätte keinen Hunger.

Dann erst kann sie den Ausblick überhaupt würdigen. Sie sehen Brienz auf der anderen Seeseite. Eine breite Geröllschneise zieht sich durch den Schutzwald oberhalb des Ortes. Ein im Augenblick gänzlich unscheinbarer Bach schlängelt sich da drüben in einem von Dämmen begrenzten Band weiter zum See. In Brienz wussten sie offenbar, wie viel Platz ihm zu lassen war, wenn er mit Geschiebe und Bäumen, die wie Zündhölzer brachen, bei Unwettern zu einem reißenden Monster anwuchs und alles unter sich begrub.

21 Regen

Sie kehren um. Wasserstaub braust ihr ins Gesicht, als sie erneut über den Steg tappt. Das Gitter gibt bei jedem Tritt leicht nach unter dem Fuß. Sie wendet keinen Blick mehr nach dem Bachbett. Traumwandlerisch finden die Füße über Stock und Stein. Nur den dunklen, menschenähnlichen Baumrest, vor dem sie erschrak, betrachtet sie etwas genauer. Morsch wie Zunder ist das Holz. Wenn die Tritte zu hoch sind, stützt sie sich mit der Hand auf einen Fels ab. Vom See ertönt die Sirene des Linienschiffs. Abwärts ist sicheres Gehen nur in Doppelschritten möglich: jeder für sich genommen unsichere Schritt muss gleich vom nächsten aufgefangen, abgelenkt und zum nächstfolgenden umgewandelt werden. Jede Stabilität ist im Grunde eine Illusion, denkt sie. Nur ein mehr oder weniger fließendes Gleichgewicht können wir, im Leben, erzielen.

August geht schweigend voran. Nur einmal noch, bei der Schiefertafelrutschbahn des Bachs nimmt sie aus den Augenwinkeln das Schimmern des hochfliegend schäumenden Wassers wahr. Das monotone Getöse hat nun endgültig etwas Lästiges erhalten, wie jede Form dumpfer Naturgewalt.

Die Faszination ist weg. Gibt es eine Gattung, die mehr nach Abwechslung sucht als die menschliche?

Wenn August sich umblickt, spürt sie: Er hat sich mehr von dem Ausflug erhofft. Wie der Regen einsetzt, trennen sie nur noch wenige Minuten vom Hotel.

Sie küsst ihn auf die Wange, wie um ihn zu trösten. »Danke«, sage sie. Er ist taktvoll genug, nicht zu fragen wofür genau.

Er sieht auf die Uhr, und auch sie wahrt die Höflichkeit und fragt nicht, was er heute noch vorhat.

Beide wischen sich am nassen Rasen die Schuhe sauber, ehe sie die Hotelhalle betreten. Er zeigt auf einen Gang der nach links führt. »Es ist auch ein Museum«, sagt er beschwichtigend. Die Wände entlang hängen alte, meist etwas düster wirkende Landschaftsbilder. »Das Hotel ist im Winter geschlossen, da liegt zu viel Schnee«, sagt er. Im Billardsaal packt ein Angestellter in Livrée den Staubsauger zusammen und sieht sie beide mit traurigem Blick an. Ob sie sich die Gemälde ansehen könnten, fragt August. Freundlich bejaht der Mann: »Selbstverständlich.« Und verzeiht ihnen die Aufmachung und die nassen Mäntel.

Sie erblickt einen weiten offenen Wanddurchbruch, der über zwei Holzstufen in einen kleinen Esssaal mit einer langen bedeckten Tafel und Stühlen führt.

»Das wollte ich dir noch zeigen«, murmelt er. Sie steht mit offenem Mund da. »Das Bild von Charles Giron!«, sagt sie. Es war das *Schwingfest in den Alpen*, vom Fußboden bis zur Decke, die hier doppelte Zimmerhöhe hatte, und gewiss neun Schritte breit. »Ich stellte es mir auf Grund deines Posters viel kleiner vor!«

Die Frauen links im Vordergrund wirken lebensgroß. Das Bild wollte bewusst im Sinne der damaligen Panoramen in einen Prospekt hineinführen, als öffnete sich die Leinwand zu einer Realität, die wirklicher ist als das Leben.

»Unsere Bahn fährt demnächst.« Wieder blickt er auf die Uhr.

»Sofort!«, sagt sie und verweilt noch etwas bei den Figuren. Laut Anschrift stammte das Gemälde aus dem Jahr 1905.

»Der Maler besuchte 1887 das Schwingfest in Käserstatt«, sagt August.

»Deshalb diese zwei Ausflüge! Wie aufmerksam von dir!«, staunt sie und umarmt ihn, ohne den Blick vom Gemälde losreißen zu können: ein abendlicher Glanz liegt auf den Berggipfeln und Gletschern im Hintergrund, unter einem ätherisch blauen Himmel.

Als ob er ihren Augen folgte, bemerkt er: »Die Berge ersetzte Giron durch solche aus dem Wallis, die er besser kannte – und die Personen auf dem Bild ließ er aus dem Berner Oberland in sein Atelier am Genfersee kommen, in Vevey. Die Arbeit unterbrach er oft jahrelang.«

»Hast du das für mich herausgefunden?«

Er tut beschämt so, als ob er es nicht hörte, und sie lehnt sich nochmals seitlich kurz an ihn an.

Alle Mädchen trugen entweder Hut oder ein Kopftuch im selben hellen Weinrot, aus dem die schmale Corsage der Tracht bestand. Sie verengte sich auf dem Rücken so, dass die langärmelige, weiße, gestärkte Bluse über Schultern und weiten Teilen des Rückens hervorschien. Die langen, bis auf die Schuhe herabfallenden Röcke waren entweder dunkelblau, übersät mit farbigen Einsprengeln und einem dunkelrotem Saum oder blau-weiß längsgestreift. Die wenigen Frauen oder Mädchen, die barhäuptig gemalt waren, hatten sich das Haar zu einem ringförmigen Kranz geflochten.

Sachte zieht August sie zum rechten Bildrand. Da sind zwei Schwinger am Werk: auf dem linken Bein kniend, das rechte seitwärts abgewinkelt, wirft der eine den anderen gerade über die Schulter. Mit der linken Hand an dessen Arm und mit der rechten Hand an der Zwilchhose überlistete er ihn – hilflos streckt der kopfüber die Beine gegen den Himmel, ein scheinbar wehrloses Opfer. Die herumsitzenden Männer im Gras zeigen, fein abgestuft alle möglichen Reaktionen: ungläubiges Lachen, gespannte Aufmerksamkeit, sorgenvolle Miene oder ruhigen Kennerblick, denn sie wissen, dass der Kampf noch nicht vorüber wäre, wenn es dem Überraschten gelänge, noch in der Luft den unfreiwilligen Schwung zu seinen Gunsten zu nutzen und das Geschehen zu wenden.

Über den sicher hundert realistisch und individuell gezeichneten Mitgliedern der Festgemeinde sind ein Brunnen sowie mehrere Holzställe und Wohngebäude für den Alpsommer gemalt. Das Monumentalbild hat einen goldenen Rahmen. Sie wirft einen letzten Blick zurück.

Von der Eingangshalle geht es in den großen Salon mit der Rezeption. Da hängt ein Fahrplan. Weiter hinten lockt eine Bar. Die hohen Fensternischen sind mit sonnengelben Vorhängen und weißen Tagesvorhängen geschmückt. Gipsengel in Putenform schießen ihre Liebespfeile nach allen Seiten. Teppiche federn den Schritt ab. Ein echtes Cheminéefeuer brennt, darüber verdoppelt ein Spiegel den Raum, und Polstersessel mit niedrigen Tischchen bieten eine Vielzahl von Möglichkeiten, sich stilvoll zu gesellschaftlichen Zirkeln zu formieren oder einander scheinbar vollkommen zu ignorieren und nur heimlich zu betrachten.

Dann eilen sie über die Treppe vom Hotel zu einer feuerroten Standseilbahn.

Die Erleichterung ist ihm ins Gesicht geschrieben, denn kaum hatten sie sich in dieses nach allen Seiten hin wie eine Karussellkutsche offene Schienenfahrzeug mit den trapezförmigen Seitenwänden gesetzt, ruckelt es auch schon mit ihnen in die Tiefe. »Die älteste Europas, 1879 erbaut«, sagt August. Das Holz knarrt an allen Ecken und Enden. Die grün-weißen Sonnenvorhänge aus Tuch sind festgebunden, aber es regnet nicht hinein.

Die fünf Sitz-Etagen gleichen einer Tribüne auf Rädern. Der Ausblick auf die dem See zustürzenden Wasserfluten, welche die Schienen schräg überbrücken, mochte bei Sonne spektakulär sein, aber reizt nicht bei schlechtem Wetter. Sie drücken sich aneinander. Schon nach etwas mehr als zwei Minuten kommt ihnen

die das Gegengewicht bildende, am selben Drahtseil gekoppelte andere Kabine auf der Kreuzung entgegen. Unten rückt die Talstation näher. Eine langgestreckte Arkade, die an Klostergänge erinnert, führt zum Bootssteg – das Schiff schwimmt bereits heran und lässt das Signalhorn ertönen. Eine große rotweiße Fahne weht am Heck.

Das Türkis des Sees ist nun fast farblos. Sie bleiben, gegen Wind und Regen geschützt, auf Deck.

Sie sieht ihn an, und er weicht ihrem Blick nicht aus. Endlich sagt er: »Jetzt schaff ich's noch – ich will wieder mal zum Training.«

»Was meinst du mit *wieder mal*?« Er spürt ihren Schreck –und bleibt die Antwort schuldig.

Sie nickt unmerklich und fasst ihn am Handgelenk. Als das Schiff ablegt, ist zu sehen, wie die Gießbachfälle unter einem letzten grünen Band weiß in den See sprudeln. Der Wald reicht bis zum Ufer, findet sogar an senkrechten Felswänden zuunterst, nur Zentimeter über dem Wasserspiegel, einen Ansatzpunkt.

Auf der Brienzer Seite des Sees erblickt sie an der gebirgigen Flanke wieder diese Staubfälle, die so heißen, weil das Wasser sich während des Sturzes sozusagen versprüht. Wie aneinandergereihte, ausgesägte Kulissen stehen die Bergschultern hintereinander, in immer lichter werdenden Abstufungen des Grüns hin zum Blau und zum Grau.

Das Schiff legt genau da an, wo sie ihn vor ein paar Tagen erstmals auf sie warten sah, und wortlos wechseln in den Zug. Die Tropfen klatschen gegen das Fenster und zerrinnen wie *Perlenschnüre* – ein Vergleich, den Proust machte, und der durch Stimmungen wie diese unweigerlich in ihr wachgerufen wird.

»Nun, (...), nichts beweist doch, dass das auch wirklich stimmt. Es wird so viel geredet.«
Marcel Proust, Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Band 2, Frankfurt a. M. 1995, S. 213

Teil II

1 Verwischung

Als sie in Berlin in die Küche tritt und das Gepäck abstellt, sitzt Erna lesend vor ihrem Abendbrot. Sie hat den Teller noch nicht angerührt, nippt aber aus einem Glas Wein.

»Der Praktikant deiner Lektorin hat gerade vorhin angerufen, er glaubte, du seist schon zurück aus der Schweiz. Nur knapp verpasst. Er ziehe es vor, wichtige Gespräche auf einer Festnetzleitung zu führen, erklärte er.«

»Mehr sagte er nicht?«, fragt Anna.

»Doch. Wenn du später an einen deiner Romane zurückdenkst, dann solle das nicht wie an ein abgelegtes Kleid von einem lange zurückliegenden *Kostümfest* geschehen – das sage Proust in etwa in seiner *Suche nach der verlorenen Zeit*.«

»Wer sich mit Zitaten kostümiert, hat gut reden.«

Anna blickte auf den Buchumschlag. »Du selbst hast auch Proust hervorgeholt?«

»Neulich sagtest du doch, du hättest die Figur der Odette gemocht, Swanns Frau – ich wollte gewisse Stellen nachlesen.«

»Und?«

»Sie wird noch von vielen schief angesehen, weil ihre Liebe einmal käuflich war. Doch mit ihrem Salon, den sie führt, erklimmt sie die letzte Stufe der gesellschaftlichen Anerkennung, und zwar gerade in dem Moment – das ist von Proust verblüffend orchestriert –, als es zur Revision des Dreyfus-Prozesses kommt, unter dem ihr Gatte, der berühmte Swann, der nur noch wenige Monate zu leben hat, besonders litt, da er jüdisch ist. Auch Odette als seine Gattin, obwohl nicht-jüdisch, war der Verachtung jener ausgesetzt, die sich plötzlich nationalistisch und antisemitisch äußerten.«

»Und dann? Vielleicht lese ich's doch fertig.«

»Heiratet sie einen Adligen, der auch nicht mehr lang zu leben hat, und mit diesem Adelstitel, de Forcheville, geht sie anschließend die Ehe mit dem verwitweten Fürsten von Guermantes ein, der, früher noch der Meinung,

Dreyfus habe tatsächlich französische militärische Geheimnisse an die Deutschen verraten, seine Haltung inzwischen korrigiert hat und begreift, dass Dreyfus ein unschuldiges Justizopfer war. Hohe Militärs hatten vertuscht, dass der wirkliche Spion aus ihren Reihen kam.«

»Dann wird Odette eine Fürstin?«

»Proust erzählt das nur so nebenbei. Es geht ihm mehr um die Tochter Odettes und Swanns, Gilberte, in die der gedankenvolle, ziemlich gestörte junge Held des Romans, Marcel, als Kind verliebt war. Wegen eines Missverständnisses begann er sie zu hassen. Auch ist sie ihm zu klug – dieser dumme, dumme, dumme eifersüchtige Marcel mag keine selbstständigen gleichaltrigen Frauen!«

»Was war denn das für ein Missverständnis?«

»Als er zu ihr will, um ihr zu gestehen, dass er sie liebt, sieht er sie in Begleitung von Léa weggehen, die Frauen liebe, sich aber gerade als Mann verkleidet hat – und nun verfällt Marcel dem Irrtum, Gilberte habe schon einen Freund. Da wollte er sie nicht mehr sehen! Proust schrieb sieben Bände über einen absolut unerträglichen Typen, eben diesen Marcel, der dich aber nicht loslässt, weil der Autor ihn uns in Band eins als bedürftiges Kind nahe bringt.«

Anna sagt: »Ich muss dich mit dem Praktikanten näher bekannt machen. Der versucht immer noch herauszufinden, wie dieses dicke Werk zu seiner Wirkung gelangte. Er glaubt, es sei wie ein Zaubermärchen aufgebaut: unversehens sei die Hauptfigur – die wir uns, wie du sagtest, als kleinen Jungen vorstellen dürfen...

»... der nicht einzuschlafen vermag, wenn der Gutenachtkuss der Mutter einmal wegen geladener Gäste ausbleibt ...«, schiebt Erna ein.

»... Teil jener so unerreichbar scheinenden Salonwelt der Erwachsenen von Paris geworden, die er in seiner kindlichen Vorstellung mit magischen Zügen versehen hat, nur um jetzt zu entdecken, wie wenig von diesem Zauber am Ende bleibt. Vor seinen und unseren Augen, so meint der Praktikant, vollziehe sich alles wie unter der Regie eines Traums: Als wäre ihm eine besondere Gabe verliehen, öffne sich dem jungen Helden jede Tür, enthülle sich ihm, was selbst den Vornehmsten über sich verborgen bleibt.«

»Das findet der Praktikant deiner Lektorin?«, fragt Erna.

»Ja, Proust betreibe Malerei in Worten, und lasse Tableau auf Tableau folgen, bis in die feinsten Farbnuancen hinein ausgearbeitet. Mich hat immer was anderes interessiert«, fährt Anna fort, »was – im Geschriebenen – der *Verwischung* entspricht: ob es in der Sprache überhaupt ein Äquivalent für das nur Angedeutete, Unverbindliche, rasch Vorüberziehende gibt.«

»Mich nervte«, sagt Erna, »dass dieser Marcel in seiner Selbstanalyse einfach stecken bleibt: so entsteht aus dem kleinkindlichen Trauma beim Heranwachsenden eine Kontrollwut und Eifersucht, die ihn zu einem Seelenmonster macht. In Gilberte – die Tochter Odettes und Swanns – war er wenigstens noch verliebt, dann aber erwählt er sich, in Band zwei, aus einer jüngeren Mädchenschar ausgerechnet jene, die sich zuerst über ihn lustig

machte, die Lebhafteste, aber auch Verletzlichste – da ohne Eltern: Albertine. Mit der Galanterie und der Meisterschaft in der Konversation, die Marcel eigen sind – er ist gerade der höheren Schule entwachsen –, bringt er sie unter seinen Einfluss, und obwohl er sie eigentlich nicht liebt, sondern bloß die ursprüngliche Kränkung wettmachen will, bindet er sie in den nachfolgenden Bänden immer fester an sich. Denn er kann nicht allein sein. Und er zerstört sie! Der Typ würde uns anwidern, wenn es für ihn nicht eine Erschwernis und große Einschränkung gäbe – Erstickungsanfälle in seinem Fall. Verordnet wird ihm viel Bettruhe, Alkohol und Schlafmittel. Zu einer Arbeit zwingen ihn seine Eltern nicht. Sie sind reich, und der Vater, ein hoher Ministerialbeamter, taucht praktisch nicht auf. Auf den ersten Blick erscheint Marcel bemitleidenswert. Es könnte so vielerlei, trägt aber eben an etwas Schwerem.«

Sie klang plötzlich kummervoll. »Anna, warum habe ich nur die Antike gewählt und nicht etwas zeitlich Näherliegenderes!«

»Du sagtest mal: Wegen der Männermuckis auf alten griechischen Vasen!«

2 Redensart

Sie denkt zwar häufig an August Vomwinkel, muss sich aber um ihre vernachlässigte Kolumne zu kümmern. Der Stapel mit Stoffen, die *immer gehen* und bereit liegen für Ferienwochen oder wenn mal gar nichts mit ihr läuft, ist längst geplündert.

Wenn ich in einem Berliner Park morgens meine Runden drehe und gegen einen Baumstamm Dehnungsübungen mache, höre ich gelegentlich Spazierende, die Hunde ausführen, und dabei untereinander Gespräche führen. Sagt eine Hundebesitzerin zu einer anderen über eine nicht anwesende Dritte.»Ich habe ihr ehrlich gesagt, was ich davon halte.« Könnte es sein, geht mir da als völlig Unbeteiligte und Nicht-Hundebesitzerin durch den Kopf, dass – in welchem Land auch immer – das Herausstreichen einer ehrlichen Absicht uns ein vermeintliches Anrecht auf eine Unfreundlichkeit verschafft?

Mit kaum einer anderen Redeweise nehmen wir uns sprachlich so in Schutz, keine beugt schlechtem Gewissen so wirkungsvoll vor wie »ehrlich«. Wir denken dabei selbstverständlich an unsere eigene Ehre, nicht an die Ehre jener Person, der wir ehrlich etwas Unangenehmes sagen, in aufsteigender Erregung: bei allem gebührenden Respekt; in aller Offenheit; ohne übertriebene Rücksicht; endlich einmal; ungeschminkt; ohne Wenn und Aber; egal was wer darüber denkt; so wie uns der Schnabel gewachsen ist; koste, was es wolle; selbst auf die Gefahr hin, dass; wir werden doch wohl noch dürfen. – Warum? – Weil wir uns so sicher sind, dass das Recht auf unserer Seite ist. – Welches Recht? – Unser. Noch wahren wir die Formen: Wir wollen nicht beleidigend, nicht gemein erscheinen, nur zeigen, wie sicher wir unserer Sache – ehrlich – sind. Nur: es ist

nicht sehr nett gemeint, so viel ist klar. Nicht auszudenken, was Leute alles täten, wenn sie diese Art Ehrlichkeit einmal hemmungslos ausleben dürften: Schlimmes in rascher Steigerung, so ist zu befürchten. Im Zaum hält uns die Zivilisiertheit, die darin besteht, eben gewisse Dinge weder auszusprechen noch zu tun, nicht mal zu denken, ganz unbedingt nicht, und im Zweifelsfall lieber unaufrichtig zu sein, aber höflich zu bleiben. Außerdem kann, wenn wir die Ehrlichkeit zu sehr beschwören, in der Liebe zum Beispiel oder beim Abschluss eines Geschäfts, die Sache sowieso unversehens kippen. Gerade durch die Betonung weckt diese Beteuerung Misstrauen, ist ehrlich doch die beliebteste Tarnchiffre zur Einleitung einer Lüge. Eifersüchtige Liebende und die Polizei schöpfen gleich Verdacht, so klebrig erscheint das Wörtchen »ehrlich« – wie leicht haftet es sich an jeden Satz.

Nachts geht sie Tango tanzen, auf der Suche nach Motiven. Sie durchstreift Oranien- und Adalbertstraße sowie ihre Lieblingsgegend in Kreuzberg, den scheußlich-liebenswerten Platz am Kottbusser Tor, der von der Hochbahn auf ihrer Metallbrücke zerschnitten wird und ein städtebauliches Paradoxon darstellt: ausgerechnet eine Bausünde par excellence, nämlich zwei quer über die Straßen hingeklotzte Wohnblöcke, die spiegelbildlich die beiden Seiten des *Kotti* einrahmen, machen den lärmigen Verkehrsknotenpunkt zu einer wundersam unübersichtlichen Oase, mit Durchgängen und einer halbkreisförmigen, gegen den Verkehr völlig abgeschirmten Laden- und Restaurantzone, sowie diversen Vorplätzen und offenen Hinterhöfen. Allein sieben Straßen führen auf den Platz, und die U-Bahn von Neukölln zum Alex kreuzt sich mit dieser Hochbahn, die nachgerade zum Ku'damm im Westen fliegt, so schnell ist sie, denn nur wenige Stationen bremsen ihren Lauf.

Wenige Schritte von dem Platz steht auch ihr Lieblingskino, das Babylon Kreuzberg, nicht zu verwechseln mit dem Kino Babylon in Mitte bei der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz. Steht doch gerade wieder einer mit seinem Mobiltelefon, funkt seine Freundin an, er steht hier, sie dort, und geirrt hat er sich – zottelt mit Scham übergossen ab. Auf der gegenüberliegenden Hälfte wird der Platz seit dem Winter besetzt, aus Protest gegen Mietpreissteigerungen und Räumung von Wohnungen. *Hoch mit den Löhnen. Runter mit der Miete. Darunter steht Kotti & Co, aber hallo! Sofortiger Stopp aller Zwangsumzüge. Sofortige Kappung der Mieten. Keine Polizeieinsätze gegen Mieterproteste. Gesicherte Grundlagen für ein würdevolles Leben. Senkung der fiktiven Kostenmieten.*

3 Bilder

»Was machst du so große Augen?«, sagt Erna.

Aufrichtig erstaunt wedelt Anna mit dem Brief. Erna lässt den Löffel mit Joghurt mit angewinkeltem Ellbogen in der Luft schweben und sieht sie fragend an.

»Mit neunzig hat er sich nochmals verliebt!«

»Tröstlich, wie viel Zeit uns da noch bleibt«, sagt Erna.

»Ich muss schon wieder nach Burgdorf – zur Verlobung.«

»Kennst du die Frau?«

»Vermutlich ja. Sie hat eine Neigung für auffällig farbige Kleider.«

»Wie ist sie?«

»Wie ich dir schon hundertmal sagte: Lieber ein paar Kilo zu viel als zu wenig – das erhöht die Lebensdauer. Und die Lebenslust ganz offensichtlich.«

»Und dein Großvater?«

»Er ist dünn und friert leicht in der Nacht.«

Sie kam rechtzeitig einen Tag vor dieser Verlobung im Emmental an.

Ihr Großvater schläft behaglich auf dem gedeckten Bett der Zukünftigen, in Kleidern, aber mit einer bunten Decke über Hüften und Beinen. Die Zimmer sind nicht allzu weit voneinander entfernt. Ausgetrunkene Teetassen stehen auf dem niedrigen Tischchen, und Reste eines Kuchens. Die Frau bietet ihr ein Stück an und nimmt sie beiseite.

»Du darfst mir Rita sagen.« Die Sonne liegt zwar schon hinter dem Horizont, aber über den abgedunkelten Farben der Landschaft treiben die tiefliegenden Wolkenballen in hell angestrahlem Weiß und Grau, noch immer vor leuchtend blauem Himmel. Dieses Lichtspiel zögert die Dämmerung hinaus, macht sie erträglicher.

»Glaube niemandem, der etwa behauptet, freiwillig zurückhaltend zu sein, Anna«, sagt Rita. »Verzichten ist gut, wenn uns etwas nicht gut tut. Aber aus Prinzip verzichten ist Unsinn. Verstehst du das, Anna?«

Sie nickt, zieht die Kuchengabel aus dem Mund und überlässt Zunge und Lippen ihrem Spiel. »Ja, Rita, ich denke, Zurückhaltung dient lediglich der Vermeidung von Schmerz.«

»Und du, bist du ...?«, fragte Rita.

»Im Moment nicht.«

»Nach einer größeren Liebe braucht es Zeit«, sagte Rita. »Er hat da etwas erwähnt. Ein Tangotänzer ...« Rita schmunzelt. »Ich kannte auch mal einen, Glück birgt Gefahren! Liebe im Alter ist anders, sie bringt eine behagliche Zufriedenheit. Natürlich nicht nur Kuscheln, aber das Seelische wird wichtiger, das überraschte mich selbst. Noch ein bisschen Kuchen?«

Anna schüttelt den Kopf.

Rita wirkt beruhigt, nimmt ihr den leeren Kuchenteller ab. Ein Lächeln steigt in ihr auf, wie sie zu ihm, dem Zukünftigen, hinüberblickt, der unter leisen Wohllauten aus dem Schlummer erwacht.

»Ich bin gleich wieder da«, brummelt er, wachgeworden, und küsst den jungen Gast im Vorbeigehen auf die Haare oberhalb der Stirn. »Männer müssen eben häufig ... die gute Prostata, Männerglück und -verhängnis. Nett, dass du zu der Feier morgen gekommen bist.«

Rita beugt den Kopf zu ihr, kaum ist Großvater draußen: »Hör mal, es gibt da eine Sache, über die er gar nicht sprechen will ...«

»Den Krieg, ich weiß«, sagt sie.

»Er weicht immer aus!«

Sie stimmt ihr zu.

»Weil er ...?« Rita zögert.

»Nein, er floh, soviel ich weiß in der letzten Nacht vor der Verlegungen an eine der Fronten.«

»Ich habe nämlich italienische Familie. Dann hat er nicht geschossen?«

»Nur auf die deutschen Grenzsoldaten, die ihm in einem Wäldchen nachsetzten, auf den letzten Metern. Da ließen sie von ihm ab. Und nachher war er in der Schweiz interniert, all die Jahre bis Kriegsende, das dachte ich zumindest ... Aber ich glaube, es gab danach noch etwas – frag ihn, sobald sich eine Gelegenheit ergibt.«

Im Schaufenster eines Keramikladens neben der Stadtbibliothek erblickt sie eine Porzellanschale mit vergoldeter Innenfläche. Die Türe lässt eine helle Glocke erklingen.

»Es ist ein Geschenk«, sagt Anna. Die Werkstatt liegt in den hinteren Räumen. Da steht eine elektrische Drehscheibe mit Fußpedal.

Die Künstlerin selbst wickelt das gute Stück in Seidenpapier ein und will mehr von ihr wissen – bietet ihr Kaffee an. Sie kenne Berlin.

Anna erzählt von dem Schwingfest-Plakat: »Mir schwebt da etwas vor – über Alpen, Sennenbräuche und das Emmental«, erklärt sie. Die Keramikerin beschreibt ihr das Festgelände für das *Eidgenössische Schwingfest*. »Am Stadtrand, am rechten Ufer der Emme.« Währenddessen zieht sie eine kleine Handdrehscheibe über den Tisch zu sich heran und stellt eine unfertige Schale darauf. »Nicht mehr biegsam, aber noch feucht – die Farbe haftet dann besser«, erklärt sie und verleiht der metallenen Platte mit dem Finger Schwung. Dann befördert sie das Stück durch feinste Berührung so ins Zentrum, dass es nicht eiert. Nun hält sie den getränkten Pinsel dagegen. Durch die Drehbewegung wirkt der Strich völlig ebenmäßig. Wie sich ein Pinselhaar löst, stoppt sie und kratzt es mit dem Messer ab.

Die Feier findet über Mittag statt. Danach wollen die frisch Verlobten ein wenig für sich sein. Rita bedankt sich herzlich für die Keramikschale. Großvater

scherzt: »Ein Goldtopf – hast du ihn unter einem Regenbogen gefunden?« Die beiden legten sogar einen Tanz hin. Rita flüsterte: »Wir haben heimlich geübt.«

Anna benutzt die Gelegenheit, um danach wenigstens noch den Abschluss der Literaturtage im nahen Solothurn zu erleben. Sie findet noch ganz vorne im großen Saal Platz. Einer der Anerkanntesten der Schreibenden hierzulande wird geehrt. Da aber sein bereits ansehnlicher, runder Geburtstag erst bevorsteht, blickt er sich unruhig um, wie aus Furcht, dass ihm schon im Voraus Glückwünsche ausgesprochen werden könnten. Als es dann doch geschieht, hält er, Urs Widmer, die abergläubischen Vorstellungen mutig unter Kontrolle. Nur seine Augenlider zeigen irritierte Bewegung.

»Der Schmerz ist nicht an mir vorbeigegangen, er dringt in meinem Werk aus allen Poren, aber ich betrachte mich als einen Glückspilz«, sagt er ebenso erleichtert wie beschwörend ins Mikrofon.

4 Flächen

Am folgenden Nachmittag spaziert sie zum Gelände des geplanten Schwingfestes hin – eine fast unberührte grüne Ebene zwischen dem Uferwald der Emme und einem kleinen Waldrücken, durchschnitten von der schmalen, kaum befahrenen Landstraße zum nächsten Dorf, Kirchberg. Mitten zwischen Kuhweiden und vorzeitig abgeernteten Maisfeldern, als seien Außerirdische gelandet, erhebt sich die Skelettkonstruktion der ersten beiden, langsam zu einem Sechseck auswachsenden Tribünen. Der Linienbus dreht kurz vor dem unüberwindlichen Hindernis auf eine neuangelegte Kiespiste ab, umrundet die künstlichen Eindringlinge und verschwindet in der aufgewirbelten Staubfahne. Drei zusätzliche Brücken überspannen zwischen dem Buschwerk und Baumkronen die Emme, die an dieser abgelegenen Stelle sonst nur einigen Wenigen für verstohlene Badefreuden dient.

Sie schickt August eine Kurznachricht – und wenig später taucht er mit seinem Wagen auf. Sein Wangenknochen ist blau verfärbt und zerkratzt. Er tut, als ob nichts wäre. Natürlich kenne er die Gegend, habe auch schon da gestanden, wo einmal die Sägemehlringe für die Kämpfe gestreut werden. Mit der Hand weist er zwischen die Tribünen.

Er habe eine Überraschung für sie, sagt er. Sie sieht, dass er auch die Hand eingebunden hat. Das Mobiltelefon leuchtet auf. »Deine Leute haben definitiv etwas zu verbergen«, sagt er. Er zeigt ihr Bilder. Sie sieht zuerst nur ein teures Motorboot auf einem See und begreift nicht, wovon er spricht. Dann erkennt sie die Frau mit der Sonnenbrille zwischen den zwei Männern.

»Sag mal spinnst du? Die werden dich verklagen!«, sagt sie.

»Ich hatte Flossen und eine Taucherbrille, sie konnten mich nicht erkennen. Sie sind es also, zweifelsfrei? Nur das wollte ich wissen!«

» Bist du wahnsinnig? Haben die dich so zugerichtet?«

»Das hat keinerlei Bedeutung.« Er zeigt auf den kleinen Bildschirm. »Ich hatte einen wasserdichten Beutel dabei. Wer Langstrecken im freien Wasser schwimmt, hat das. Sie starteten sofort den Motor. Mit einer Stange wollten sie mir die Kamera aus der Hand schlagen. Ich hörte die Schiffsschraube über mir, als ich abtauchte. *Die* haben sie nicht mehr alle. Wäre ich im Wasser nicht wendiger als sie ...«

»Wann war das?«

»Gestern!«

»Was?«

»Ich sende dir das Bild.«

»Ich will es nicht! Bei einem Gerichtsprozess hätte ich doch nichts gegen sie in der Hand! Die aber etwas gegen dich!«

Er zuckte mit den Achseln. Nur widerwillig ließ sie sich von ihm zurück nach Burgdorf mitnehmen. Sie sprachen kein Wort mehr. Er fuhr gleich zum Verbandstraining nach Langnau im Emmental weiter.

Ein Zuruf reißt sie aus ihrem gedanklichen Tumult, wie sie durch die Oberstadt Burgdorfs kommt. Auf der Terrasse unter den Arkaden des *Gasthofs zu Metzgern* sitzt der ihr gut bekannte Künstler Egger. Wenn sie eines seiner Gemälde sieht, kann sie sich kaum lösen, so gedankenverloren und überlegt verteilt er Flächen und Farben.

Sie tritt zu ihm hin. In seinem lächelnden Gesicht schimmern die Bartstoppeln weißlich. Herausfordernd an die Runde gerichtet, die mit am Tisch sitzt, scherzt er auf ihre Kosten: »Anna stellt Nachforschungen an! Über Burgdorf.«

Sie streitet es lächelnd ab. Es ist nur ein Witz, aber der Gedanke kommt ihr: Woher ahnt er, was ich mir noch gar nicht richtig eingestehe?

Eine Grafikerin, die Egger schräg gegenüber sitzt, fragt: »Was vermisst du hier am meisten von Berlin?«

»Sie weiß gar nicht, wo sie anfangen soll«, sagt Egger sarkastisch, »sie legt schon den Keine-Zeit-Blick auf, die Kehrseite des Berliner Dauervergnügens, weil dir da in jeder Sekunde etwas entgeht. Deshalb ziehe ich als Maler die Kleinstadt vor. Nichts entzieht sich dir, du brauchst bloß zu warten und das Kleine wird das Große. Im großen Berlin das Kleine zu beschreiben kommt ganz auf dasselbe heraus wie hier einfach still mit offenen Augen dazusitzen.«

»Du und still? Lass sie doch reden«, unterbricht ihn die Frau.

»Was mir von Berlin fehlt? Die Quasselbude U-Bahn weit nach Mitternacht in Kreuzberg – mit kreischenden Teeny-Touristinnen, die zum ersten Mal unbegleitet im Ausland sind, und in *we, we, we will rock you* ein Wort durch ein obszönes anderes ersetzen ...« Sie winkt ab. »Berlin ist, was sich die Leute von dieser Stadt denken – sie bringen es hin, und Berlin lässt es zu: mehr Prickel ist nicht. Berlin verzeiht, Berlin vergisst aber auch schnell. Es existiert alles nur in der Einbildung, sowieso.«

»Du redest dich heraus – was ist mit Burgdorf?«, macht Egger.

»Natürlich, du kannst dir andauernd Dinge vorstellen, die woanders möglich sind – aber wo ich bin, da bin ich. Mir reicht, was ich vor Ort finde ...«

»Sie gibt es also zu, sie führt ein Ermittlungsverfahren!«, bemerkt er.

Sie kommt gegen das Gelächter nicht an und lächelt mit.

Die Frau hilft ihr: »Die ideale Stadt kann es auch für mich nicht mehr geben – sobald du mehrere kennst, müsste sie sich aus ihnen allen zusammensetzen.«

Anna sagt der Grafikerin: »Ich mag dein neues Plakat – für die Einweihung des neuen Kinderspielplatzes beim Ententeich ...«

Egger sagt ironisch: »Selbst die farbliche Neugestaltung des Toilettenhäuschens wird dadurch zu einem verbindenden städtischen Ereignis.« Die Grafikerin gibt ihm einen Knuff und antwortet: »In Berlin ist schon vom Maßstab her natürlich alles um den Faktor tausend größer. Da ist es gleich das Tempelhofer Flugfeld als Park.«

Egger bemerkt: »Tausend im Zusammenhang mit Tempelhof geht politisch schon mal gar nicht – das war der Flugplatz des Diktators.«

»Von dem, was in den Augen der Welt Berlin ausmacht – ich sage jetzt bewusst nicht ›die Größe‹ Berlins – begegnet dir nicht viel, wenn du da wohnst«, beschwichtigt Anna, »um groß herumzukommen fehlt den meisten schon das Geld, die verlassen kaum mal je ihren Kiez, das kleine Viertel, das für sie wie ein Dorf ist.«

Egger widerspricht: »Wahre Größe ist, auch ohne Geld auf großem Fuß zu leben. Diese Kunst beherrscht Berlin souverän.«

»Nein wirklich, das Leben in den einzelnen Bezirken da vollzieht sich in ganz ähnlichen Formen wie hier«, setzt Anna hinzu. »Burgdorf bietet auf kleinem Platz sogar vielleicht noch mehr. In einer Kleinstadt zählst du als Person, weil du stets sichtbar bleibst. Auf ruhigen Wegen grüßen sich hier auch Unbekannte. In der Großstadt versinkst du leicht, ohne es zu merken. Und der Zug bringt euch schneller nach Bern als irgendjemanden von Grunewald an die Friedrichstraße. Was mich dagegen wirklich fasziniert ist, wie gern die Menschen in Berlin reden – sie haben ein verliebtes Verhältnis zum Sprechen und werden nicht ungern angequatscht, dann dürfen sie nämlich selbst zur Höchstform auflaufen. Sie singen sich richtig frei beim Reden.«

»Na ich sehe schon, da müssen wir in Burgdorf stimmlich noch zulegen, sonst bekommen wir dich nicht zurück.«

»Hör endlich auf, sie aufzuziehen«, sagt die Grafikerin.

Egger gehört zu den arrivierten Malern. Eine Ausstellung von ihm sei gerade im örtlichen Museum zu sehen, erfährt sie.

»Gut, ich beginne zu sparen, um endlich ein Bild von dir zu kaufen«, sagt sie im Weggehen.

Während sie sich aus dem Gesichtsfeld seiner kleinen runden Brillengläser wegdreht, spricht er in leisem Ton zu den anderen, und sie weiß genau was er ihnen nun über ihren ersten Roman mitteilt. »*Hintergrund bildet der Tanz*«,

glaubt sie gerade noch zu hören, beruhigt, dass der Aufhänger für einmal nicht die *Aubergine* ist.

5 Weiten

Am folgenden Tag dachte sie, die Reihe wäre nun an ihr, August Vomwinkel ein paar Gemälde zu zeigen. Sie legte einen nüchternen Ton in ihre Stimme, um keine anderen Erwartungen zu wecken. Dieses bemüht Korrekte kam ihr zwar etwas hohl vor – die Sätze hallten in ihr nach. Warum traf sie ihn denn noch weiter? Aber wenn sie tanzen ging, bestand auch keine klare Erwartung an die Männer oder die Frauen, auf die sie sich einließ. Tanzende bildeten eine Gemeinschaft, niemand sollte sich ausgeschlossen fühlen müssen. War nicht auch das ganze Leben ein Tanzfest? Der nun einmal gewählte freundschaftlich-höfliche Abstand zu August behagte ihr. Umgekehrt konnte sie von August nicht behaupten, was Französinen sagen, wenn ihnen jemand völlig gleichgültig ist: *Il ne me fait aucun effet – er löst bei mir keinerlei Wirkung aus.*

Wenn sie August lediglich wie einen süßen, milden Geruch in der Luft wahrnahm, lag das auch an Vreni. Es war zu deutlich spürbar, was die beiden einander bedeuten könnten: sie wollte nicht dazwischen treten. Sie *sah* das. Mehr als nur eine Kindheitsfreundschaft, ein Gespinnst aus ganz feinen goldenen Fäden verband die zwei. Das durfte niemand zerreißen. Zerstörerische Liebe fand sie hässlich. Das war, wie sie sich dauernd vorsagte, keine Frage der Moral, sondern der Ästhetik.

Er sagt zu. Verabredet sind sie für den Nachmittag.

Entlang der Emme dreht sie vorher langsam ein paar Runden, hechelnd, da sie außer Form ist. Dreimal rund um die Allmend dieser kleinen Stadt – das nimmt sie sich vor, in dieser Landschaft ihrer Jugend, die sie all die Jahre über seither erfolglos in ihrem Innern vergessen zu machen suchte. Erst allmählich kam Ruhe in ihren Kopf.

Unvermittelt wird sie angefeuert. Ein Mädchen und ein Junge, die ihr nicht zur Hüfte reichen und auf den runden Fahrradständern vor dem zu dieser Jahreszeit noch geschlossenen Bad herumturnen und Reiten spielen, rufen ihr *Schneller, schneller* zu. – Sie winkt müde, und als die Kleinen, die sie gar nicht kennt, auch beim nächsten Mal keine Ruhe geben, bittet sie um Verständnis und ruft: »Wenn ich vier Beine wie ein kleines Pferd hätte, ginge das sicher schneller. Schon eine kurze Runde ist für mich eine lange«.

Anna drosselt ihre Geschwindigkeit, denkt: *Vermutlich ist mein Blutdruck wieder mal zu niedrig.* Und dann hält sie an, um den Anflug eines Schmerzes unter dem Knie zu zerreiben. Buschwerk und halbhohe Bäume säumen das Ufer. An einem Ast weht – zu weit oben für ihre Hand – eine Plastiktüte, die sich irgendwann durch Wind und Strömung im Magen eines Meerestiers verheddern

wird. In der Stromschnelle der Emme steckt zwischen schweren Blöcken schräg ein teilweise entrindeter, dünner Stamm fest.

Die Emme in ihr Flussbett zu zwängen schaffen nur der weit gestreckte Damm mit dem Kiesweg und die an mehreren Stellen senkrecht abfallenden Steinwände der bewaldeten Flie auf der anderen Uferseite. Ein silberner Schleier liegt über dem Grün. Da, wo das Gras niedergetrampelt ist, führen dunkle Spuren quer über diese Freifläche. Die Tropfen des starken Regens in der vergangenen Nacht kleben wie Perlen auf dem Klee und den Halmen. Eine Gruppe junger Menschen des sozialen Eingliederungswerks biegt, unter Beschwernissen vorwärtskommend, um die Ecke, einer im Rollstuhl. Sie haben, als sie mit leicht seitlich herabhängendem Haupt das *Guten Tag* von Anna erwidern, etwas von der Freundlichkeit, die sonst nur älteren Menschen vorbehalten ist, welche alles vom Leben kennen.

Sie ist noch nicht von diesem Tal losgekommen. Es sind zu viele Erinnerungen da. Hinter einem Reitstall unten an der Straße prägen Hufabdrucke den weichen Boden. Auf den Rasen selbst dürfen die Pferde nicht hinaus. Sehnsuchtsvoll strecken sie ihren langen Hals durch das enge Fenster, um ihr, der langsamen Läuferin, der diese Freiheit gestattet wird, kaum wahrnehmbar nachblicken. Nur in der Vorstellung jagen sie selbst kreuz und quer über die Allmend, so denkt Anna zumindest. Wenn Hunde und Katzen träumen können, dann sicher auch sie.

Sie nimmt August Vomwinkel mit nach Basel. Da wird Picasso ausgestellt. *Instruments de musique sur une table* aus dem Jahre 1926 zeigt in Rotbraun, Schwarz und Weiß einen Mann, der auf einem Schaukelstuhl Posaune spielt, aber es könnte auch was anderes sein, dazu eine Gitarre, ein Bass, ein Klavier. Jazz-Bild. Also doch eher eine Trompete?

Sie streifen danach durch die ständige Sammlung. Sie zeigt ihm Arnold Böcklins *Vita somnium breve*, 1888: Kinder im Gras, die am Auslauf eines Brunnens mit Blumen spielen und Margeritenblüten auf Reisen schicken, dazu ein Soldat mit zerrissenem Fähnchen und ein älterer, nachsinnender Mann, hinter dem der Tod schon zum Schlag ausholt.

Danach überqueren sie eine der Rheinbrücken. August lächelt. – Sie spreche sicher zu viel? – Er verneint. Neun Baukräne in Kleinbasel erblickt sie, alle entweder gelb oder rot, und flussabwärts Farben, die sie vor dem Museumsbesuch gar nicht wahrnahm. Der breite Rhein in einer Mischung aus Blau und Grün, erst in der Weite kippen die Fluten ins Braungrün, darüber trotz Windes ein Hellblau, das vom Dunst fast in ein helles Weißgrau zieht. Flache Wolkenbänder am Horizont zeigen einen Stich ins Rosa, während die Mittagssonne wie an einem Frühsommertag brennt. Ein Tulpenbeet an der Tramstation versprüht einen betörenden Duft.

Es bereitet ihr Freude, nicht allein zu sein. Pflücke deinen Tag, denkt sie, in der Straßenbahn hinaus vor die Stadt, zur Fondation Beyeler. Joan Mirós

Gemälde von 1945, *Danseuse espagnole*, sieht aus wie ein Vorgriff auf das Mobile mit den gebogenen Blättern an Draht von Alexander Calder. Korrespondenzen, denkt sie.

In welchen alten Verhaltensformen spiegeln wir uns? Was nehmen wir weshalb auf? Hielte Kunst sich an Grenzen, wäre sie keine mehr. Warum behüten wir sie in der Politik so eifersüchtig? – August zuckt mit den Schultern.

Mark Rothko, *Pflaumenblau und Dunkelbraun*: ein ins Gold hineinreichendes Braun, das wie ein Fenster aus einem ins Schwarz übergehenden Blau hinausweist. Dieses kleine Land und das Gold ... Sie verwickelt August in eine Diskussion nach der anderen. Er hört zu. Weil die Schweiz einst ungestraft den UNO-Apartheidboykott nicht mitmachte, südafrikanische Unrechtsgoldbarren in Schweizer Goldbarren umschmolz und dem Regime am Kap mit Devisen gegen die unterdrückte Bevölkerungsmehrheit half, läuft noch immer, der größte Teil des weltweiten Edelmetallhandels über dieses winzig kleine Ländchen mitten in Europa. Letzteres weiß August. Er gibt zu, das passe nicht zur helvetischen Folklore, fragt aber, warum sie denn in Deutschland lebe, wenn ihr solche Dinge wichtig seien. – In Berlin fühle sie sich wie dispensiert, Stellung zu nehmen zu dem, was hier in der Schweiz läuft, antwortet sie. Nur bei Kurzbesuchen falle es sie wieder an. Mit Wucht.

Sie gehen weiter zum Saal mit den Selbstbildnissen des Schweizer Malers Ferdinand Hodler aus den Jahren 1912 bis 1916 – in wie kurzer Zeit er alterte! Hodlers Blick geht ins Leere. *Die Unendlichkeit* – so nannte er den Reigen der blau bekleideten Frauenfiguren, entstanden genau in jenen Jahren, als sein Modell, das seine Geliebte war und die Mutter eines kleinen Kindes, an Krebs erkrankte. 1915 starb diese Frau, Valentine Godé-Darel. Vor dem fast abstrakten Bild *Blick auf den Genfer See* um 1915 mit grünen, hellblauen Querstreifen und feurig gelbem und rötlichem Himmel bleibt August lange stehen. Sie spürt es. – Er antwortet: wegen Vreni. Sie habe ihm geschrieben, wieder in Lausanne zu arbeiten. Er schien sie zu suchen in diesem Gemälde. – Kunst hypnotisiert, sagt Anna, das ist ihre Wirkung: sie macht uns porös, Dinge, die wir sonst nicht mit anderen teilen, treten aus uns hervor.

Da sagt er:

»Ich möchte gerne mal in dem See schwimmen, der ganzen Länge nach. Vreni hat sich oft über mich lustig gemacht, wenn ich ihr all die Schwimmhallen aufzählte, in denen ich trainiert habe – eine ganze Zeitlang zweimal täglich, damals noch. Als ich merkte, dass ich's nicht ganz an die Spitze schaffe und dachte, ich könnte im Sägemehl leichter punkten, hat sie mich erst recht ausgelacht.«

»Angelacht, nicht ausgelacht! Begreifst du das nicht? Liebe ist der Grund, so etwas zu tun.«

Auf den Sterbebildern sieht Valentine Godé-Darel den Maler zunächst ausdruckslos von vorne, dann beklommen von der Seite an. Daraufhin kann sie vor Schmerz und Ermattung die Augen nicht mehr offen halten – ihr Totenbild

ähnelt dem aufgebahrten *Jesus* von Hans Holbein, den sie beide zuvor im Basler Kunstmuseum sahen, nur dass Hodler den Kopf der geliebten Frau in der rechten Bildhälfte bettet. Noch 1914 blickte Hodler in einem Selbstbildnis, als könne das alles nicht möglich sein – in flehendem Appell. 1917 misstraut er der Welt, die ohnehin im Kriegsgrauen versinkt.

Plötzlich wird ihr klar, warum sie Hodlers Gesicht so beschäftigt. Sie verscheucht den Gedanken, aber er kehrt wieder, wie Proust schrieb: *Nicht daran denken zu wollen war immer noch eine Art, daran zu denken und daran zu leiden.*

Anna spielt für August die Museumsführerin: »Die Form lebt, kurvt, durch die Farbe«, erklärte Hodler in seinem letzten Lebensjahr. »Blau ist mir überhaupt die liebste Farbe«, sagte er. Wörtlich: »Blau, sehen Sie, ist auch die Farbe, die wir am leichtesten in großen Ausdehnungen ertragen. Der Himmel ist blau, der See ist blau, die Ferne ist blau ... Wenn wir soviel Rot sehen und malen müssten! Wir würden scheu und wirr.«

Anna fügt hinzu: »Er malte, bis zu seinem Tod 1918, ätherisch wirkende Bilder – von einem Balkonzimmer hatte er in Genf freien Ausblick auf das Montblanc-Massiv. *Planetarische Landschaften* schwebten ihm vor, vertraute er einem Begleiter an – *als ob Sie am Rand der Erde stünden und frei mit dem All verkehrten.*«

6 Käse

Sie fahren zurück. Augusts Trainingsprogramm erfordert es – sein Körper hungert danach. Er wippt auf den Zehen, reckt die Schulterblätter, fixiert andere Männer beim Abschied am Bahnhof fast angriffig und lotet die Schwächen ihrer Haltung aus. Sport im Suchtstadium. Andere umwerfen als gespeicherter innerer Befehl. Er kann im Moment nicht anders.

Ihr Großvater blickt auf, als sie ihn wieder besucht: »Hodler-Bilder habt ihr euch angesehen?«

Tonlos erwähnt sie: »Hodlers Mutter starb, als er vierzehn war.«

»Du warst neun«, sagt er, »beschäftigt er dich deshalb?«

»Nein, ein Zufall.«

»Keine Parallelen also. Er malte, du schreibst«, sagt Großvater, ohne zu insistieren.

Die Fragen, die sie zu ihrer Mutter hätte, spart sie sich auf. In ihren Gedanken sagt sie sich: Ich will nicht vom Tod her an *sie* denken. Nicht vor ihm, nicht jetzt. Rita sei bei der Schneiderin, sagt er. Schweigend beenden sie die Mahlzeit.

»Käse?«, sagt ihr Großvater, als sie ihm schildert, worüber sie Material sammelt. Sie bemerkt die leichte Missbilligung in seiner Stimme. »Zuerst ein

Schwingfest, und nun Käse. Und das andere Thema – der Todesfall auf dem Zürichsee?«

»Mach ich nicht.«

Er schaut sie nur an. Sie denkt: Ältere Menschen sind schweigsamer als junge, weil sie alles schon aus den Gesichtern lesen. Wozu nach dem fragen, was offenkundig ist?

Aber sie stellt ihm eine Frage. »Hier gab es doch mal eine große Schachtelkäsefabrik ...«

»Die Alpina? Schräg hinter den Häusern! Das Gebäude ist intakt. Die machten diese *Chalet*-Käse, in allen Geschmacksrichtungen. Schinken mochte ich am liebsten, kleine Dreiecke, in dünnem Stanniolpapier, schön bedruckt.«

»Gibt es noch was Greifbares?«

»Ich weiß dir jemanden, der die ganze Geschichte kennt.«

»Der wohnt da?«

Eine Klingel hat er nicht, stellt sich heraus. Er reagiert auch nicht auf das Klopfen. Das Mansardengeschoss wirkt unbewohnt. Sie drückt die Klinke. Die Tür öffnet sich auf eine Rumpelkammer. Eine alte, in Einzelteile zerlegte Kücheneinrichtung mit Schränken und Elektrogeräten, die vielleicht einmal aufgekauft, aber nirgends eingebaut worden ist, verstellt den Vorraum. Hinter einer weiteren Türe mit vier kleinen getrübten Glasscheiben schimmert Licht, ein Schatten bewegt sich. Wie sie sich erneut bemerkbar macht, sind Schritte zu vernehmen. Quietschend geht diese andere Tür auf. Ein groß und aufrecht gewachsener Mann in unbestimmbarem Alter und riesigem weißen Haarschopf kommt ihr leichtfüßig entgegen und entschuldigt sich.

»Das Gerümpel da gehört mir nicht. Dieses Atelier darf ich auf Zusehen hin benutzen – als Archiv, Büro und Schlafstätte.«

Sie erblickt viele Bücher in improvisierten Regalen, ganze Laufmeter Stapel neben Stapel überquellende Akten, deren Ordnung wohl nur er kennt. An den freien Flächen einige Gemälde. Er fängt ihren Blick auf.

»Das hier ist ein Ronroy Rothenflue: *Ost-West flog übers Kuckucksnest*. Machte er noch während des Kalten Krieges.«

In tiefem Schwarz drei ungleiche Streifen, der oberste in Weiß; darin liegt so etwas wie ein großes farbiges, mit dunklen Flecken überzogenes Ei. Im grauen, farbig gesprenkelten Streifen darunter schwebt eine riesige schwarze Pupille und bildet das Zentrum des Bildes; der unterste Teil ist mit Farbtröpfchen übersät, die an Blut erinnern.

»Als der Künstler es mir übergab, zitierte er Samuel Beckett: *Wer ein gutes Gedächtnis hat, erinnert sich an nichts, weil er nichts vergisst*.«

Neben dem Schreibtisch steht in einem Regal ein zweiter Rothenflue. Unter einem mit fünf stilisierten rosa Wolken bedeckten blauen Himmel liegt ein rotes Ackerfeld mit zwei gelben, sich außerhalb des Bildes kreuzenden Wegen – im

Vordergrund ein durch die Perspektive übergroß wirkender schwarzer Sack, der zugebunden ist und aus dem der Kopf einer schwarzen Katze schaut.

»Rothenflue malt in Symbolen, die nicht leicht zu deuten sind. Ich kaufe Bilder von Freunden, auch wenn ich dazu eigentlich kein Geld habe. Einmal interviewte ich eine alte Kommunistin in Zürich, eine Buchhändlerin, ihr Mann war mal Stadtrat gewesen – sie hatte alle großen Künstlerinnen und Künstler der zwanziger und dreißiger Jahre persönlich gekannt, aber nicht eines von deren Bildern hing zu Hause an der Wand. Für ein Butterbrot hätte sie sie bekommen, sogar noch geschenkt, für ein paar gute Bücher sowieso, die dann doch nur die Polizei beschlagnahmt hat. Das soll mir eine Lehre sein, fand ich. Hier im Emmental versuche ich dem übrigen Land zu entkommen: seinem engherzigen isolationistischen Hochmut; der Dauerpropaganda einer ganz bestimmten, überhitzten Partei.«

Er führt sie zu einem Bild einer streng blickenden jungen Dame mit roter, halblang getragener Bluse, die Augen so dunkel geschminkt wie ihr Haar war, schwarzer Rock, den der Bildrahmen unter den Knien abschnitt. Die Arme hat sie in die Hüften gestützt.

»1937. Initialen wk – der letzte Strich des ersten Buchstabens ist zugleich der erste des zweiten. Ich versuche vergeblich herauszubekommen, wer der vermutlich männliche Maler ist. Das Bild fand ich in einem Brockenhaus von Burgdorf. Und das hier ist ein Hans Stalder.« Die Jahreszahl 1996 war an der Seite zu erkennen: Drei von ganz nah gesehene Tulpenköpfe, durch den Rahmen oder die Anordnung angeschnitten, in satten, fast mikroskopisch aufgetragenen Farben.

»Ein kleines Meisterwerk«, sagt er, »das der Maler aber nicht verkaufen wollte – es habe hier einen kleinen Fehler.«

Er weist auf die untere linke Ecke, wo im hellen Blau neben dem Ansatz des grünen Stiels eine Spur Violett von der gemalten Tulpe abzufärben schien, nur erahnbar.

Die Küche füllte ein zweiter, runder Schreibtisch, überladen mit Büchern, Musiknoten, Gitarre, Hörbuchscheiben und beschriebenen Blättern. Eine weiße Lampe erhellt die Arbeitsfläche. Auf einer hohen Boxe am Boden ein Abspielgerät. Links an der Wand ein großes Gemälde in hellem Oliv. Sie überlegte noch, was genau dargestellt ist, als er sagt:

»Aprikosenkerne, von Martin Fivian, einem Berner Künstler Jahrgang 1968.«

Er schlägt vor, sie draußen auf dem Gelände der ehemaligen Käsefabrik herumzuführen, sieht aber, dass ihr Blick auf in Tücher eingehüllte weitere Bilder fällt.

»Zwei Frühwerke von Mirjam Helfenberger – ein Gruppenbild mit Sigmund Freud das eine, und ein menschlicher Chromosomensatz das andere, wobei die Erbanlagen tanzenden Geistern ähneln, schwarz auf Violett – die Künstlerin machte zuerst eine Ausbildung als Psychiatrieschwester.« Wieder lacht er.

Er bietet ihr keinen Sessel an, weil es keinen gibt. Anna fragt: »Wo leben Sie, wenn Sie nicht hier sind?«

»Da, wo die Arbeit mich gerade hinverschlägt. Aber Sie wollten doch etwas über Schachtelkäse wissen? Ich gebe Ihnen das mit – nie wurde ich für eine Recherche ehrenvoller honoriert als dafür! Seither darf ich hier nämlich meinen Krempel lagern.«

Er streckt ihr ungedruckt gebliebene Blätter hin.

Im Hof zeigt er hoch zu den Lukarnen des Hauptbaus. »Hinter einem dieser Dachfenster habe ich jahrelang gehaust, anders kann ich das nicht nennen. Eine Etage tiefer hatten Fivian und Stalder ihr Atelier, einen Stock höher Mirjam Helfenberger und ihr damaliger Freund. Er verarbeitete Eisenbahnschwellen mit der Motorsäge zu Skulpturen. Leider ließen die anderen ihn das nur einen Tag lang tun. Einmal kam die Polizei, weil ein neuer junger Mieter im ehemaligen Milchbassin des Untergeschosses alles verrammelte und dicht machte, um dahinter im künstlichen Licht Hanfpflanzen zu ziehen. Nicht das Geringste war davon zu merken. Ich traf den Typen selbst einmal, kurz vor seinem Prozess. Der war eine Nummer, hat nur gegrinst! Dann zogen junge Techniker ein, die gerade von der hiesigen Fachhochschule kamen, und begannen Industrieroboter zu bauen – sahen ulkig aus und hatten sogar Erfolg. Vor allem in Deutschland. Eines ihrer Produkte schaffte es, automatisch Zündkerzen zusammenzubauen. Jetzt sind sie am Rande der Stadt in einem gewaltigen, eigenen Firmenbau.«

Sie gehen weiter. »Lange waren drinnen im zentralen Gebäudeteil noch die Reste der Fertigungsstraße für die Käseschmelzerei zu besehen. Greifarme in langen Reihen, erstarrt an einer Hängebahn unter der Decke. Jetzt ist alles weg, das Haus renoviert und eine Firma drin, die Banknotenzählapparate herstellt – wieder eine Emmentaler Erfolgsgeschichte. Von einem deutschen Konzern aufgekauft. Die Fachhochschule machte die Gegend zur Innovationszone. Hoch oben, neben der Kirche, wohnte lange einer, der sein Geld mit kleinen Insulinpumpen machte, die Zuckerkranken das Leben erleichtern. So ist das neue Emmental, die Folklore können Sie vergessen.«

Mit diesen Worten lässt er sie stehen.

»Den Text dürfen Sie frei benutzen«, ruft er noch, als er sich heiter gestimmt nochmals umdreht, »wie gesagt, ich wurde dafür mehr als genug entlohnt.«

Wer immer in der Alpina einziehe, habe Erfolg, hatte er ihr versichert. Er selbst allerdings erweckt in ihren Augen nicht diesen Eindruck. Das kann sie ihm natürlich nicht sagen. Sie folgt ihm ein paar Schritte: »Aber weshalb gibt es denn die Schachtelkäsefabrik nicht mehr?«, fragt sie stattdessen nur.

»Ganz einfach«, sagt er, rückwärtsgehend, er hat es wirklich eilig, »ihr jahrzehntelanger schärfster Konkurrent übernahm sie – und ließ, was natürlich ein Unsinn sondergleichen war, den weltweit bekannten Markennamen Chalet-Käse von der Bildfläche verschwinden. Aus purer Rache! Haha! Wissen Sie übrigens, warum die Emmentaler Käselaike die größten und schwersten der Welt

sind? Jeremias Gotthelf fand es heraus, als er für seinen Roman *Die Käserei in der Vehfreude* hier in Burgdorf, diesem alten Käsezentrum, recherchierte – bei einem Ahnen des letzten, nun auch schon verstorbenen Direktors hier: *weil in gewisser Herren Länder der Eintrittszoll nicht per Pfund, sondern per Stück berechnet wird*, vermeldete Gotthelf sarkastisch. Und wohl auch, weil es hier im Tal kräftige Burschen genug gab, um die 90 oder 100 Kilo schweren Laibe regelmäßig zu wenden und zu salzen. Diese Käsesalzer waren die besten Schwinger – heute machen das Roboter. Haha! Waren Sie schon mal an einem Schwingfest?«

»Ja.«

Er nickt und verschwindet.

7 Aufnahmen

Dann sieht sie diesen Weißschopf im Fernsehen. Ein politisches Streitgespräch. Er hat eine lose Zunge, traktiert den Gegner: »Ich fordere mehr Therapieplätze für Parteileute, die heimlich von Vollmachten träumen und ihren Drang nicht beherrschen, uns andauernd die eigene Meinung aufzuzwingen!«

»Jetzt gehen Sie aber zu weit!«, entrüstet sich der andere.

Niemand anders im Saal schaut hin, Großvater und Rita schlafen schon, nur die Nachtschwester, deren Fingerspitzen auf einem neuen Telefon zaubern, sitzt neben ihr.

Nun geht der andere auf ihn los. Der weit rechts stehende populistische Politiker riskiert wegen eines Schwarzgeldskandals sein Amt zu verlieren. Erst unter der Last der Indizien verfällt er in eine Starre. Er ging bei einer FBI-Lockvogel-Operation ins Netz, hat sich gegen hohe Provision zu einem Steuerdeal für den namenlosen Besitzer eines Riesenvermögens bereit erklärt, obwohl der Agent und angebliche Anwalt des Magnaten klarstellte, dass das Geld auf Korruption zurückgehe. Nur in der Nahaufnahme zu sehen ist, dass es hinter der Stirn des Mannes arbeitet und die Gegenrede unter dem Pochen der Schläfen gleichsam unter Hammerschlägen weiter dröhnt.

Offenbar hat Weißschopf die Affäre in Gang gebracht – erhielt Zugang zu den heimlich mitgeschnittenen Absprachen.

Anderntags reist sie ab. Kurz nach 12 Uhr, auf dem Weg zum Bahnhof, sieht sie Weißschopf zusammen mit dem Maler Egger, der Hut trägt, vor der Burgdorfer Stadtbibliothek. Sie stehen direkt an der Straßenecke, die den Blick auf die Alpen freigibt, aber nur an seltenen Tagen – heute nicht. Weißschopfs Haar leuchtet von weitem wie ein falscher Heiligenschein. Egger will grübend weg, er hat Hunger und ist froh, von Weißschopf loszukommen, der ihm den Kopf vollquatschte und sich nun ihr zudreht.

»Ich habe Sie gestern gehört«, sagt Anna. »Der andere fiel ziemlich übel über sie her. Findet hier Politik immer in dem Tonfall statt? Ich fürchte, ich bin es nicht mehr gewohnt.«

»Wie es an der Börse Leute gibt, die auf sinkende Kurse spekulieren, sieht diese fragliche Partei in der Politik aus Prinzip schwarz und garantiert Ihnen laufend neues Unheil, falls Sie sie nicht wählen und machen lassen, ihr am besten gleich die ganze Macht abtreten. Die leben vom permanenten Alarm; die Angst ist ihr Geschäft. Was ist die Steigerung von Unglück? – Eine Katastrophe: wenn sich sehr viel Schlimmes ganz plötzlich ereignet, mit unabsehbaren Folgen. Die aber steigern das noch: Untergang der Schweiz. Davor warnen die jeden Tag. Es ist so ermüdend.«

»Ihre Replik war vielleicht eine Spur zu angriffig, ich meine, ihm zu erwidern, die Therapie für ihn wäre, in jede Tischkante zu beißen, das helfe gegen seinen populistischen Schnappreflex.

»Die haben einen Kieferkrampf, lassen gewisse Themen nicht mehr los, selbst wenn sie daran ersticken!«

»Sie sagten, das Geheul von Laubbläsern sei direkt schön im Vergleich zu dem Wind, den er mache.«

»Ich gebe zu, solche Sprüche fallen am Ende auf mich zurück. Aber er und seine Partei erkennen nicht, wie tief ihr Verlangen nach Grausamkeit wirklich geht. Nun steht er selbst als armer Sünder da: er, der immer für härteste Bestrafung jeder kleinen Übertretung eintrat und sich insgeheim in die Zeit der Scharfrichter zurücksehnt, als die Lösung für jedes Problem Hinrichtung, Verbannung oder Verschickung auf französische Galeeren lautete! Sie finden, ich übertreibe? Natürlich! Aber die sagen ausdrücklich von sich, sie wollten gar nicht nett sein, zetern ohne Ende und hören gar nicht mehr auf mit der Lobpreisung des eigenen Landes als unüberbietbar Höchstes. Das finde ich langweilig. Ich frage: wo bleibt die Neugierde? Da kommt er doch am Ende mit dem Emmental und dem Schwingfest. Ich sage ihm: *Sie haben überhaupt kein Recht, für diese jungen Sportler zu sprechen.*«

»Ich hab's gesehen, ja«, versuchte sie seinen Redefluss zu stoppen.

»Ist doch wahr! Im Jahre 1653 gab es genau hier in diesen Regionen, Emmental, Luzerner Entlebuch usw. einen Bauernkrieg. Im Blut wurden die Ansprüche der Bauern ertränkt! Ihr Aufstand militärisch niedergeschlagen! Mit Mannschaften überdies, welche die Berner Regierung von weit her heranzuführen ließ, um sicher zu sein, dass die sich nicht kennen. Und da reden die hier von Demokratie seit Jahrhunderten! Wo ist die Erinnerung an die Rebellion der Bauern geblieben? Wo, wo? Den Ton geben im Bauernverband und in dieser populistischen Partei jene an, die zwar vorgeben, für die bäuerliche Bevölkerung zu reden, aber so gestrickt sind, dass sie sich damals bestimmt das Lied der Macht der *lößlichen gnädigen* Herrschaft gesungen hätten! Das erkennen Sie, wenn das Parlament die Steuerschlupflöcher schließen will, damit die Regionen der Welt, in denen dieses Geld fehlt, endlich zu ihrem Recht kommen!«

»Stimmen die dagegen?«

»Und dann bringt dieser Kerl doch als Scheinargument den Zweiten Weltkrieg! Da hätte die Schweiz Widerstand geleistet und lasse sich darum auch heute von niemandem Vorschriften machen! Wenn ich das höre!«

»Ich schätze, Sie haben's ihm gegeben!«

»Wirklich, konnte ich das begreiflich machen?«

»Ziemlich«, sagte ich. »Ich meine, *ihm* nicht.«

Plötzlich heiterte sich sein Gesicht auf. »Haben Sie gesehen, wie er mich anguckte, als ich ihm nachwies, dass die Firma, in der er groß wurde, nach dem Krieg einen Spitzenchemiker der IG-Farben anheuerte und nie abklärte, ob der für Verbrechen gegen die Menschlichkeit verantwortlich war? Der wurde an seinem ersten Arbeitstag in Chur am Bahnhof abgeholt. Doch dieser Ex-IG-Farben-Typ weigerte sich einzusteigen, weil es nur ein VW war! Es musste erst eine Nobelkarosse beschafft werden, ehe er sich bequemte! Solchen Leuten verdankt das Unternehmen die Weltmarktstellung.«

»Ich hab's gehört, ja. Damals war der fragliche Politiker aber noch nicht in der Firma.«

Weißschopf atmet müde aus.

»Stritten Sie und der andere denn nach der Sendung weiter?«

»Gegen ihn habe ich ja nichts, er ist einer aus der zweiten Reihe. Was *er* nun ohne Amt *tun werde*, fragte ich, als die Kameras wegrollten. Dieser Kleinstaat, der einst stolz darauf war, für die unteilbare Freiheit aller in der Welt einzustehen, sagte ich ihm, solle aufhören, willentlicher Nutznießer des Elends anderer Länder zu sein. Er war beleidigt! Da sage ich ihm: Immer von Heimat reden aber als winzigen Steueroase auf diesem Globus dafür sorgen, dass die übrige Welt leer ausgeht und andere ihre Heimat verlieren. Früher hieß das: *anderen das Wasser abgraben*. Kein ehrliches Gewerbe!«

Anna sagt: »Ich fürchte, ich bin kaum die geeignete Person, um solche Leute zu überzeugen.«

Weißschopf fragte: »Sind Sie denn jetzt schon Deutsche? Eingebürgert?«

»Die Voraussetzungen würde ich schon mitbringen, das Land ist offener als viele denken, aber ...«

»Sie zögern? Schlägt Ihr Herz wieder für das Emmental?«

»Ich tue es nicht, solange Großvater lebt.«

»Sie möchten ihn wohl nicht kränken!«

»Er sagt zwar nichts, aber er wollte definitiv nicht nach Deutschland zurück. Es gab ihm damals noch zu viele ... Sie wissen schon.«

»Wir kennen uns ja, er hat mir Dinge erzählt ...! Aber wieso sollte ich nicht verstehen, wenn Sie da, wo Sie leben, auch an Wahlen teilnehmen wollen? Wie der Bundespräsident des Landes, dem Sie vielleicht irgendwann nicht nur als Bewohnerin angehören werden, eben erst vor einem hoch besetzten Wirtschaftsforum in Berlin erwähnte, im November 2012 – das gab ich gestern auch meinem Kontrahenten mit auf den Weg, als ich ihm draußen vor dem

Studio zum Abschied die Hand gab: *Wir alle sind frei, aber niemand ist frei von Verantwortung.*«

8 Verstellung

Gegen 20 Uhr blickt sie aus dem ICE, der einem Tiefflieger vergleichbar nordwärts über Brücken und höher gelegte Trassen braust. Die Sonne steht hinter ständig wechselnden, graublauen und gelbrötlichen Wolken noch zwei Fingerbreit über dem Erdkreis. Gelbe Rapsfelder wirken neben den weißen Windräderfeldern wie ins Grün hinein gebaute utopische Landflächen. Unter dieser Beleuchtung verschwimmen die fernen Hügelzüge hinter einem sanften Schleier. Im Verfließen der Farben liegt die Ruhe der Abendstimmung. Das Braun der Äcker leuchtet rot, vorbeiziehende kleine Seen und Weiher verwandeln sich in Spiegel – die Natur gibt wieder, was wir in sie hineinlegen, denkt sie.

Je tiefer die Sonne sinkt und ihr direkt ins Auge fällt, desto mehr wendet sie den Blick zu den gegenüberliegenden Bordfenstern, wo die Schatten wachsen. Der Abend taucht alles ins mildeste Licht – Gegensätze heben sich auf. Eine kleine Spanne bleibt noch, Zeit, um sich zu öffnen, das erste Mal am Tag den eigenen Atem zu spüren, der tiefer wird, dadurch angenehmer, berauschend beinahe.

Dann muss sie umsteigen. Die Gesichter der Wartenden auf dem Bahnsteig scheinen in den letzten Strahlen wie mit Wangenrouge gepudert. Die Spezies blüht nochmals auf, bevor sie in der Nacht versinkt, lockt, zeigt sich von der anziehendsten Seite.

Die Dämmerung verschiebt Rosa zu Violett – und Trauer befällt uns über wieder einen zerronnenen Tag, wenn wir unseren Wünschen nicht näher kamen, oder erfüllt mit stiller Zufriedenheit – frühere Epochen sagten Andacht –, wenn der Tatendrang gestillt ist.

Dann kehrt der Blick nach innen.

Kurz nach 22 Uhr sitzt sie mit halb verschränkten Beinen unschlüssig in einem weichen Sessel Erna gegenüber. Wegen der hohen Decke und der Weite wirkt ihr Gemeinschaftsraum wie ein kleiner Saal.

Erna blättert abwechselnd in den Werken Prousts, anmutsvoll hingeräkelt auf dem Sofa. Vor sich auf dem Tischchen hat sie alle Bände liegen. Hin und wieder blickt sie zu ihr hin.

»Es sieht aus, als wolltest du mir was sagen«, bemerkt Erna, und blickt von den Büchern auf.

»Nein, ich denke nur nach.«

Erna liest weiter und bemerkt nach einer Weile: »Da, ein schönes Synonym für *gelogen: keine Wahrheit enthalten*. Hübsch, nicht? *Dicht an der Wahrheit vorbeigehen* ist auch nicht schlecht.«

»Erna, ich komme mir albern vor«, sagt Anna schließlich.

»Siehst du, ich hatte Recht, du willst reden.« Erna klappt die Bücher zu und sieht sie erwartungsvoll an.

Aber Anna besinnt sich noch.

Erna sieht sie gespannt an und meint: »Wenn wir von einem Gefühl erfasst werden, gibt es immer zwei Möglichkeiten: entweder geben wir nichts drauf oder – gleichsam mit halbgesenkten Lidern, wie Proust irgendwo sagt – geben uns ihm hin.«

»Was, wenn ein Gedanke, auf den wir ohne Einfluss von außen kommen, unsere Grundvorstellungen erschüttert?«, fragt Anna.

»Ist was mit deiner Lektorin? Stimmt was nicht?«

»Da war so ein Typ, Bildersammler, freier Reporter, ein Weißschopf – der gab mir unpubliziertes Material.«

»Über dunkle Geschäfte im Alpenland?«

»Nein, über Käse. Weißt du, dass die Löcher im Emmentaler Augen heißen?«

»Augen, wie *die* Augen? Nein, wusste ich nicht.«

»Und wenn sie ihn lange reifen lassen – ich meine, bei uns kriegst du nur den billigen, der nach Gummi schmeckt, der ist noch viel zu jung –, aber bei den ein Jahr lang gelagerten Laiben bilden sich in diesen Löchern Salzkrusten und rate mal was?«

»Ich weiß doch nicht, mir hat nur mal wer gesagt, die Löcher – ich korrigiere mich: die Augen – kämen von Bakterien.«

»Wasser.«

»Wasser bildet sich? In den Löchern?«

»Und das nennen sie Tränen.«

»Jetzt nimmst du mich auf den Arm!«

»Nein, echt.«

»Wie bei deiner weinenden Aubergine? Hör auf mich zu veralbern! Die Leute lachen sich doch tot über dich, wenn du schon wieder mit so was kommst! Will deine Lektorin, dass du das schreibst?«

»Sie rät dringend ab. Käse, Alpenjudo und ein Kleinstaat, der als Drehscheibe für Rohstoff-Umgebungsgeschäfte fungiert – so etwas Unliterarisches sei ihr noch nicht untergekommen und ergebe definitiv keine Geschichte.«

»Aber nicht doch«, meint Erna leichthin, »je löchriger die Themen, um so leichter lassen sie sich verbinden.«

»Der Praktikant versuchte mich offenbar zu verteidigen und sagte, das letzte Roman von Gottfried Keller, dem großen liberalen Zürcher Gegenspieler des konservativen Berners Jeremias Gotthelfs, handle schließlich auch von betrügerischen Bankherren, von Spekulation, Unterschlagungen durch gewählte Beamte und von anderen windigen Geschäften.«

»Und warum stellt deine Lektorin diesen begabten Praktikanten nicht fest ein?«, fragt Erna. »Für Werbung ist doch auch Geld da in den Verlagen!«

Anna sagt: »Stell dir vor, aus dem Stegreif zitierte er mir einen Brief, in dem Gottfried Keller sage, dass er es längst überdrüssig wäre, an diesem besagten Roman, *Martin Salander*, weiterzuarbeiten, wenn er nicht dächte, es lohne sich zu zeigen, wie keine Staatsform, gegen das allgemeine Übel schützt, und ich meinem eigenen Land sagen kann voilà, *c'est chez nous comme partout ...*, dass also die *Zeitkrankheiten* wie Korruption und Bedenkenlosigkeit jederzeit auch eine mutmaßliche Musterdemokratie erfassen.«

»Wenn du meinst, ich könne dir sagen, was du zu tun hast, überschätzt du meine seherischen Fähigkeiten«, sagt Erna. »Dein Land hat einen hehren Selbstanspruch und drapiert sich in Folklore, aber wie nachtwandelnd betreibt es einen besonderen 18-Löcher-Golfplatz für Leute, die mit elegantem Schlag ihre Steuerflucht-, Banken- und Rohstoff-Erträge einputten. Da das alles nicht zusammenpasst, klaffen nicht nur im Denken deiner Miteidgenossinnen und Miteidgenossen Löcher – ich würde mal sagen: solche ohne eigene Tränen –, sondern notwendigerweise auch in deinem Roman. Mach diese Käselöcher sinnfällig, mehr kannst du nicht tun.«

Seufzend setzt Anna neu an: »Erna, ich ertappte mich in letzter Zeit dabei, eine unerklärliche Vorliebe für ein Wort zu entwickeln, um das herum sich, wie ich feststellen musste, meine tiefsten Empfindungen gruppieren. Das Wort steht im größtmöglichen Gegensatz zu *gefälscht ...*«

» *Echt?*

»Kein Witz!«, sagt Anna. »Was meinen wir, wenn wir etwas für unverfälscht, original oder eben echt halten? «

Erna dachte nach: »Was unvermischt ist, unverwässert, unverdünnt, nicht gestreckt, nicht umgebogen, nicht überdeckt.«

»Genau das ist es, was mich an diesem Wort *echt* stört: Die Sehnsucht nach dem Reinen, Wahren.«

Erna meint ironisch: »Du hast Angst, wieder bei der Folklore zu landen, die behauptet, genau das zu verkörpern? Das Reine? Unverfälschte?«

»Erna, gibt es denn gar keinen Prüfstein des Echten?«

»Indirekt schon. Proust sagt sinngemäß: Wenn Menschen sich eine Komödie vorspielen, steckt in der Verlogenheit ihrer Worte mehr Wahrheit, als sie selbst wissen.«

»Die Lüge enthält die Wahrheit, die sie verbirgt?«, versucht Anna zu folgern.

Erna sagt: »Proust lässt es den jungen Mann Marcel so aussprechen: *Und indem ich log, verlieh ich meinen Worten vielleicht mehr Wahrheit, als ich dachte.*« Am Ende aber ist es noch viel verdrehter: Durch und durch unaufrichtig oder unecht sein zu dürfen glauben Menschen berechtigt zu sein, weil sie meinen, dass die anderen mit ihnen gleich verfahren. So verfällt jede Seite auf immer schlimmere Täuschungsversuche.« Ernas Augen leuchten auf. »Um beim Beispiel Proust zu bleiben: Wie gesehen leidet der junge,

asthmageprüfte Marcel hochgradig an einem Eifersuchtskomplex. Hinter dem Urtrauma der frühen Kindheit tritt noch ein zweites hervor: Kälte und Vorhaltungen seiner Eltern ihm gegenüber, da sie schon früh seine Gefühle für nicht echt hielten – und damit gar nicht so falsch lagen. Erst in Band 5 wird enthüllt, dass seine Mutter *weil sie ihm zürnte* nicht zu einem Gute-Nacht-Kuss kam, weniger deshalb weil sie wegen Gästen nicht weg konnte. Vier Bände lang stellt er sich als unschuldiges Opfer einer mondänen Mutter hin.«

»Aber selbst wenn der kleine Marcel vielleicht ein Ekel war, es blieb Liebesentzug«, sagt Anna.

»Als Kind ist er Opfer, sicher. Aber dann ist er schnell keines mehr, und Eifersucht ist eine Extremform von Geiz – etwas allein ganz für sich haben wollen. Marcel plant als junger Erwachsener sein Vorgehen als gezielte Schritte *zum totalen Besitz Albertines*. Das gelingt ihm am Ende so wenig wie früher bei der Mutter, die sich durch den Kleinen auch nicht völlig vereinnahmen lassen will, eben, so scheint es, weil der sich zu Erreichung dieses Zieles dauernd *verstellt*. Marcel hat schon sehr früh einen sadistischen Zug, so gut er ihn tarnt. Das geht bis zu Todeswünschen gegen seine Freundin Albertine, obwohl er sie mit Geschenken und Liebenswürdigkeiten überhäuft. Auf *diesen Körper* – mehr ist sie für ihn nicht – ist er *eifersüchtig bis zum Wunsch seiner Vernichtung*. Wörtlich so, bei Proust.«

»Grauensvoll.«

»Schon ein wenig! Die junge Albertine würde lieber wieder der Malerei widmen, doch in der Beziehungshölle findet sie den Weg nicht zurück – sogar wenn sie schläft, steht er plötzlich in ihrem Zimmer. Am Ende wird für beide das Schweigen *einziges Mittel, nichts zu offenbaren*.«

»Erna, hör auf, ich mag keine Psychothriller.«

»Das hast du auch in der Politik – Unaufrichtigkeit gibt sich gern das Pathos des Echten, wie leicht festzustellen ist, etwa bei unwahren Liebesbeteuerungen, offenkundigen Missklängen in Vater- und Mutterlandsarien, falschen Eiden, Betrügereien, Akten der Übervorteilung und bei Missbrauch von Vertrauen.

»Und wie geht es für Albertine aus?«

»Als sie endlich eines frühen Morgens flieht und sich von Marcel trennt, lässt Proust sie weit weg an einem nicht näher beschriebenen Reitunfall einfach sterben. Eine Zufalls-Lösung, die schwächste Stelle im Roman, der ja ein Fragment blieb. Marcel bildet sich ein, eigentlich hätte Albertine zu ihm zurückkehren wollen, zeigt sich unfähig zur Trauer, verfolgt sie über den Tod hinaus mit eifersüchtigen Nachforschungen – durch einen bezahlten Spitzel. Er gibt ihr die alleinige Schuld, da sie seiner Meinung nach ihre vermeintlichen Neigungen nicht gestand, sondern abtritt.«

»Welche Neigungen.«

»Dass sie angeblich sich zu Frauen hingezogen fühle. Asie Einer jungen Wäscherin soll sie einmal gesagt haben: *Es ist himmlisch mit dir*.«

»Will er nachträglich noch die Rechtfertigung dafür finden, dass er sie nicht zu lieben brauchte?«

»Es ist der Roman einer narzisstischen Kränkung. Folklore antwortet auch auf Kränkungen, eingebildete oder echte ist dabei völlig gleichgültig.«

»Wie kannst du den Roman so ruhig zerlegen?«

»Er ist ein großes Kunstwerk. Marcel ist nicht Proust. Proust stellt Marcel bloß und zeichnet in ihm die eigene Zeit. Marcel hat die Gewohnheit, Frauen, die ihm als käuflich erscheinen, nachzustellen, um zu versuchen, *sie im Vorbeigehen zu streifen*, und schafft es niemals, eine echte Beziehung einzugehen. Proust stellt Marcel im Roman sogar als Grabscher hin, und Albertine verliert schließlich unter seinem Zwang alles, was einst ihren Reiz ausmachte. Marcel bemerkt mehrfach, sie habe zugenommen. Es scheint, je ähnlicher eine erwachsen gewordene Frauen seiner eigenen Mutter wurde, umso weniger kann die Romanfigur Marcel sie noch begehren – schnell werden sie für ihn *alt und hässlich*. Nach Albertines Tod will er sich Minderjährige zuführen lassen – *leichte Liebesbegegnungen mit eben erblühten jungen Mädchen*, steht da –, vorgeblich nur, damit sie auf seinen Knien sitzen und ihm *einen keuschen Kuss* geben. Er ist echt krank: bis die Polizei ihn zu überwachen beginnt. *Meine Person von heute ist nur ein aufgegebener Steinbruch*, sagt Marcel am Ende von sich, und äußert sein *Bedauern*, nicht andere Lebenswege eingeschlagen zu haben. Er beklagt, in der *Addition* der Jahre, das, wie er meint, *zerstörerische Wirken der Zeit*.«

»Proust zerstörte die Figur, die er schuf?«

»Er zerlegt sie total! Der Roman bietet ein Zeitbild um 1900, als der Warencharakter der Liebe – *lieben ohne selbst zu lieben*, sagt Proust – die Gefühle sowohl der Männer und Frauen, wenn auch auf ungleiche Weise, prägte. Proust entwickelt, und das verleiht seinen Figuren, so unfassbar sie sind, doch diese seltene Präsenz, eine *räumliche Psychologie*, wie er das nannte. Die Schauplätze bestimmen die Figuren. Im Übrigen interessierte ihn nicht, was die Leute sagen wollten, sondern *die Art, in der sie sich äußern – die Entblößung ihres Charakters*.«

»Steht er da nicht in einer langen französischen Tradition?«

»Insofern es ihm nicht um Moral geht, ja. Die Unaufrichtigkeit als Haltung – Gepflogenheit, wenn du das alte Wort nehmen willst – kommt so viel stärker zur Darstellung. Sichtbar wird die *vollkommene Lüge* als Lebenshaltung in der guten Gesellschaft, die nur die Selbstbespiegelung sucht, da jeder und jede *an einem Vorhang aus Lügen webt, den wir für die Wirklichkeit halten*. Proust lässt eine Nebenfigur sagen, was mache es schließlich aus, *ob es wahr sei oder nicht*, wenn es nur gelinge, eine Person *daran glauben zu machen*.«

»Zynisch gemeint?«

»Proust zielt wie gesagt auch aufs Politische – es war ihm klar, dass da dieselben Mechanismen am Werk sind. Ganz selbstverständlich wird ausgesprochen, dass in den Salons Komplimente keine Wahrheit darstellen und

aus der *Lüge, die so gut zu täuschen weiß, alle Konversation besteht*. Das ist nicht unaktuell. Jener Welt der Salons entspricht heute das mediale Dorf, mit der bildlichen Dauerpräsenz der Stars und Berühmtheiten und den vielen Spielarten der neuen Demagogie. Jede Generation erlebt nach der kurzen Hoffnung, mit ihr werde alles anders und echt, die Rückkehr zum Gemachten und zur Machtpolitik, der jede Lüge recht scheint, um die eigenen Absichten zu bekräftigen.«

»Und wie wird die arme Romanfigur Marcel, die mir jetzt offen gestanden ein wenig konstruiert vorkommt, mit all dem fertig?«

»Schlecht. In seinem Denken kommt er sich vor wie in einem *schwarzen Tunnel*. Die Suche nach der verlorenen Zeit führt ihn zur Einsicht, dass die allerwenigsten Gefühle in seinem Leben echt waren. Einsam ragen sie aus der Erinnerung heraus. Unvergessen bilden sie eine *Reserve der Vergangenheit*, die, wenn alle anderen Gefühle *versiegt* sind, *uns noch Tränen entlocken kann*, schreibt er. Darin ähnelt diese Suche Marcells dem *Citizen Kane* von Orson Welles, wo sich herausstellt, dass das Einzige, das den Medienmogul, der sich vor der ganzen Welt verschließt, im tiefsten Innern je berührt hat, der einst zum Geschenk erhaltene Kinderschlitten war.«

»Reserve der Vergangenheit?«, wiederholt Anna. »Rührt uns deshalb die Folklore, weil sie an ein Vergangenes erinnert, das nicht mehr existiert – oder auf solche Weise gar nie existiert hat?«

Erna sagt: »Nationalismus ist derselbe kleinliche Geiz, der im Individuellen die Eifersucht kennzeichnet. Im *Nur wir, wir, wir* steckt das psychologische *Nur ich, ich, ich*. Proust zeigt auf, dass Marcel in seinem *Gedankenstrom* stark fantasiert, bis er gewisse Vorstellungen dann schmerzvoll korrigieren muss. Fanatisch verfochten werden insbesondere die nicht mehr haltbaren Positionen. Deshalb gilt für die Rückwärtsgewandtheit in der Politik, mit den nötigen Abänderungen, auch Prousts vielleicht berühmtester Satz: *die wahren Paradiese sind die Paradiese, die man verloren hat*.

9 Worte

Heute Morgen, stehend mit einigen Yogaübungen beschäftigt, die mich nach dem Laufen etwas lockern sollten, werde ich in einem Berliner Park – ich möchte nicht sagen in welchem – unfreiwillig Zeugin eines furchtbaren Krachs. Ich tue, als ob ich nichts merkte und hoffe, meine friedliche Erscheinung hätte einen besänftigenden Einfluss auf die gute Frau und den guten Mann, die einander nicht grün sind, sich aber scheinbar gar nicht kennen.

Sie sagt: »Noch einmal und ich schlag dich in die Fresse!«

Offenbar ließ er seinen großen schwarzen Hund von der Leine – und der hat ihrem kleineren Hund zugesetzt. Alles fand in meinem Rücken statt. Der Hundebesitzer brachte, so lässt sich vermuten, keine überzeugende

Entschuldigung oder überhaupt keinerlei Ausdruck des Bedauerns vor. Durch ihre Worte aufgestachelt, schien er im Gegenteil in Versuchung zu geraten, den für mich nicht erkennbaren Vorfall herunterzuspielen und sich herausreden, sie mit leichtfertigen Worten anzugreifen.

»Halt's Maul!«, sagt sie daraufhin mehrmals.

Er aber lässt Widerrede auf Widerrede folgen, während sie sich an mir vorbei mit immer erbitterteren »Halt's Maul!«-Rufen zum Ausgang des Parks begibt.

Er hätte begreifen müssen, dass sie außer sich ist und es nur mit Mühe schafft, sich noch zusammenzureißen. Sie hat eine kräftige, von Erfahrungen äußerster Verzweiflung und Kummer und Gewalt im bisherigen Leben hörbar nicht frei gebliebene Stimme. Es liegt daher eine besondere Grausamkeit darin, dass er ihr, als sie das Parktor erreicht, laut »Hysterisches Weibsbild« nachruft.

Sofort übergibt sie vor dem Park ihren kleinen Hund, um dessen Schutz es ihr vor allem zu tun war, wie sich herausstellt, einer zufällig dastehenden Frau – die später ruft: »Und er hört nicht auf, sie zu beleidigen!« Die Beleidigte selbst kehrt stracks um – direkt über die Wiese in Richtung des Mannes, wieder an mir vorbei. »Nun regeln wir das anders!«, ruft sie deutlich und vernehmlich.

Der Mann, unversehens bemüht um den Anschein, ein ganz gewöhnlicher Parkbesucher zu sein, wendet sich halb von ihr ab. Ich mache gerade meine Fußdrehübungen – Kreisen rechtsrum, linksrum, Bewegung auf und ab, Zehen abspreizen – und befürchtete schon das Schlimmste. Es ist ein Streit, der in dieser Tonlage bei der geringsten Unbedachtheit zu einer Bluttat und einem Gerichtsfall führen wird, so viel ist mir klar.

»Wie hast du mich genannt?« Sie bleibt hart an ihm, obwohl er scheinbar unbeteiligt, als ginge sie ihn gar nichts an, schlendernd einen Fuß vor den anderen setzt, um sich langsam, brummend, vor ihr davonzumachen. Auf jeden Ton von ihm folgt ihr »Halt's Maul!« Dann kommt ihr lautes, auch für mich überraschendes »Du asozialer Fotzenkopf!«, mit dem sie ihn, den Mann, benennt, anredet, tituliert, anpinselt. Er weiß nichts darauf zu erwidern, und auch ich denke erst einmal über die Bedeutung dieses Schimpfworts aus dem Mund einer Frau nach.

Meine abschließenden Atemübungen habe ich mehr schlecht als recht hinter mich gebracht und steige aufs Fahrrad, während sie lauernd schräg hinter ihm hergeht, noch immer. Langsam weicht er, ohne sich nach ihr umzudrehen. Sie lässt erkennen, dass es nicht ohne Blut abginge, sollte er sich auch nur einziges Mal noch verächtlich veräußern.

Morgen aber werde ich den Park meiden. Auch wenn die beiden, die sich auf einer bestimmten Ebene des Unbewussten einen Phantomstreit mit Figuren einer traumatisierenden Vergangenheit liefern, sich selbst nie wieder sehen sollten, in diesem Park wird er sie und sie ihn bis ans Lebensende rufen hören.

10 Geheimes

Wie ihr erst im Nachhinein zur Kenntnis gelangte, nahm August Vomwinkel, während sie in Berlin war und den Rückstand in ihrer Arbeit aufzuholen suchte, ganze Nachmittage in der Firma frei, um, wie später Kollegen versicherten, den Zug in eine unbekannte Stadt zu nehmen. Aufrichtig, wie er war, schob er keine Schutzbehauptung vor. Es habe nichts mit den Vorbereitungen zum eidgenössischen Schwingfest zu tun. Diesem fieberte bereits das halbe Land entgegen. Sein Schwimmtraining, dem er die gute körperliche Verfassung verdankte, stellte er ganz ein, und wurde auch im Schwingkeller von Burgdorf mehrfach vermisst. Eines Abends begab sich August statt ans wöchentlichen Langnauer Verbandstraining ohne Verzug zu Annas Großvater.

August findet ihn im allgemeinen Aufenthaltsraum der Altersresidenz beim Kaffee mit Rita, bahnt sich den Weg zwischen den Tischen zu ihnen durch und bringt das Gespräch sogleich auf Weißschopf und die Bekanntschaft mit Anna, um dann mit geheimnisvoller Stimme auf den Zweck des Besuchs zu kommen:

»Es gibt etwas, das ich mit Ihnen besprechen möchte.«

Die Unterhaltung an den Tischen nebenan verstummt, als der Pfleger der Abendschicht in August Vomwinkel einen der Kranzschwinger des *Brünig-Schwinget* erkennt, der Chancen habe, als Teilnehmer am *Eidgenössischen* anzutreten. Rita, die das hört, steht sofort auf. »Der wievielte Kranz ist es denn?«, fragt sie. – »Der erste« sagt er.

»Ich lasse euch mal allein.«

Sie setzt sich zu einer Gruppe, die auf den Bildschirm im Saal starrt. Ein Naturfilm läuft. Doch lässt sie ihren Blick nicht von Großvater, ihrem neuen Verlobten. Ihm ist die Sache mit diesem jungen Schwinger leicht unangenehm, das spürt sie. Hilflös sieht er sie an. Mit munterem Nicken spricht sie ihm Mut zu. Wollte der junge Mann um die Hand seines ehemaligen Pflegekindes anhalten? In welchen Zeiten lebte er?

Was sich genau ereignet hat, erfuhr sie erst lange danach, als es zu spät war. August ließ sich an Großvaters Tisch nieder.

»Ich bin da in ein Geschichte hineingeraten«, sagt August, beugt sich noch etwas vor, senkt die Stimme, murmelt »Erdöl« und schildert, was sie ihm über die seltsame indirekte Begegnung in dem Zürcher Restaurant erzählt hatte. Er charakterisiert die drei undurchsichtigen Gestalten, trägt das aber so zur Schau, beziehungsweise sieht mittlerweile alles derart plastisch vor Augen, als ob er selbst mit dabei gewesen wäre. Schon will er zu seinen Folgerungen kommen. Er klopft auf die vollgekritzelten Handelsregisterauszüge, die er in der Hand hält. »Was in jenem Zürcher Schnellrestaurant beredet worden war ...

»In einem nicht für Annas Ohren bestimmten Gespräch, wenn ich Sie richtig verstanden habe«, unterbricht ihn Großvater, dessen Geduld an ein Ende kommt.

»... ist ...« Mehr brachte August nicht hervor.

»Mal langsam! Zwei junge Männer, eine junge Frau. Die beiden machen sich vor dieser Frau wichtig. Ende der Geschichte!«

»Und die Fortsetzung?«

»Keine!«

»Doch! Sie plaudern aus, was sie besser für sich behalten hätten. Und zwar laut!«, insistiert August.

»Erste Regel«, weist ihn Großvater zurecht, »nur weil etwas belauscht wird, heißt das noch lange nicht, dass dieses Mitgehörte auch wahr ist. Das ist ein Hauptfehler aller, die sich mit Geheimdiensten nicht auskennen: *geheim, also mehr als wahr, nämlich verschwiegene Wahrheit* – denken sie. Dahinter steckt die folgende – ich betone: falsche – Überlegung: *Würde es geheim gehalten, wenn es nicht wahr wäre?*, fragen diese Unkundigen rhetorisch und geben sich gleich die – ich unterstreiche: irrige – Antwort: *Nein*. Warum ist die Überlegung dieser Ignoranten falsch und irrig? Ich sage es Ihnen, junger Mann: Geheimgehalten wird etwas, weil es aus *geheimen, d.h. geschützten* Quellen stammt. Diese Quellen aber unterliegen mehr als häufig den kolossalsten Irrtümern, die sich überhaupt nur denken lassen! Ich darf Ihnen gar nicht sagen, wie viel Prozent des geheimen, geschützten Wissens zwar von einer hohen Mauer des Schweigens umgeben wird, aber schlicht Unsinn ist. Und Sie sagen ja selbst, Anna kann nicht beschwören, dass die Worte wirklich so gefallen sind. Manches war nicht hörbar – in ihrem Kopf füllte sie die Lücken aus. Warum sollten die von Ihnen geschilderten zwei jungen männlichen Personen das tun – offen von einem strafbaren Umgehungsgeschäft zu sprechen?«

»Weil sie in Zürich waren und dachten, das sei den Leuten doch sowieso egal, woher das Gold oder Geld kommt.«

»Haben Sie mit Weißschopf darüber gesprochen?«

»Nicht direkt.«

»Aber sie haben es anklingen lassen! Ich glaubte schon, ihn zu hören! Steigern Sie sich nicht in etwas rein! Und diese Frau mit der Sonnenbrille, diese Deutsche, die stumm blieb, und die Adressatin der angeblichen Selbstenthüllungen der Männer war? Wer soll *sie* sein?«

»Vielleicht war es eine deutsche Beamtin, die verdeckt ermittelte und die beiden in diesem Moment abschöpfte, ohne dass sie es merkten.«

»Abschöpfte? Nein, nein, nein, das Leben ist kein Kriminalfilm, beruhigen Sie sich!«

August war aufgefallen, wie erregt Großvater selbst reagierte, und ihm zuliebe, damit *er* sich beruhige, schweigt er betreten.

Großvater fuhr fort: »Nun fragen Sie ausgerechnet mich, wie Sie da weiter verfahren sollen? Mich? Das darf doch nicht wahr sein! Sie haben diese Zürcher Adresse, sie glauben felsenfest, die Fraglichen erkannt zu haben – allein auf Grund der Beschreibung Annas ... und eines aus Entfernung aufgenommenen Bildes?«

August fällt in einen beschwörenden Ton: »Der eine sei ein Schweizer, das sagte Anna doch, er befasse sich mit der Bankenseite des Erdölverkaufs, der andere ein Amerikaner mit petrochemischem Fachwissen, es passt alles ...«

»Und wird nicht plausibler, wenn Sie es ständig wiederholen! Nur weil Weißschopf meinte, ich kenne mich in solchen Dingen aus, kommen Sie zu mir? Wissen Sie überhaupt, was Sie von mir verlangen?«

Großvater lehnt sich zurück, schließt die Augen und schüttelt kaum wahrnehmbar den Kopf. »Ich kann es nicht fassen!«

August versucht sich zu entschuldigen: »Dann gehe ich wohl besser wieder ... es tut mir leid.« Er will sich schon erheben. Doch Großvater, entschlossen, etwas zu tun, das ihn größte Überwindung kostet, hält ihn mit der gespreizten, flach über dem Tisch schwebenden Hand zurück.

»Weißschopf hat Sie also zu mir geschickt?« Er hebt den Blick zur Decke, als stünde da etwas geschrieben, und senkt ihn wieder.

»Wovon lebt Weißschopf eigentlich?«, fragt August unsicher.

»Das fragen ihn alle«, antwortet Großvater, »von kleinen Aufträgen, heute da, morgen dort. Er hilft anderen. Eine im Grunde rätselhafte Figur. Die Leute reden von einer tragisch verlaufenen Liebesgeschichte. Früher soll er noch davon erzählt haben, jetzt nicht mehr. Manche meinen, er schreibe an einem Buch darüber, aber ich bezweifle es. Da echte Liebe niemals endet, fände Weißschopf niemals einen Schluss, wo er auch immer zu erzählen begägne. Ich sagte ihm mal, er leide unter genau den pathetischen Gefühlen, die er bei anderen so überscharf erkenne. Er ist der typische Mann mit einem Geheimnis, einer von denen, die früher in ein Kloster eingetreten wären. Dass er Anna seine Aufzeichnungen überließ, passt zu ihm. Er zeigte sie auch mir. Wissen Sie, warum Weißschopf den letzten, ehemaligen Direktor der Schachtelkäsefabrik überhaupt befragte? Weil über den viel gemunkelt wurde – der hatte nach 1933 in Deutschland studiert, wenn Sie wissen, was ich meine, war aber immerhin rechtzeitig wieder zurückgekehrt. Ich ging diesem Direktor immer aus dem Weg – und er vermutlich auch mir. Vor allem wollte Weißschopf von ihm erfahren, ob die Schweiz während des Zweiten Weltkrieges Käse und insbesondere Schachtelkäse ins Deutsche Reich exportierte. – *Selbstverständlich, große Mengen*, erhielt er von ihm zur Antwort. Obwohl die Schweizer Behörden das gegenüber der Öffentlichkeit stets abstritten, aber die Leute sind ja nicht dumm, sie sahen doch, wie knapp Käse und Butter im eigenen Land geworden waren. Weißschopf wollte herausfinden, wie stark die anpasserische Strömung hier in der Gegend war. Er stieß auf einen Artikel in den Emmentaler Nachrichten, ich glaube vom Januar 1941. Ich bin nicht sicher, ob Ihnen das bekannt ist, aber die Nazis versteckten ihre hegemonialen Wirtschaftspläne in einer besonderen Propaganda, indem sie den liberalen, demokratisch orientierten *europäischen Gedanken*, der nach den entsetzlichen Schlachten des Ersten Weltkriegs gerade unter jungen Leuten auch hier in der Schweiz sehr verbreitet war, für sich okkupierten: und so benutzten sie als Mäntelchen für den geplanten NS-

beherrschten wirtschaftlichen Großraum die Bezeichnung *europäischen Raum*. Darauf fielen auch hier nicht wenige herein. Die *Emmentaler Nachrichten* behaupteten eine kurze Zeit lang, *die Eingliederung in einen europäischen Wirtschaftsraum* – ich wiederhole: dieser Euphemismus stand für NS-Großraum – sei *für unsere Staatsstruktur und unsere Unabhängigkeit keine Gefahr*. Es erschließe der schweizerischen Wirtschaft *ungeahnte Möglichkeiten* – *auch der Hotellerie*. Das hatte Weißschopf neugierig gemacht. Erstens glaubte er, hier eine alte Wurzel des nachfolgenden, noch heute spürbaren Widerwillens gegen die Europa-Idee zu entdecken, und zweitens witzelte er, wenn Witze mit solchen Dingen erlaubt sind, dass im Falle eines Einmarschs sicherlich einige im Emmental gegen die Nazi-Besatzung aufgestanden wären und die Nazis – die nannten das jeweils, als handle es sich dabei um ein Recht: Vergeltung – in der Folge womöglich fast die ganze hiesige Bevölkerung zur Strafe ausgesiedelt hätten, irgendwo in die Gegend des Urals. Die neuen Herren hier hätten sich in den Emmentaler Hotels dann von den wenigen Übriggebliebenen bedienen lassen, meinte Weißschopf. Aus dem von den *Emmentaler Nachrichten* erhofften Geschäft wäre, so Weißschopf, vermutlich also rein gar nichts geworden. Er befragte damals auch mich, weil er dachte, als ehemaliger Lehrer wüsste ich ein bisschen mehr als andere, und weil er gehört hatte, dass ich in einem Internierungslager war.«

»Internierungslager?«

Großvater mustert den jungen Besucher.

»Sie heißen also August? Und kennen Anna?«

August sieht ihn unverwandt an. Nur mit den Lidern signalisiert er ein Ja.

»Was ich Ihnen anvertraue, ist nichts für empfindliche Ohren! Uns deutschen Deserteuren – Fahnenflüchtigen, wie das hieß – wurde besonderes Misstrauen entgegengebracht. Wir wurden als Personen angesehen, die vielleicht nur zum Schein abtrünnig geworden wären, zu Spionagezwecken übergelaufen, oder als *traurige Subjekte* den Fahneneid aus *Feigheit* brachen, die Flinte ins Korn warfen, wie es hieß, oder vielleicht etwas ausgefressen hätten und nur um einer Strafe zu entgehen geflohen seien. Das gab es tatsächlich, damit wir uns richtig verstehen. Einer, der mit mir im Internierungslager war, sonst ein sehr anständiger Mensch, *Karsten*, ein Buchdruckergehilfe und dann Fliegerabwehr-Kanonier in Belgien, war bereits einmal wegen schwerer Trunkenheit im Urlaub und Schlägerei mit Zivilisten im Militärgefängnis gewesen, als er sich auf Urlaub in Calais wiederum so stark betrank, dass er erst am anderen Morgen vom Rausch erwachte und deshalb zehn Stunden zu spät zur Truppe einrückte. Aus Furcht vor erneuter Bestrafung, die bei Rückfall etwa fünf Jahre Haft betragen hätte, floh er über Freiburg i.B., Schwarzwald, Singen, Radolfzell und schwamm über den Untersee in die Schweiz – im Sommer 1941. Ich kenne auch noch einen anderen, der vor Militärgericht gestellt werden sollte, *wegen Beleidigung des Führers*. Die Verschiedensten hatten sozialistischen Gruppierungen angehört und lehnten militärischen Zwang ab. Einer, der

Landarbeiter gewesen war, kam in eine Strafkompagnie, wurde miserabel behandelt. Deshalb ist er weggelaufen. Einem Elektriker, der vor dem Krieg als Schausteller-Gehilfe gearbeitet hatte, wurde die ärztliche Behandlung nach einem Unfall verweigert – deshalb desertierte er. Hinter einem anderen, dem ich näher stand, war die Gestapo her. Glücklicherweise traf er auf dem Fußweg in Basel ein, trank im Bahnhofbuffet III. Klasse schon gemütlich einen Kaffee, als ihn die Schweizer Polizei aufgriff. Warum erzähle ich das? Es wurde uns Deserteuren das Schlechteste zugetraut. Klar, einer stahl auf der Flucht in Deutschland ein Motorrad und ein Damenvelo, aber er hatte es so satt! Und stellte sich dem ersten Schweizer Bauern, den er sah! Auch ich wurde langen Verhören unterzogen. Erst im weiteren Verlauf des Krieges, als die Meldungen über die Massenmorde und die verübten Grausamkeiten bis in die Schweiz drangen, kam so etwas wie Verständnis für uns auf – und die Vorsichtsmaßnahmen gegen Deserteure wurden gelockert. Ich lernte ja, wie gesagt, eine ganze Anzahl kennen. Einer floh aus dem Urlaub und kam mit dem Güterzug frühmorgens aus dem französischen St. Louis nach Basel. Ein anderer sprang beim Stellwerk Mülhausen von einem Zug ab, kaum verlangsamte dieser die Fahrt. Einer riss in La Rochelle am Atlantik aus, besorgte sich Zivilkleider und erhielt in Paris von einem Zivilisten eine Bescheinigung, dass er taubstumm sei. Damit schaffte er es bis zur Grenze. Geflohen war er, weil eine Äußerung von ihm den Offizieren als Beleidigung erschien und er verhaftet werden sollte. Er war nämlich in Stalingrad gewesen und meinte, nun in Frankreich seien in seiner Einheit lauter müde, hochnäsige Knaben. Wieder einer war vor dem Krieg Hornist im deutschen Opernhaus und fälschte für die Flucht sein Soldbuch – trug darin frei erfundene Beförderungen, Orden und Ehrenzeichen, Flieger-Abschüsse usw. ein, um sich als Flak-Leutnant auszugeben, verschaffte sich für seine Köpenickiade auch Dolch und Pistole. Sein Motiv? Angst vor drohendem Russland-Einsatz. Ein anderer, als Schütze zum Gefreiten befördert, war zweimal verwundet und wollte nicht mehr an die Front zurück. Er wurde wie alle anderen fürchterlich gedrillt, ohne Rücksicht auf die ständigen Kopfschmerzen, die er wegen eines Kopfstreifschusses hatte. Die Abrichtung und Schinderei durch die Vorgesetzten in der Ausbildungszeit war auch bei mir das Motiv. Ich hatte genug von dem ganzen Schwindel – und fasste aus dem Grunde den Entschluss, abzuhauen. Ich war damals ein verschlossener Mensch, ein Einzelgänger, auch schon im Zivilleben, ich habe mich für militärische Dinge nicht interessiert. Aber es ergab sich noch keine Möglichkeit, mich dem zu entziehen. Als das Vierteljahr Ausbildung vorbei war, wurden wir nach Nantes verbracht. Frankreich war bereits besetzt. Nach mehreren Monaten wurde unsere Einheit verlegt – zum Flughafen Clamart am südlichen Rand von Paris. Ich wurde dann Zeuge, wie zwei Wegstunden westlich von Paris ein Scheinflughafen gebaut wurde, mit Flughallen aus Strohmatte. Um jedes echte Flugfeld wurden im Umkreis von ca. 15 Kilometern zwanzig bis fünfundzwanzig solcher Attrappen angelegt und mit alten, verbrauchten Flugmaschinen umstellt. Ende Januar 1941 wurde uns

mitgeteilt, dass wir *nächstens nach Russland kommen sollten*. Für unsere Kompanie wurde ein sogenannter Kameradschaftsabend veranstaltet. Lauter gestohlener Cognac und Wein und Champagner wurde uns auf den Tisch gestellt. Ich war verzweifelt, hatte meine Chance verpasst. In der Trunkenheit soll ich Ausdrücke gebraucht haben, die gegen das herrschende Regime und gegen die Armee gerichtet waren. Ich wurde verhaftet und von der Feld-Gendarmerie einvernommen, dann wegen Zersetzung der Wehrkraft in Anklagezustand versetzt. Ersparen Sie mir die Einzelheiten, aber ich schaffte es durch Hilfe eines Kochs aus der Haft zu entweichen und mir bei der französischen Bevölkerung in Clamart Zivilkleider zu verschaffen, die ich über die Uniform zog. Ich fuhr mit dem Autobus nach Paris und reiste von der Gare de Lyon nach Dijon. Von dort nach Besançon-Montbéliard und dann in einem Onnibus nach Delle. Hier gelangte ich bei Nacht über die Grenze bei Boncourt in die Schweiz. Mein Vater ist Kaufmann in Berlin gewesen. Ich war im Reform-Realgymnasium, machte auch das Abitur, aber als mein Vater starb, musste ich kaufmännischer Angestellter werden. Ich lehnte das nationalsozialistische Regime wegen dessen Kirchenfeindlichkeit ab, von Anfang an.«

Rita suchte aus der Ferne seinen Blick. Er wandte seinen Kopf nicht mehr von ihr ab, als wäre August gar nicht mehr da. Er atmete tief.

»Kommen Sie morgen wieder, junger Mann, ich fühle mich müde«, sagt er plötzlich. »In meinem Alter ist der Schlaf ein Geschenk, das nicht mehr leichtfertig ausgeschlagen werden darf.«

11 Glas

Rita brachte ihn in sein Zimmer. Nur durch einen Spalt fiel ein Lichtstreifen aus dem hell erleuchteten Bad, wo er vor dem Spiegel stand. Sie wollte noch einen Augenblick warten. Ehe sie ihm zu Hilfe eilen konnte, stürzte er wankend – fegte, als er sich auffangen wollte, mit dem Arm Flakons, Tuben, Kosmetikdosen und ein Zahnglas zu Boden und schnitt sich in den Scherben. Sie drückte den Alarmknopf beim Klo.

Er konnte schon wieder gehen, als ihm die herbeigeeilte Pflegerin aufhalf und ihn zum Bett führte, wo sie ihm mit der Pinzette die Splitter aus der Haut zog.

Zu niedriger Blutdruck plötzlich, meinte sie zu Rita. »Es wurde mir schwarz vor den Augen«, sagte er nur. Den andern im Saal erzählte sie später, er habe schon geglaubt, sein letztes Stündchen sei da.

August klopft am nächsten Tag. Es ist Rita, die öffnet. Über ihre Schulter hinweg kann er sehen, dass Großvater unter der Bettdecke liegt. Es ist zu erahnen, dass ihn friert.

Rita zögert. »Es tut mir leid, aber ...«

»Nein, bitte ihn herein ...! Sagte ich nicht, er soll heute wiederkommen? Alles in allem liege ich ja jetzt – und kann nicht nochmals umkippen.«

12 Trainer

Es muss nur wenige Tage später gewesen sein, als der Praktikant sie anrief und in den Verlag bat – »... ich kann am Telefon nicht darüber reden. Komm am frühen Abend, wenn alle schon weg sind, die Lektorin möchte nicht, dass es ein Gerede gibt«, flüstert er.

Das klang besorgniserregend genug. Sie denkt: *Lassen die mich antanzen, um mir eine Frist für den Folgeroman zu setzen?* Wie viele Wohlmeinende hatten ihr nicht schon klargemacht, dass es verhängnisvoll sei, einem Erstling nicht gleich einen zweiten hinterher zu schieben.

Sie sieht den Praktikanten nicht zum ersten Mal. Höflich erhebt er sich. Er hat dunkle Haare, die ihm in die Stirn fallen, ist deutlich jünger als seine Telefonstimme annehmen lässt, das fällt ihr stets wieder auf. An diesem späteren Nachmittag zeigen sich auf seiner rasierten Haut, wie aus der Pfeffermühle gedreht, kleine Bartstoppeln, an denen er mit vier Nägeln seiner eleganten Hand in kurzen Momenten der Verlegenheit nachlässig kratzt. Ihm fehlt nicht der malerisch-durchdringende Blick, der unter dem Anschein reservierter Eleganz mit hingetraumtem Verlangen sofort ganze Seiten füllen würde. Zugleich wirkt er wach und direkt. Alles Manipulative geht ihm ab, und er streckt ihr sogleich das Blatt Papier zu: »Wir dachten, du solltest das sehen, ein anonymes Schreiben.«

An Frau Anna Hungerbühler: Wir können Ihnen nur dringend raten, Ihre rufschädigenden Belästigungen in Zürich einzustellen. Wir warnen nur ungern vor unliebsamen Folgen und behalten uns sämtliche rechtliche Schritte gegen Sie und Ihren sehr auffällig agierenden Mitarbeiter vor.

Sie blickt entgeistert auf.

»Hast du eine Ahnung, worum es hier geht?«, fragt er Praktikant mit ungespielter Arglosigkeit.

Erregt fährt sie nach Hause und was sie noch mehr aufbringt, ist, dass sie beim Öffnen der Wohnungstür eine ihr zwar mittlerweile vertraute, aber in Berlin ganz und gar nicht erwartete Stimme hört. Sie verstummt sogleich. Denkt: *Habe ich Halluzinationen?* Dann ruft Erna in fast singender Betonung: »Rate mal, wer hier ist? Dein Freund August – aus dem Emmental!« Die Wohngenossin zieht die zwei »m« absichtlich in die Länge und kichert.

»Wie kommst denn du hierher?« Im Wechselbad ihrer Gefühle überwiegt kalte Wut. »Was wird aus deinem Training?«

»Ich habe hingeschmissen – so sagt ihr doch hier.«

»Was hast du?«

Erna antwortete für ihn: »Er ist abgehauen. Sein Trainer hat *dich* beleidigt, vor allen anderen.«

»Warum?«

August antwortet: »Erinnerst du dich noch an deine Frage: Wenn du dir etwas genau vorstellen kannst, musst du es dann noch tun?«

»Das tischte er dem Trainer auf, als der mehr Zielstrebigkeit einforderte«, ergänzt Erna.

Anna versetzt: »Niemand habe ich das so gesagt, ich sprach von künstlichem, abhängig machenden Scheinglück. Du willst dich nicht mehr Schwinger in einem Stadion feiern lassen – nur weil du damals besoffen warst und nicht richtig zuhörtest?«

Erna zeigt auf August. »Wenn ich ihn richtig verstanden habe, begann es schon lange vorher: Als er deine *Weinende Aubergine* in der Bibliothek auslieh, las er sie nämlich in einem Zug durch, vergaß die Zeit und verpasste einen Leistungskurs, das ergab den ersten Zwischenfall mit dem Trainer – einer von vielen –, deshalb betrank er sich an jenem Abend, als du ...«

»Die Geschichte kenn' ich, danke!« Sie blickt August eisig an. »Ich kann mir schon denken, weshalb du das Training versäumst!«

Erna aber ließ sich nicht unterbrechen: »Ja, und er ist da an einer Geschichte dran, ich sage dir, die wär' mir eine Nummer zu groß! Wo Einzelne wie ich ans Ende ihrer Kräfte gelangen und von allein nichts mehr vermögen, dafür ist ja dann wohl der Staat zuständig, möchte ich meinen. Aber bei den Eidgenossen ist es ja immer ein bisschen anders ...«

An ihnen beiden vorbei marschiert Anna aus der Küche in den Flur – einen Moment überlegt sie sich, allem den Rücken zu kehren. Sie hat die Hand schon an der Tür. Erna folgt ihr verwundert. Auch August.

Erna versuchte ihn zu rechtfertigen: »Als die ihn auf dem Zürichsee mit einem Bootsruder ...«

»Nein, einer Stange«, korrigierte er.

»... übel zurichteten, nur weil er sie fotografierte, konnte er dem Trainer den wahren Grund natürlich nicht nennen, und der ...«

»Der Verbandstrainer.«

»... meinte höhnisch, er hätte sich geprügelt, es sei wohl wieder wegen *dieser Frau aus Berlin*, er wisse, *was sie für eine sei*. Er stellte dich bloß.«

August fügt hinzu: »*Du denkst, es gebe Besseres zu tun als ins Sägemehl zu steigen*, sagte der Trainer zu mir. – Ich widersprach nicht. – Das hielt er für ein Eingeständnis. Dann sagte er, und alle hörten es: *Entweder sie oder der Sport*. Er habe *Erkundigungen* über *sie* *eingezogen*. – Darauf entgegnete ich, du, Anna, seist genauso emmentalerisch wie er es als Trainer sein könne ...«

»Was?«, fragt Anna mit einem schräg abfallenden scharfen Laut.

»Mein Trainer meint, das hätte ich alles von dir: *Wer lieber in Berlin wohne als in der Schweiz sei für ihn deutsch*, habe den *schweizerischen Standpunkt* für immer und ewig verloren, da sei nichts mehr zu machen.«

Erna füllt die Stille aus: »Als ich ankam, stand er auf der Matte, vor der Tür, murmelte einen helvetischen Gruß. – Ich guck an ihm hoch. *Du musst August sein*, sage ich. *Was machst denn du hier?* – Er findet keine Worte. – Ich: *Zwischen dir und Anna läuft doch nichts, weil das hätte ich ja wohl gewusst?* – Er steht nur da wie ein begossener Pudel, dann erst rückt er damit raus. *Ärger mit dem Trainer*, sagt er. – Da sag ich: *Komm mal eben rein.*«

Erna legt die Stirn in sorgenvolle Falten. Es kam ihr offenbar kein bisschen seltsam vor, bei einem jungen Helden wie August, den sie unter Annas Schilderungen durch eigenes Dazutun etwas antikisiert hatte, solche Gefühle verletzten Stolzes zu entdecken, gleichsam frei nach Homer, bei dem die Recken und Heroen auch mit *heillosem Sinn rasten*. Hielt sich Achilles zu Beginn nicht etwa fluchend dem Kampf vor den Toren Trojas fern, obwohl er zu den angreifenden Griechen gehörte – allein weil König Agamemnon ihm seine zugesprochene Kriegsbeute, die Priestertochter Chryses, wieder entriss?

Erna sagt: »Nur weil er ein paar Trainingseinheiten ausließ, drohte der Trainer, ihn nicht zum großen Wettkampf zu melden. Dabei findet die Kür des Schwingerkönigs nur alle drei Jahre statt!« Es klang treuherzig.

August beißt auf der Lippe herum: »Ich hab's mir ja jetzt bewiesen, dass ich's kann, wenn ich will. Vielleicht will ich's nicht mehr, sondern was anderes.«

»Dein Trainer hat völlig recht, wenn er dich rausschmeißt«, sagt Anna tonlos.

»Er hat mich nicht rausgeworfen, ich ging nur nicht mehr hin!«

»Und wenn man nicht mehr weiter weiß, kommt man einfach nach Berlin!« Sie klatscht den anonymen Brief auf den Tisch. Erna zieht ihn aus dem Umschlag, und die beiden stecken die Köpfe zusammen.

»Er ist dein Mitarbeiter?«, fragt Erna ungläubig. »Seit wann?«

»Ich habe niemanden angestellt! Dazu bestand nicht die geringste Veranlassung!« An ihn gerichtet faucht sie: »Und sage jetzt bitte nicht *Ich kann das erklären*, ich will nichts mehr davon hören! Ich bin keine Spitzelin und Dreckschleuder, in meiner Zeitungskolumne verrate ich niemanden, führe keine Menschen vor, diese Form von Überheblichkeit langweilt mich!«

»Siehst du denn nicht, das ist ein Schuldeingeständnis – die Firma fühlt sich getroffen! Jetzt hast du sie!«, sagt August, der die abgestempelte Briefmarke untersucht und nur kurz aufblickt.

Anna wehrt ab: »Schlag dir das aus dem Kopf! Gar nichts ist das! Die Firma kann sich jederzeit von so einem Wisch distanzieren!«

Erna pflichtet bei: »Wäre das eine seriöse Firma, wäre ein Briefkopf drauf und würde das Schreiben von der Rechtsabteilung kommen.«

August will widersprechen. Diesmal stoppt Erna ihn: »Begreifst du nicht, August? Die setzten einen auf dich an!«

August betrachtet Erna verständnislos.

»Einen Schnüffler eben.« Erna zuckt mit den Schultern.

»Der für Geld alles tut, wie die Firma, aber auf anderem Gebiet«, schreit sie. »Dir auch den Arm bricht, wenn's sein muss.«

»Na, das müsste dann aber dumm zugehen«, sagt Erna und durchmisst mit ihren Augen seinen Oberkörper. »Einer muss dir nach Bern und Burgdorf gefolgt sein, vielleicht war's auch eine Sie!«

»Schluss!«, sagt Anna. »Deinen Elektrowagen mit der Werbung – hattest du den bei dir? Warum ging das an meinen Verlag? Das musst du mir doch erklären können!«

»Ich war bei deinem Großvater ...«

»Bei wem?« Sie keuchte. »Das wird ja immer schöner!«

Erna sagt: »Da brauchten die doch nur die erstbeste Person in der Altersresidenz auszuhorchen, um zu erfahren, dass ab und zu Besuch kommt aus Berlin ... – sogar ein Buch hat die junge Frau geschrieben. Möchten Sie's mal sehen?« Erna ahmt eine gutmütige Stimme nach. »Und dass du an einem neuen herumdenkst.«

»Sonst wären die doch nicht auf mich gekommen!«, sagt nun auch Anna, leise. Sie mochte keine schrillen Töne in ihrer Stimme.

August wirkt beklommen.

Erna blickt verdutzt: »Wenn die dein Bild haben, Anna, ist nicht auszuschließen, dass sie dich als diejenige wiedererkannten, die sie einmal am Nebentisch in diesem Selbstbedienungsrestaurant belauscht hat.«

»Unmöglich«, sagt sie, »der eine der beiden jungen Männer, der Schweizer, hat sich nie nach mir umgedreht.«

»Und der andere?«

»Der Amerikaner blickte in meine Richtung. An ihn kann ich mich aber am wenigsten gut erinnern. Sein Gesicht ist wie weggewischt. Also wird auch er keinerlei Erinnerung an mich haben.«

»Was ist mit der Frau?«, meint August forschend.

»Sie am ehesten! Sie setzte von einem bestimmten Punkt des Gesprächs ihre Sonnenbrille wieder auf.«

»Was für eine Frau?«, fragt Erna.

August rechtfertigt sich erneut: »Es kann doch nicht sein, dass, am helllichten Tag in Zürich krumme Sachen laufen und niemand ...«

»Wie naiv bist du eigentlich?«, rief Anna. »Lies Voltaire's *Candide*, falls du in der Gegenwart ankommen willst! Deine *Lauterkeit* zerrt an meinen Nerven! Geh zu deinem Trainer zurück! Ich verbitte mir, dass du weiterforschst, selbst wenn ich dir das streng genommen gar nicht verbieten darf. Du bist ja, wie du vornehm einmal sagtest, für dich selbst verantwortlich. Aber ich bin da raus! Ich spiele doch nicht Bundesanwaltschaft, ich kann nicht ein Ereignis auslösen! Du meinst vielleicht: *Was für ein Knaller – Namen, Zahlen, Adressen!* Ich arbeite mit anderen Mitteln – mich interessieren nur die Widerspiegelungen, Reflexe, oder, wie Proust mal sagte, *das Allgemeine hinter dem Besonderen*. Das Schlupfloch, in das sich ein Land verwandeln kann, für widerliche Geschäfte, das sollen andere vermessen! Wie das auf Leute abfärbt, wenn eine Gesellschaft zu einem Misthaufen wird und glaubt, in reinem Gold zu stecken, das ist die

Frage, die ich mir stelle! Die Mechanismen der Täuschung, die sind zu verstehen! Meinst du, du löst einen einzigen Fall und änderst damit das Ganze? Was gehen mich diese Typen an? Vielleicht habe ich mir das alles nur eingebildet, litt unter einer Koffeivergiftung, merkte nicht, wie sich die Laute in meinem Ohr zu dem verformten, was ich gar nicht hörte, sondern nur zu hören befürchtete! Selbst wenn du mich in den Zeugenstand zwingst, ich weiß nicht mehr, wie die ausgesehen haben! So etwas tilge ich aus meinem Gedächtnis! Und wenn du jemanden brauchst, der dich vor dir selbst schützt, dann bitte suche dir auch dafür *nicht mich* aus! Habe gar kein Talent dazu!«

Abrupt dreht sie sich auf dem Fuß um und geht in ihr Zimmer. Als Zeichen war das klar genug, sie muss die Tür nicht hinter sich zuwerfen. Sachte zieht sie die Klinke ins Schloss und überlegt: Ich muss erst einmal allein sein. Erna würde sie, solange sie in dieser Verfassung ist, nicht stören. Nur schreibend kann sie wieder zu sich finden – und setzt sich mit einem Stoß Papier auf ihre mit Stroh gefüllte, völlig metallfreie Ottomane. Sie hört ihren Puls bis unters Kinn klopfen. Lehnt sich erst allmählich, den Rücken zu drei Vierteln aufrecht, gegen das Polster. Absurderweise muss sie daran denken, dass es noch im Mittelalter und in der Renaissance, ja bis weit in die Neuzeit hinein üblich war, den Kopf und die Schultern beim Nachtschlaf fast ähnlich hoch zu lagern, nicht etwa der bequemeren Lesehaltung wegen, sondern damit nicht zu viel Blut in den Kopf floss. Meinten die, so Schlaganfällen und Albträumen zuvorzukommen?

Aus der Küche hört sie Getuschel, dann Geräusche von Kopftöpfen, dann leise Musik. Sie denkt und schreibt:

Der Vorteil, in einer WG zu leben, ist der, dass die einfachen Maßnahmen, mit denen wir uns aus einem Stimmungstief herauszuhelfen vermögen, oft die viel wirkungsvolleren sind, und da wir uns zwar gut genug und doch nicht gänzlich kennen, stehen uns auch nur wenig andere Mittel zur Verfügung, als Erst-mal-in-Ruhe-Lassen und Schonen. Wie bei einem Kleinkind, jüngst in einem Zugabteil hinter mir, das vergnügt mit der Mutter spielte, aber noch nicht sprechen konnte. »Nein, auf den Boden runter gehen wir nicht«, sagte jene Mutter und stoppte den Elan des kleinen Wesens, das dieses Nein und den ihm entgegen gebrachten körperlichen Widerstand als starkes Unlusterlebnis verbuchte und herzerreißend zu weinen begann. Das einzige starke sprachliche Zeichen, das vorerst in Frage kam, den Eindruck erfolgreich zu widerlegen, sie, die Mutter, sei böse, war, dass sie dem Kind gut blieb, ihm liebe Worte zuflüsterte. Böse Mutter, gute Mutter. So vergaß es nach einer kurzen Weile seinen Kummer beinahe schon wieder, die trostreichen Tränen und der Einfall der Mutter, es in seinem rosa Strampelanzug auf dem Sitz aufrecht stehen zu lassen, taten das Übrige – sie fuhren rückwärts und eine Schnellbremsung hätte das kleine Gefühlspaket lediglich gegen den hohen Sitz gedrückt.

So fühlt auch sie sich plötzlich behaglich geborgen. Aber sie hätte wissen müssen: Augusts Schweigen beim nachfolgenden Essen und sein Lächeln

bedeuteten auf keinerlei Weise einen Verzicht. Das Verhängnis nahm erst seinen Anfang, ein Ende war nicht vorherzusehen.

13 Nullpunkt

Erna war schon in ihren eigenen Räumen. Anna sitzt August in der Küche allein gegenüber. Sie hält den strengen Blick, zu dem sie sich zwingt, nicht durch, und starrt auf die Uhr an der Küchenwand, und auf den schwarzen kleinen Rucksack neben Augusts Beinen. Sie muss sich eingestehen, um August gleich in den Nachtzug zurück in sein Land zu setzen war es zu spät.

Bedrückt sagt er: »Ich nahm nur das Nötigste mit«. Doch ein Leuchten kommt über sein Gesicht.

»Ich werde Tanzkurse nehmen hier.«

August war zu anhänglich, das war das Problem, denkt sie.

»Und deine Arbeit in Bern?«

»Ich kann überall arbeiten«, sagt er.

»Hast du überhaupt eine Ahnung, was hier in Berlin los ist?«

Sie will unbedingt von August wissen, was er bei Großvater suchte – er hatte das nur kurz erwähnt. Aber sie unterlässt die Frage vorerst. Zu deutlich scheint er zu befürchten, dass sie weiter Druck ablässt. Doch zu einer Auseinandersetzung empfindet sie nicht mehr die geringste Lust.

Zu dem Zeitpunkt hat sie von Großvaters Schwächeanfall noch nichts erfahren. Deshalb eröffnet sie das Gespräch, ohne das Spiel der Möglichkeiten im Voraus einzuengen. Sie wählt eine Tonlage, die einem Weder-Noch im Sinne von Roland Barthes gleichkommt. Ihre Stimme hat eine Temperatur, bei der es weder taut noch gefriert. Ihr Gesichtsausdruck ist nicht aufgehellt, nicht verdunkelt, sie verspürt nur den Drang, sich die Sicht nicht zu verengen – und jedes Ausagieren zu vermeiden.

»Und wie gefällt dir Berlin bislang?«, fragt sie schmerzfrei. Natürlich hatte auch das schon in seinen Ohren einen bedrohlichen Klang. Er sieht sie unsicher an, als bereite sie eine besondere Grausamkeit vor. Wenn Menschen nichts über die eigenen Ziele zu erkennen geben wollen, deutet das in der Regel auf eine besonders starke Absicht. Aber sie fehlt ihr – noch.

Sie hält seinem Blick ruhig stand, und er fasst wenigstens so weit Vertrauen, dass er die Bemerkung macht:

»Der neue Berliner Hauptbahnhof sieht aus wie in die Luft gebaut.«

»Vor Krieg und Teilung sah es hier anders aus, sogar ein Lessingtheater gab es in der Nähe.«

Sie bricht ab und denkt: *Was ich in August sehe, ist es ein Bild, das ich selbst auf ihn werfe? Oder dringt es umgekehrt mal leuchtend, mal irrlichternd aus seinem tiefsten Innern hervor?* Das Bild flackert, wie bei jenen Lichtspiegelungen, welche die Spree gegen das Bode-Museum zurückwirft,

sobald Scheinwerfer nachts die Brücke über den Fluss beleuchten – und die sie immer beobachtet, wenn an der Strand-Bar beim Ufer vom Monbijou-Park Tango getanzt wird. Sie überlegt: Gibt es über jede Person, die wir kennen, für uns eine Wahrheit, die, so relativ sie auch sei, unsere Haltung zu ihr dauerhaft bestimmt? Es kommt Anna vor, als hätte eine solche innere Einstellung in Bezug auf August eine unverrückbare Form angenommen – sie kämpft dagegen, sie mag keine negativen Fixierungen, will ihm die Chance lassen, sich anders zu zeigen.

In ihr Schweigen sagt er: »Auf gut Glück ging ich zuerst die breite Straße hoch.«

»Die Invalidenstraße. Am Museum Hamburger Bahnhof vorbei?«

»Da war auch ein Hinweis auf einen alten DDR-Grenzturm, seitwärts, irgendwo an dem Kanal, aber ich schritt weiter, bis zum Naturkundemuseum.«

Er schildert ihr, wie er vom Vorraum aus das Skelett des Dinosauriers erblickte. »Nur durch die Glastür, denn sie waren schon dran, das Gebäude zu schließen. Dann ließ ich mich zu einer Aussichtstour überreden.«

»Und jetzt, was soll werden?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht.« August schien um ein Lächeln zu betteln. Unvermittelt fragt er: »Nicht mehr weiter wissen und einfach nach Berlin kommen – war das bei dir so, damals?«

»Bei mir? Wenn dir das weiterhilft: Ja, auch ich setzte mich damals in einen Aussichts-Bus«, sagt sie.

»Und hast du an Großvater gedacht, wolltest wissen, woher er kommt?«

»Du sprichst von meinem Großvater?«, fragt sie erstaunt.

August zeigt sich perplex. Er lächelt unsicher.

»Du kennst ihn?«, fragt sie noch einmal.

August gerät in Unruhe. Er weicht ihrem Blick aus. »Es geht ihm wirklich wieder besser ...«

Ihre Miene gefriert.

»Hat Rita dir nicht ...?«, fragt er.

»Woher kennst du Rita?«

»Sie ist doch seine Verlobte. Ich war bei ihm.«

»Warum? Was verbirgst du mir?«

»Er hat mir alles erzählt. Aber es war ein wenig zu viel für ihn. Es weiß zwar, ältere Menschen führen solche Gespräche nicht gerne abends ... doch tagsüber hatte ich keine Zeit ...

»Weil du wieder in Zürich warst!«

»... statt abends nach Langnau zu fahren ging ich zu ihm ...« Er hält inne.

Ihre Hand greift nach dem Telefon. Aber sie befürchtet, Rita im Schlaf zu wecken. Sie sendet ihr nur eine kurze Meldung. Es kommt nichts zurück.

»Schildere mir jedes Wort!«, sagt Anna, und betonte drohend jede Silbe, wie um den Wutausbruch hinauszuzögern.

14 Linien

Sie denkt: Womöglich müssen Geheimnisse etwas von ihrer Schwere verlieren, bevor sie erzählbar werden. Es gibt immer Gründe, Wahrheiten nicht zuerst denen zu enthüllen, die uns am nächsten stehen, sondern jenen, die uns vielleicht sogar gleichgültig sind – fast als bliebe dann alles ungesagt.

So froh sie war, endlich über Großvaters Gründe für die Desertion Bescheid zu wissen, ihre tiefe Enttäuschung konnte sie August nicht verbergen.

»Nein«, verteidigt sich August stöhnend, »ich erzählte ihm lediglich, was du mir über das Umgehungsgeschäft in Zürich geschildert hast. Ich habe ihm nicht vorgespiegelt, in deinem Auftrag zu handeln – ich versuchte nicht, sein Vertrauen auszunützen. Es war plötzlich so eine Sache von Mann zu Mann, ich weiß doch auch nicht. Er war überhaupt nicht mehr zu stoppen. Und dann wollte er, dass ich am anderen Tag wieder komme.«

»Und du gingst hin, obwohl du spürtest, wie erschöpft er war und dass Rita ihn eigentlich schonen wollte?«

»Er rief mich selbst herein.«

»Du hättest dankend ablehnen können!«

»Es war mir auch nicht wohl dabei, denn mir schien, er müsse sich etwas von der Seele sprechen.«

»Das hieltst du für ein schlechtes Zeichen? Du täuschest dich nicht!«

»Aber versteh doch, Großvater begann mit folgenden Worten: *Sie wollen also wissen, wie sich eine Person hinter den Linien bewegt*, fragte er mich. Er lag in seinem Bett. Ich zeigte ihm die Liste mit dem Handelsregistereintrag der Firma und wollte wissen, welches Vorgehen er mir anraten würde ...«

»Ich glaube, nicht richtig zu hören!«

»Er ging nicht darauf ein, wollte das ganz losgelöst abhandeln. Als er vom schweizerischen militärischen Nachrichtendienst überprüft wurde ...«

»Du hast ihn auch darüber ausgeforscht?«

»Nein, ich versichere dir, er begann ganz von allein zu erzählen. Ich weiß ja, dass er dir das noch nicht erzählt hat, nur Weißschopf ...«

»Dem hast du deinen Kram auch erzählt?«

»Nur ganz allgemein!«

»Der fing wohl auch ganz von selbst davon an ...«

»Ja.«

»Ich glaube dir kein Wort!«

»Lass mich doch mal überhaupt erst zu Wort kommen ...«

»Hinter den feindlichen Linien, in Zürich – so ein Quatsch!« Ihre Erbitterung kehrt zurück.

Dann aber lässt sie ihn ausreden und nimmt zur Kenntnis, dass ihr Großvater, als er sich in deutscher Soldatenuniform über die Grenze rettete, nach den durchlaufenen Verhören im Schweizer Internierungslager eines Tages

unvermittelt von einem Offizier in zivil Besuch erhielt, mit Basler Akzent, tadellosen Umgangsformen und vertrauensvoller Haltung – der erstmals in der Desertion einen Ehrenpunkt zu erblicken schien und sie nicht als Fahnenflucht diffamierte. Es war keine misstrauische Befragung mehr. *Wer weiß, es gibt Schlachten, da entscheidet eine Person, die auf der einen Seite fehlt, bereits über seinen Ausgang. Sollten Sie etwas gegen den Diktator tun wollen, der Deutschland in einen verheerenden neuen Krieg geführt hat, dann bestünde nun eine Gelegenheit.* Der Mann schlug ihm einen Einsatz vor: *Wenn Ihnen tatsächlich an einem Ende der Diktatur gelegen ist, dann könnten Sie für uns herauszufinden, wo die Wehrmacht- und SS-Verbände im deutschen Raum stehen.* So stellte er sich zur Verfügung, wurde in die Offiziersuniform eines anderen deutschen Deserteurs gesteckt und mit falschen Papieren losgeschickt, mit anderen Worten: heimlich wieder über die Grenze geschafft – für diese Kundschaftertätigkeit. Er sei nicht der einzige gewesen, aber einer der wenigen, die ohne erkannt zu werden durchkamen. Sie wussten nichts voneinander. Mehreren ging es dreckig: gefasst, wurden sie erschossen oder *umgedreht* – um ihr Leben zu behalten, fütterten sie die Schweiz mit Desinformation, das heißt irreführendem Material, das inmitten von viel Zutreffendem entscheidend Unwahres enthielt. Berlin hatte Beweise, dass Deserteurmeldungen ihren Weg bis zu den Alliierten fanden, sogar nach Moskau. Dort Falschmeldungen zu platzieren, darauf zielten die deutschen Geheimdienste ab. Das aber hat er, dein Großvater, erst lange nach dem Krieg erfahren, und von da an nicht mehr darüber sprechen wollen, außer zu Weißschopf, der aus ganz anderen Quellen von der Sache wusste, wie schien. So weit hatte sie Augusts Schilderung folgen können.

»Und was hat dir Großvater geraten?«, fragt sie gefasst.

»Nichts, es gebe kein Rezept«, sagt August. *»Wie merke ich, ob mir jemand folgt, wollte ich noch wissen. Er sah mich lange durchdringlich an. Sie merken es oder Sie merken es nicht, erklärte er, entscheidend ist, dass weder das eine noch das andere den geringsten Einfluss darauf haben darf, wie Sie sich bewegen und was Sie sich zu tun vorgenommen haben. Regel Nummer 1: Diejenigen, die Sie möglicherweise beschatten, müssen sich in Sicherheit wiegen, von Ihnen unbemerkt zu bleiben. – Wieso? Das verstehe ich nicht, fragte ich. – Ich wusste, dass Sie das nicht begreifen, deshalb betone ich es auch, sagte er und bat Rita noch um etwas Tee, benutzte die Tasse aber bloß als Demonstrationsobjekt. So wie ich jederzeit bloß die Hand auszustrecken brauche, falls mich nach Tee verlangt, und es deshalb nicht gleich tun muss, sondern den richtigen Moment abwarten kann, ohne die Lippen zu verbrennen, wenn ich den Durst stille, so lässt Ihr Schatten, der Ihnen auf dem Fuß folgt und Sie jederzeit hochgehen lassen könnte, die Dinge gerne noch einen Augenblick laufen, auch wenn er alles über Sie weiß, und zwar in der Hoffnung, dass Sie ihn vielleicht auf die Spur zu einer wichtigen Person im Hintergrund führen, oder möglicherweise auch nur, weil es zu diesem getarnten Spiel gehört, Sie*

noch etwas zappeln zu lassen. Das ist Ihre Chance zu ent schlüpfen. Geben Sie aber zu erkennen, dass Sie die Überwachungsmaßnahme durchschauen, schnappt die Falle sofort zu.«

15 Schritte

Sie war davon überzeugt: So wie ein Busch oder Baum nur verpflanzt werden kann, bevor er im Frühjahr austreibt oder nachdem er im Herbst die Blätter verloren hat und der Boden noch nicht gefroren ist, so ist Vomwinkel August derzeit absolut nicht umzutopfen. Er muss zurück. Die Frage ist nur: wie am schnellsten. Sie sieht, wie er ihrem erneuten Blick auf die Uhr folgt.

Sie sagt: »Wir mieten einen Wagen, und ich fahr dich zurück!«

Er ist nicht dazu zu bringen, gleich wieder umzukehren, so viel steht nach kurzem Wortwechsel fest. Aber am kommenden Morgen hätte sie kein Einsehen mehr.

»Müde bist du wohl noch nicht, unvermeidlich, wenn du nicht mehr trainierst!«, sagt sie und schleppt August ins *Nou-Mitte* an der Chausseestraße. Dort legt Hagen auf – lang gewachsen, zurückhaltend, mit einer Engelsgeduld begabt, war er über Jahre einer ihrer Lehrer gewesen.

Im Stoffbeutel mit den Tanzschuhen habe sie immer eine Rolle Klebeband, erklärt sie August, reißt, dort angekommen, einige Streifen ab und bringt sie unter Schuhsohlen an, auf Höhe der Fußballen, damit er leichter drehen kann und seine Knie nicht gefährdet.

»Auf welchem Fuß stehe ich?«, wiederholt sie die ewige Frage, als sie sich von ihm in Tanzhaltung umarmen lässt. Wenn er sie in ein Ocho führt – die wiegende Acht – und sich mal links, mal rechts in einem Ausfallschritt um sie herum dreht und sie dann weiter im Kreis um sich herum lenkt – nur mit *Information durch Druck und Gegendruck*, nicht durch Kraft, spürt sie, dass er sich die Figuren genau wie die Schwünge seines Sports leicht zu merken vermag. Sie achtet auf seine Tanzhaltung, korrigiert sie wo nötig – »Nicht mit den Armen rudern! Nicht aus den Hüften, aus dem Oberkörper heraus! Die Umarmung! Deine Achse! Tanzen ist aufeinander hören, miteinander atmen!«, erinnert sie ihn leise, auch ohne Worte, mit Blicken oder indem sie zum Zeichen ihren Rücken strafft, ihren Arm lockert. Was die Rhythmisierung und Musikalität der Bewegung betrifft, übernimmt manchmal sie selbst kurz die Führung, um ihm ein paar Ideen zu geben, die er sich rasch zu eigen macht.

»Was ist das Schönste für dich beim Tango?«, fragt er mit einemmal.

»Zu spüren«, sagt sie, »dass eine Person, sei es Mann oder Frau, *mit mir* tanzt und er oder sie mich bis in die Fußspitzen erfühlt, und die Musik so hört wie ich – sie *uns* durchströmt. Dieser Moment der Gemeinsamkeit!« Sie denkt noch eine Weile nach, dann fragt sie: »Und bei dir?«

»Wenn meine Figuren gelingen, Tango kommt mir vor wie angewandte Geometrie«, albert er.

»Na hör mal.«

»Mahnst du nicht die ganze Zeit an meine Achse! Als wäre ich ein Zirkel!«

Unvermittelt fragt er: »Und in wen hier bist du verliebt? Ist er oder sie nicht hier?«

»Es gibt ihn nicht, zurzeit. Berlin ist zu groß und Tango-Tanzende sind Erzsingles – wollen sich nicht binden. Tanzen ist ein *Anstatt* ...«

»Anstatt?«

»Ein Stattdessen! Es stellt dich ruhig. Nicht unbedingt nötig, einen Schritt weiter zu gehen. Vermutlich eine Yin- und Yang-Geschichte«, sagt sie, und setzt unwillkürlich hinzu: »Auf der Tangotanzfläche geht es klösterlich zu. Alles hat nichts zu bedeuten ...«

»Nicht das Geringste?«

»... und bedeutet doch alles. Die zurückhaltendste Orgie der Welt. Es gibt doch diese alten klerikalen Hexentanzvorstellungen, in denen der phantasierte Tanzmeister mit dem Bocksfuß und dem Schweif lateinisch ruft: *Melet, melet!* – *Vermischt euch, vermischt euch!* Dies wäre in Wirklichkeit ganz langweilig, alles Obszöne ist sterbenslangweilig, verglichen mit Tango. Hier hast du die vergeistigte Vereinigung in ihrem körperlichsten Ausdruck – zwei Seelen blicken sich an.«

Sie hob die Brauen.

So wie sie zwischendurch von anderen aufgefordert wurde, auch von Frauen, ließ er sich erstmals auf das Wagnis ein, sich selbst umzuschauen. Sie hatte ihm erklärt, dass es, anders als die Leute dächten, eigentlich die Frau ist, die den Mann – oder eine andere Frau – auffordert, indem sie den Blick auf diese Person richtet:

»Wenn du so einen Blick auffängst, neigst du fragend deinen Kopf leicht zur Seite, und wenn sie tatsächlich dich meinte und nicht die Person hinter dir oder neben dir, dann steht sie auf oder kommt langsam auf dich zu, und du gehst ihr entgegen. Wenn hingegen du an ihr interessiert bist und sie dich noch nicht wahrnahm, dann stellst du dich diskret in ihre Nähe. Glaube mir, sie nimmt dich wahr, das ist Tango-Intuition, aber erwidert sie deinen Blick nicht, dann falle ihr nicht zur Last und geh' unauffällig weiter! Sie *sieht* das nicht mit dir, sozusagen. Will sie aber, gibt sie dir das schon zu verstehen. Es geht hier um Wahrnehmungen unter der Oberfläche – die müssen wir schärfen, das vermeidet Verletzungen und Schmerz.«

»Schmerz?«

»Nichts ist leichter zu kränken als Eitelkeit. Wir müssen begreifen, dass es nicht persönlich gemeint ist.«

»Obwohl es das Allerpersönlichste ist?«

»Siehst du, du machst Fortschritte! Diese Paradoxie musst du aushalten. Wir müssen froh und glücklich sein zu spüren, wenn uns eine Ahnung sagt, dass

zwei Menschen sich nur peinigen würden, nicht imstande sind, sich Freude zu bereiten. Tanzen ist viel subtiler als reden. Es ist eine andere Art des Sich-Spürens. Das Verrückte ist, wir wissen es sofort. In der Yoga-Philosophie gibt es den Merksatz: Zukünftiges Leid durch unser Unterscheidungsvermögen voraussehen – und es vermeiden, indem wir diese Dinge lassen. Das hat nichts mit Moral zu tun. Reine Schmerzvermeidung. Was anderen weh tut, verletzt früher oder später auch uns. Über ihre Gefühle sind Menschen wie kommunizierende Röhren miteinander verbunden.«

»Das hatten wir in der Physik«, strahlt er.

Er geht alleine los. Sie schaut ihm zu.

»Du fragtest doch, was ich am schönsten fände«, sagt er, als er zurückkehrt. »Wenn unvermittelt ein Lächeln aufscheint im Gesicht der Person, mit der ich tanze.«

Sie antwortet: »In der U-Bahn bemerkte ich mal einen Mann, von dem ich wusste, dass er tanzt: weißes Haar, Gesicht zerknittert, verwittert, verbittert – das Licht in den Zügen schenkt dir gar nichts. Er übersah mich. Wir stiegen am Kottbusser Tor aus. Vor mir betrat er das *Tango tanzen macht schön*. Ich mied den Ort lange, des Namens wegen, aber mag ihn mittlerweile doch. Kaum stand ich in meinen Schuhen, erblickte ich den Mann von eben wieder auf dem Tanzparkett – lächelnd, zehn Jahre jünger, wie umgekrepelt, ein ganz anderer Mensch.«

Sie trank mehr als ihr gut tat, und als sie August die eine Hälfte ihres Bettes zum Schlafen zuwies und ihm ein eigenes Kissen und eine Decke zuwirft, betrachtet er stumm, wie sie aus den Kleidern schlüpft, und sie sieht ihn an, gähnend, als er sein Hemd auszieht. Er hat wirklich Muskeln wie die Schwimmtypen an der Olympiade, denkt sie, nicht so wie die Bodybuilder aus den Muckibuden. *Aber natürlich wird zwischen uns nichts passieren, nicht in dieser Nacht und auch in keiner anderen.*

Ehe er einschläft, fragt er sie etwas – und da auch er getrunken hat, dürfte er, denkt sie, sicher schon eine Sekunde später wieder vergessen haben, was er da halb im Traum murmelt: »Bist du sicher, dass du nicht noch mehr über mich herausfinden willst, als nur übers Tanzen?«

»Ich weiß schon viel zu viel über dich! Wir schlafen neben-, nicht miteinander«, sagt sie.

Sie hörte keine Antwort mehr. Mehr zu sich sprach sie:

»Du wirst mir noch einmal dankbar sein, dass ich mich nicht in dich verliebe. Ich kenne eine nunmehr bereits nicht mehr ganz junge Frau, die ganz glücklich mit ihrem Freund lebt, aber in früheren Jahren Gelegenheitsliebhaber *danach* mit den Füßen aus dem Bett stieß! Wer es eben mal so auf die Schnelle tut, riskiert, sich – und anderen – gegenüber unfassbar gleichgültig zu werden, oder das Herz zu verlieren und es nie wieder zurückzubekommen. Wer sich täuscht, ist enttäuscht. Umgekehrt liegt auf dem Blick einer glücklichen Frau ein Zauber,

den keine Kosmetik imitieren kann. Merk dir das als Glücksrezept und streiche unerfüllbare Wünsche.«

»Amen! War das dein Nachtgebet?«, sagte er traumversunken.

»Außerdem gibt es da draußen in der Welt eine Frau namens Vreni.«

»Sie wartet nicht auf mich«, hört sie leise. Er sprach im Halbschlaf.

»Dein Pech. Mit wichtigen Dinge zu lange warten ist unklug.«

Sie denkt, nun sei er weggedriftet, aber noch einmal vernimmt sie seine Stimme, wie von weit her: »Weißt du, wie sie mich nennt?«

»Na hoffentlich wird sie dich necken!«

»August Vommond. Weil ich gewisse Dinge nicht verstehe, meint sie.«

»Ich schwör's: Das heißt, sie liebt dich.«

»Nein. Wäre sie sonst nach Lausanne gezogen, an den Genfersee?«

»Sie hofft, dass du nachkommst. Warum sollten wir auch, was schön ist, nicht immer wieder erleben wollen? Es gibt einen Song von Billie Holiday – ... *you took my best, why not the rest*. Solange du, August, nicht an diesem Punkt angekommen bist, ist es viel besser, Frauen verlassen dich statt du sie, oder lassen sich erst gar nicht auf dich ein ...«

Da aber kam schon nichts mehr.

16 Aspirin

Ihr ausgenüchterter Magen brennt. Sie fühlt es bereits an der Schwelle des Aufwachens, beim vergeblichen Versuch, die Traumbilder auf die Stimmen aus der Küche und den Frühstücksduft abzustimmen. Appetit verspürt sie keinen. Noch bevor sie aus dem Bett steigt, erreicht sie am Telefon Rita in Burgdorf und kündigt ihr einen Besuch noch für den gleichen Abend an. Es seien nur etwa acht Stunden mit dem Zug. Zu ihrer Beruhigung sagt Rita. »Er ist wohlauf, noch schwach, aber er beklagt sich nicht.«

August folgt ihr mit seinem Rucksack und sie beide nehmen im Taxi Platz, er vorne. »Auf zu deiner Insel der eingebildeten Rechtschaffenen!«, sagt sie.

Noch immer leistet August Widerstand und bittet die Taxifahrerin, die den Motor schon anwarf, zu warten.

Die Fahrerin protestiert: »Na wollen Sie nun ein Taxi oder wollen Sie keins?«

»Hören Sie doch bitte, gleich!«, bat er. »Anna, ich halte dich doch von der Arbeit ab«, sagt er mit verdrehtem Kopf.

Er hat Sehnen wie Gummibänder, denkt sie. »Wenn du hier bleibst, tust du das noch viel mehr.«

»Und mich erst! Kann's jetzt endlich losgehen?«, fragt die Frau am Steuer.

August nickt traurig. Dankbar legt die Lenkerin den Gang ein.

»Dein Platz ist im Emmental – zumindest in diesem Sommer des großen Schwingfestes, so viel weiß sogar ich, auch wenn ich von dem Land nichts mehr

verstehe«, sagt sie. »Und wenn ich dich wie ein großes Kind an der Hand nehmen muss, ich liefere dich persönlich bei deinem Verbandstrainer in Langnau ab! Der kann mir ja ins Gesicht sagen, was er von mir hält, in seiner Schwinghalle!« Die Taxifahrerin blickt sie im Rückspiegel forschend an.

»Spott ist die einzige Möglichkeit von Ernst, wenn ich unter Schlafentzug leide«, sagt sie zur Fahrerin.

»Das kenn' ich«, sagt die Frau. »Und nun zerren Sie ihn zur Strafe in einen Swinger-Club?«

Dann schaut sie kurz an August hoch, der neben ihr stumm auf die Straße blickt, als wollte sie Maß nehmen für die Vorstellung, wie die beiden das Kopfkissen tauschen.

Wortlos betreten sie den Hauptbahnhof und stumm stellen sie sich in die Schlange vor den Schaltern.

»Sag ganz offen, freust du dich nicht zumindest ein klein wenig, wenn du Richtung Emmental unterwegs bist?«, fragt er, als der Zug anfährt.

»Oh nein, für ein solches Gespräch ist es noch zu früh«, rebelliert sie. »Ich fahre ins Emmental, gut, aber kommt dir etwas an mir gerade besonders heiter gestimmt vor? Du gehst zu weit! Leute, die exzessiv Sport treiben, haben kein Gefühl für die Grenzen anderer, das ist ihr Hochmut!«

Sie hatte sich noch einen Becher-Kaffee gekauft, er wollte keinen. Sie beißt in ein Käsebrötchen, das Erna ihr aufgedrängt hatte, und ist jetzt froh – es polstert ihren Magen, findet sie.

Er aber nervt weiter: »Erna sagte mir, offen gestanden würdest du Appenzeller und Greyerzer Käse dem Emmentaler vorziehen.«

»Ist das ein Verbrechen?«, sagt sie. »Ich anerkenne lediglich: Emmentaler behält auf ewig den Vorzug, dass er auch ohne Kühlschrank lange haltbar ist.«

»Aber du könntest ins Emmental zurück, wenn du nur wolltest ...«

»Ist das nicht tröstlich?« Es klingt sarkastischer als sie will. »Mir passt es nur nicht, dass du, August, bloß weil du ausgeschlafener bist als ich und eine geradezu beunruhigende körperliche Präsenz zur Schau trägst, so daherredst, als hätte *per se* Mitleid verdient, wer fern von den eigenen Ursprüngen lebt. Im Übrigen habe ich nicht jeden Tag einen Kater, und wenn ich gestern übertrieb, dann hat das auch etwas mit dir zu tun.«

Sie zieht eine Tablette aus der Handtasche und spült sie herunter.

»Bereite ich dir jedes Mal einen Brummschädel – sagt ihr nicht so?«

»Bilde dir das nur nicht ein! Auch beeinträchtigt Aspirin das Denken nicht, anders als Paracetamol-haltige Schmerzhemmer, die zudem im Verdacht stehen, Allergien zu begünstigen. Du brauchst keine Rücksichten auf mich zu nehmen. Das wäre ich von dir sowieso nicht gewohnt!«

»Woran hättest du heute gearbeitet, wenn du mich nicht begleiten würdest?«

»Ich denke über eine Anekdote nach, die es über den Herausgeber des ersten illustrierten Berliner Boulevardblattes gibt – des *8-Uhr-Abendblatts*.«

»Für deine Kolumne?«

»Weiß noch nicht. Als der Betreffende noch kein reicher Mann war, sondern einfacher Journalist, ulkten ihn Bekannte an – das war so ein Ausdruck der Zeit –, was er denn tun würde, wenn er plötzlich zu sehr viel Geld käme. – *Mich einschränken*, gab er zur Antwort! Natürlich tat er es nicht, als er die Zeitung, die zuerst ganz unscheinbar war, zum Erfolgsblatt machte. Er wusste nur, was eine Pointe ist, und das machte ihn reich. Der größte Unterschied indes zu heute war damals: Um sich zu amüsieren strebten die Leute hinaus aus den Wohnungen. *Man muss dabei gewesen sein*, das war die Losung damals. Ich lese da gerade ein Buch aus dem Jahr 1927: *Was nicht im ›Baedeker‹ steht*, von einem gewissen Eugen Szatmaris. Er schrieb, über Berlin: *Es liebt den Lärm, den es Vergnügen nennt, es kann nicht ohne dies merkwürdige Etwas sein, das bei ihm Stimmung heißt ...*«

»Es tut mir wirklich leid, deine Pläne durcheinander zu bringen.«

»Das muss es dir nicht, ich trage denselben Kopf auf meinem Hals, ob ich hier bin oder an meinem Schreibtisch.

August zögert kurz. »Träumst du manchmal in berndeutsch?«

»Hat Erna das behauptet?«

»Nein, sie sagte heute Morgen nur, bevor es überhaupt je eine Religion gab, glaubten die Leute an Geister der Ahnen. Ahnen seien gegenwärtiger als uns lieb sei. Die gehen nie weg, steckten ihre Nase dauernd in das, was sie gar nichts mehr angehe.«

»Was willst du damit sagen? Steck deine Nase nicht in meine Geschichte«, sagt Anna wütend.

Er blickte sie nur an.

Dann sagt Anna: »Mein Mutter mag tot und begraben sein, für mich ist sie's nicht, wird es nie sein. Sie ersteht immer wieder von neuem auf, ja! Wolltest du das hören? Worüber hast du sonst noch mit Erna unterhalten? Hat sie dir von den seltsamen Eindrücken erzählt, die sie empfängt, wenn sie an Friedhöfen vorbeifährt?«

»Nein«, sagt August.

»Sprach sie von Homers anatomischem Blick?«

Er verneint wiederum.

»Sie hat nämlich ein paar Lieblingszitate, die wiederholt sie ohne Ende, denn sie ist ziemlich sicher traumatisiert worden durch ihre Forschungen. Darüber schreib ich vielleicht mal was: wie junger wissenschaftlicher Nachwuchs mit dem in den Büchern beschriebenen Schrecken umgeht. Alle reden von brutalen Spielen und Bildern. Aber wie brutal ist die Welt der Buchstaben! *Da traf ihn der helmfunkelnde Hektor ... an der Schulter, wo das Schlüsselbein trennt Hals und Brust und wo die entscheidende Stelle ist ...* Diese Mannsbilder, die nur auf Frauenraub und Viehdiebstahl aus waren, Gottheiten das Fleisch opferten, welches sie selbst nachher aßen – der Duft des Gebratenen allein stieg in den Himmel auf und genügte als Zeichen des Danks für die angeblich von den

Göttlichen erhaltene Zauberkraft! In der *Ilias* bleiben diese Männer reihenweise tot liegen! Und so grausam sie die Schlachten führten, alle hassten noch mehr den Tod, den unbezwinglichen, als die Gegner. *Und traf ihn ... in die Leber unter dem Zwerchfell und löste sogleich unten die Knie ... Oder: Den traf er an dem Zusammenhalt von Kopf und Nacken am obersten Wirbel, und durchschnitt ihm beide Sehnen. Und ihm schlug ... das Haupt mit Mund und Nase am Boden auf als Unterschenkel und Knie, wie er stürzte.* Immer die gleichen Sterbemetaphern bei Homer: ... *und die Seele stürmte aus der geschlagenen Wunde eilends ... und ihm umhüllte Dunkel die Augen ... des Todes schwarze Wolke usw.* Blind stürmten sie ins Verderben: ... *mag sich auf der Stelle die schwarze Erde uns allen auftun! ...*«

»Schwingen ist ein friedlicher Sport«, sagt August.

Ironie frühmorgens verfehlte bei ihr meistens die Wirkung. Sie dachte: *Ich klinge unlustig. August sieht aus, als hätte ihn noch nie etwas in größere Verwunderung versetzt als meine schlechte Laune. Vielleicht denkt er jetzt zum ersten Mal: Vreni vom Brünig mit ihren Verwandten am Brienersee ist sicher anders.*

August sagt: »Wenn du es genau wissen willst: Erna wollte von mir hören, wie viele Griffe und Schwünge es gibt, im Vergleich zum Ringen im griechisch-römischen Stil.«

Sein Telefon macht kurz Pieps.

»Eine Nachricht aus Lausanne«, erzählt er munter. »Die Aussicht von den *Rocher de Naye* oberhalb von Montreux ist schöner als alles, was ich bisher sah.«

»Vreni?«

Das ist eine Einladung, wollte sie schon sagen, aber unterlässt es. Sie denkt: Manchmal ist es nicht gut, den geheimen Wunsch eines anderen Menschen auszusprechen. Dieser Wunsch hört sonst auf, das Geheimnis zu sein, das er war – und verliert dadurch die Kraft, wird leicht zu einer von außen auferlegten Verpflichtung. Gutgemeinte Aufforderungen laufen nicht etwa – wie manche meinen – ins Leere, sondern sie enteignen unser kostbarstes Gut: das, was *wir* tief in uns begehren. Sie schwor sich: *Ich halt die Klappe!*

Gedankenverloren blickte sie gegen die weißgestrichenen Windräder, weit außerhalb Berlins.

Da dringt die Stimme von August wieder in ihr Ohr, als wäre jetzt die Zeit für solche Gedanken:

»Um mit Worten der *Aubergine* zu reden: *Was hast du zuletzt aus dem alleinigen Grund der Liebe getan? Was wünschst du dir? Oder was würdest du gern tun, aus einem ähnlich starken Grund wie der Liebe?*«

»Du hast das doch nicht etwa auswendig gelernt? Dass mit dem kommst jetzt?« Sie stöhnt auf. »Willst du wirklich darüber reden?«

Er blickt sie unsicher an.

Ihr war plötzlich zum Lachen.

Sie sagt: »Keine Sorge, das ist nur die Wirkung des Aspirins.«

17 Spiegel

Nach dem Mittagessen im Bordrestaurant bleiben sie sitzen. Abwechselnd starren sie aufs weiße Tischtuch und nach draußen. Sie spürt, dass August ihr schon lange wieder etwas mitteilen will, nur auf den richtigen Moment wartet.

Sie blickt durch die Scheibe auf die Felder und Wälder, durch die der ICE förmlich sticht. Wenn sie die Augenlider leicht schließt, wischen halluzinatorische Muster an ihr vorbei, gleichsam als durchstoße sie einen Zeitkanal.

Dann sagt sie: »Na los! Was glaubst du über mich zu wissen, das *ich* noch nicht weiß? Du hast nur einen Versuch!«

»Du empfindest noch etwas für das Emmental, sonst würdest du mich nicht begleiten.«

Sie schüttelt abweisend den Kopf. »Du meinst, ich hätte dich sonst einfach vor die Tür gestellt? Was soll das mit dem Emmental zu tun haben? Ja, vielleicht, ich bin viel zu freundlich zu dir. Aber merk dir endlich: Wer anderswo leben will, tut dies, um vielleicht einfach gar nichts Bekanntes mehr wiederzufinden! Du hast noch einen Versuch! Aber bitte schonungsvoll!«

»Rita hat mir erzählt, da gebe es ein Buch, das ... Dein Großvater schlief gerade, deshalb erwähnte sie es vielleicht ... ein Kinderbuch – du musst es kennen! *Dieses Buch war der Grund, weshalb ...*« August sieht ihren Blick und zögert. »Großvater kannte den Autor!«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst«, sagt sie aufs Äußerste beunruhigt. »Weshalb was?«, stößt sie hervor.

»... er dich damals aufnahm ...«

Es beginnt sogleich, in ihren Ohren zu dröhnen.

»Sag, mal, wie kommst du dazu ...?«

»Du kennst es nicht?«

»Den Verfasser welches Kinderbuchs soll mein Großvater kennen? Du stocherst in den Leuten rum, als ob nichts dabei wäre! Bist du noch bei Trost! Diese Seite mag ich gar nicht an dir! Du bist viel zu erpicht! Wirf meinetwegen deine Kollegen ins Sägemehl, aber ... Ich bin sprachlos.«

»Ich fand es in der Stadtbibliothek von Burgdorf, 1950 erschienen – ich sage das nur, weil du auf solche Dinge wie das Erscheinungsjahr Wert legst.«

»Ihr Schwinger tut so freundlich, aber du kennst gar nichts, wenn du dir etwas in den Kopf gesetzt hast!«

Sie überlegt: *Nach einer gewissen Menge an schlechten Nachrichten schlägt die Erregung bei jeder weiteren bösen Überraschung nur noch leicht auf.* Stets schon fühlte sie sich hilflos, wenn von ihr die Rede war. Sie denkt es nicht zum ersten Mal: *Es gab Fotos – und mir wurde gesagt, das sei ich; es gab auch*

Bilder von mir vor einem Spiegel – bevor der Satz fiel, den ich verdrängte: Deine Mami kommt nicht mehr nach Hause. Sie vermochte August nicht zu unterbrechen, und wehrte sich gleichzeitig mit aller Kraft dagegen – selbst wieder jenes kleine Mädchen zu werden, von dem er sprach.

18 Emmental

So erfährt sie: Von Kurt Held, dem deutschen Emigranten, der 1941 in der Schweiz auf Grund einer Vorkriegsreise nach Jugoslawien *Die Rote Zora* schrieb, gab es noch ein ganz anderes Buch – über Kinder, die von den Eltern weggegeben wurden und als minderjährige Knechte und Mägde auf kleine Gutshöfe kamen – *verdingt* wurden, hieß das damals seit Jahrhunderten auf dem Land. Schon zur Zeit der Hexenverfolgungen – die Kinder der Verbrannten. Wie eine Ware. Nicht verkauft, schlimmer, wer sie nahm, bekam noch Geld.

»*Matthias und seine Freunde*«, so laute der Titel, sagt August. »Aber auch ein Mädchen gehörte dazu.«

»Ich schwöre dir, mein Großvater hat es mir nie gezeigt!«, sagt sie kaum hörbar.

»Schon gut«, beschwichtigt er, als er sieht, wie sich ihre Augen verengen – wie immer, wenn sie über Dinge nachdenken muss ohne das zu wollen.

»Was steht drin?«, fragt sie.

»Vielleicht wollte er dir keine Angst machen!«

»Wieso?« Es klang mutlos.

»Grundlos Schläge, zu wenig zu essen, keine warmen Kleider, ein Selbstmord eines ersten Verdingkinds – tot wird aus dem Teich jenes Bauern gefischt, der es schlecht behandelte – und trotzdem nochmal ein Verdingkind zugeteilt erhält. Doch da beschließen die jungen Dorfkinder, die alle bei ihren wirklichen Eltern leben, den Jungen, der neu zum selben Scheusal kommt, zu retten und verstecken ihn, bis sich, so endet die Geschichte, ein anderer, besserer Pflegeplatz für ihn findet, bei einer Buchbinderin, die vor kurzem ins Dorf zog und ihren eigenen Sohn durch Tod verloren hat. Es ist ein Kinderbuch! Der schuldige Bauer kriegt auch gegen seine eigene Frau keinen vernünftigen Satz raus und dreht stets gleich durch, wenn irgendwer nicht genau gleich hart arbeitet wie er. Er ist wahrscheinlich selbst ein Opfer ...«

August hält kurz inne, dann fährt er fort: »Ich sprach am Samstagsmarkt in Burgdorf mit einer Frau, bei der ich immer mein Gemüse und Äpfel kaufe. *Ob sie von Verdingkindern reden hörte, früher, fragte ich.* Da sagte sie mir, ihr eigener Vater sei als Kind verdingt worden – er lief weg, genau wie der Matthias in Helds Buch. Erst in der zweiten Familie traf er es gut. Die Marktfrau sagte, ohne die Sache zu verharmlosen müsse sie darauf hinweisen, im Emmental sei Gewalt überall, auch gegen eigene Kinder, sehr verbreitet gewesen.«

August sieht Anna lange an, dann rückt er mit dem Rest heraus: »So wie ich es verstanden habe, war zu deiner Zeit das System der Verdingkinder schon abgeschafft worden, aber vielleicht traute deine Mutter den Behörden nicht und wollte dir auf jeden Fall ein ähnliches Schicksal ersparen.«

Anna sagt nur, wie eine Hundeseele knurrend: »Worauf willst du hinaus? Meinst du, du wüsstest besser Bescheid als ich – über meinen Widerwillen?«

»Was für ein Widerwillen ...?« Er spricht nicht weiter.

Fast künstlich lacht sie auf, weil eine Erinnerung in ihr aufsteigt: »Ich weiß, wie Widerwillen aussieht, kürzlich trat es mir vor Augen, in der U-Bahn: eine Frau mittleren Alters hatte des Regens wegen ihren kleinen pudelähnlichen Hund, dessen perlenhelles Fell aber eher einem halbgerupften Huhn glich, mit einem Rückenschutz aus Plastik versehen und zog ihn an der Leine in den Wagen. In der Nähe der Metallstange, die vom Boden zur Decke verläuft und an der ich mich hielt, begann sich der Hund zu sträuben. Er wollte nicht noch weiter in den U-Bahn-Wagen hinein, der ihm, vielleicht der vielen Leute wegen, nicht geheuer war. Mit allen Vieren stemmte er sich gegen das gestraffte Halsband – seine vier Beine, die wie abgenagte Knochen aussahen, bewiesen noch immer eine beachtliche Kraft. Schräg streckte er sie vor! Den rückwärtigen Teil des Körpers hatte er abgesenkt und ließ sich den Hals langziehen, ohne der Frau nachzugeben. Sie schleifte ihn noch ein paar Zentimeter auf seinen Pfoten nach, dann lockerte sie die Leine und ließ ihm den Willen. Zufrieden blieb er, ohne sich zu rühren. Meinst du, dass mich in Berlin nichts an die überwundene Zeit der Kindheit erinnert? Meinst du, falls du gewinnen würdest am Eidgenössischen Schwingfest in Burgdorf und wenn du und dein Trainer, der dieses Land bekanntlich für das bestmögliche hält, mir feierlich versichern würden, dass Kinder und Waisen nichts mehr zu befürchten hätten, keine Prügel mehr erhielten wie meine Mutter noch in jungen Jahren, glaubst du, ich käme dann zurück ins Emmental? Nimmst du wirklich an, dass ich dir dafür dankbar sein muss, wenn du versuchst, mich seelisch festzunageln? Ich will nicht, verstehst du? Meine Mutter war süchtig, das weißt du nicht? Ich sag's dir. Aber sie versteckte diese Sucht immer gut genug, dass man mich ihr nicht wegnahm. Das war ihre größte Angst, und vielleicht ihre größte Leistung! Sie wollte wahrscheinlich nicht, dass meine Haut so zugerichtet würde wie die Ihre. Deshalb sah sie sich vor, und wenn sie fühlte, dass sie nicht mehr klar kam, brachte sie mich bei befreundeten Familien unter – holte mich wieder, wenn es ihr besser ging. Genügt dir das? Weißt du nun endlich genug?«

Sie nimmt sich Zeit zum Atmen.

Dann setzt sie die Schilderung fort: »Die Pausen wurden immer länger. Ich weiß nur, dass es, wenn sie mich wieder in eine neue Familie brachte, jeweils die immer gleichen Worte fand: *Mama geht's im Moment nicht so gut, sie kann sich nicht um dich kümmern, wie sie möchte.* Und das tat ihr mehr weh als mir – sie fand auch immer nette Personen. Ich wurde nie geschlagen. Erst später habe ich von ihrer Sucht erfahren. Vor meinen Augen hat sie nie was genommen. Und

am letzten Ort blieb ich schließlich. Weil eben keine Mutter mehr kam. Sie war einfach verschwunden – blieb weg, bis man ihre sterblichen Überreste fand. Ich sah sie nie wieder. Frag mich nicht, wie Großvater und seine Frau es hinbekamen, mich überhaupt behalten zu dürfen, denn sie waren ja schon viel zu alt. Ich habe niemals gefragt, warum sie es auf sich nahmen, sie haben mir das Geschenk gegeben, glauben zu dürfen, dies sei eine Selbstverständlichkeit.«

19 Stimmen

In der Bord-Bar eines Zuges neulich staune ich, wie viele Posen im öffentlichen Raum einnehmen kann, wer sich einem Hörbuch hingibt – stehend. Im vorliegenden Fall eine junge Frau. Jetzt steht sie auf einem Bein, das andere streckt sie unterhalb des Knies waagrecht gegen eine Leiste der Seitenwand. Ihre schönste Stellung: den Kopf vom Hals an gesenkt, bei geradem Rücken – die frisch gewaschenen, makellos gekämmten Haare fallen ihr über die Stirn. Sie scheint die Tischplatte zu durchdringen. So konzentriert könnte sie bei Musik nur sein, wenn sie selbst Musikerin wäre. Ab und zu ein Lächeln, das jeder Mensch gerne auf sich bezöge.

Wie um die junge Frau zu zeichnen, setze ich die Sätze auf Papier, sehr zurückhaltend, damit sie nichts bemerkt. Mein Begleiter blättert lustlos in einer Zeitung. Uns gegenüber klammert sich ein gutaussehender, aber etwas schüchtern wirkender Mann Ende zwanzig, Anfang dreißig mit Anzug und Ehering an einen dicken Bestseller, den er fast ausgelesen hat. Hofft er, damit durch zu sein, bevor er ankommt? In unendlicher Variation: Eine Geschichte ist eine Geschichte, wenn sie ein Ende findet und uns entlässt. Das ist das Spiel: sich gefangen nehmen, fesseln lassen – aber bitte nur auf Zeit! Wir brauchen nur die Augen zu heben oder auf Stopp zu drücken, um zu unterbrechen. Nichts geschieht ohne unser Einverständnis. Aber erst mit den letzten Worten stellt sich dieses Gefühl der Befriedigung ein, das uns in unserem Kopf an einem unsichtbaren Punkt neuen Raum verschafft. Ohne Reue dürfen wir Menschen verlassen, uns ihnen untreu verhalten, sie vergessen: Romanfiguren, mit denen wir tagelang lebten, denen wir ins Innerste schauten, sind wir nichts schuldig. Schon morgen betrügen wir sie mit neuen Figuren. Lesen ist auf legitimste Weise frivol.

20 Straße

Stunden sind vergangen. Andere waren zugestiegen. Sie verließen das Abteil, sitzen gerade beim ICE-Streuselkuchen- Er blickt sie schon die ganze Zeit an. »Du hast noch einen dritten Versuch«, sagt Anna.

So behutsam wie möglich beginnt August. »In der Nacht in Bern, als es mir nicht besonders ging und du mir die ersten Tanzschritte beibrachtest, hast du mir verboten, dich nach deinem Vater zu fragen. Warum?«

Wollte er, der Kampfsportler, sie endgültig niederwerfen?

Sie wehrt ab: »Du sollst sagen, was du denkst! So geht das Spiel: Was glaubst du über mich zu wissen!«

Er beginnt nochmals: »Du willst nicht von deinem Vater sprechen, weil er damals ...«

»Falsch, du brauchst gar nicht weiterzureden: Es gab ihn längst nicht mehr. Schluss. Ich will nicht darüber reden. Jetzt nicht.«

Über Lautsprecher erfolgt von einer weiblichen Zugbegleiterin die Durchsage – wenn eine Ärztin oder ein Arzt an Bord sei, bitte nach Wagen 6 zu kommen ...

Ganz langsam und tief schöpft nicht nur sie im Zugsrestaurant Luft. Die beklommenen Gesichter um sie beide herum lösen sich, als nach einigen Minuten dieselbe Stimme für die Mithilfe dankt, in Wagen 5 habe sich ein Arzt gefunden. Eine Stunde später macht der Zug einen außerplanmäßigen Halt ...

Nach Frankfurt am Main begeben sie sich zu zweit hintereinander gehend zurück zu ihren Plätzen. Ein Fahrbegleiter schiebt die Glastür wieder auf. Mit abgewandtem Blick leiert er: »Guten Tag. Personalwechsel, Fahrkarten bitte!« Noch immer hält er die Augen auf den Gang hinaus gerichtet, als wollte er den Fahrgästen im Sechserabteil mehr Zeit lassen. Er muss aus Erfahrung wissen, dass sein Erscheinen Unterhaltungen, Lektüre und Schlummer durch den ängstlichen Gedanken unterbricht – *was, wenn sich meine Fahrkarte nicht findet?* – und so gut wie nie Anlass zur Freude ist. Sie denkt: Es gibt Arbeit, die uns innerlich reicher macht, oder ärmer. In den Zügen richten sich Reisende wie in einem Wohnzimmer ein, schweben in der Musik wie in einer Blase, tauchen in ihr Miniatur-Kino ab, während der Zugswaggon sie wie eine Wiege schaukelt.

»Hallo«, sagt sie leise und reicht ihm die Fahrkarte. Wie von einem Stern geblendet sieht er sie an, mit wenn auch klagender, so doch wärmerer, persönlicher Tönung der Stimme: »Ich danke Ihnen für Ihr Lächeln. Nur mürrische und verschlossene Gesichter – kein Mensch grüßt zurück, Sie können durch jeden Wagen gehen. Bloß aggressive Klagen ... Ich habe die Menschheit dermaßen über!« Schon hat er alle Karten mit der Zange gestempelt – und weg ist er.

Im Abteil sehen sich alle verwundert an. »Ich bin jetzt ganz unsicher«, fragt Anna ihre Nachbarin, »habe ich jetzt gegrüßt oder nicht? Es ist mir nicht bewusst. War das bittere Ironie über mich? Sehe ich mürrisch aus?« August zuckt mit den Schultern.

»Auf alle Fälle dürfte er sich jetzt erleichtert fühlen«, sagt die Frau zu ihr.

Betroffen tritt sie beim nächsten Halt des Zuges auf den Gang und erblickt den Mann einen Wagen weiter draußen auf dem Bahnsteig. Unauffällig geht sie durch die Sitzreihen der Reisenden und warte in gebührendem Abstand vor der

offenen Tür – so als stünde sie zufällig da. Er gibt das Signal und steigt wieder zu. Hinter ihm verriegelt sich mit einem Ruck die Tür. Freundlich, aber doch auch etwas ängstlich spricht sie ihn an. »Ich wollte Ihnen nur sagen, Zufahren war noch nie so bequem, und Sie tragen dazu bei!«

»Sie können die Leute nicht zufrieden stellen!«, antwortet er. »Ich stehe kurz vor den Ferien: In den zwei Wochen werde ich mein Haus nicht verlassen, um keinen Menschen zu sehen!«

Sie versucht ihm klarzumachen, dass es sich vielleicht um ein Wahrnehmungsparadox handle: »Die Leute denken vielleicht, Sie als Zugbegleiter müssten sich tausendmal dieselben Grüße anhören und wären froh, wenn Sie davon verschont blieben.«

»Nein, die scheren sich nicht um uns, nur wenn sie sich beschweren wollen.«

»Unter den Kopfhörern sind sie wie unter einer Glocke, sie müssen wie aus einem Klangbassin auftauchen ...«, wiederholt sie.

»Nein, es wird zwar immer schlimmer, aber es war schon immer so. Seit über vierzig Jahren mache ich das!«

Sie hält dagegen: »Die Reisenden sind stundenlang still, sie verlernen es zu sprechen. Auch auf der Straße ergibt sich immer seltener ein Gespräch, bemerkte neulich eine Freundin zu mir. Aus Angst, zur Last zu fallen, benutzen wir das Telefon nur noch für schriftliche Kurzmeldungen. Früher war das noch eine Art Drohung: ›Oder muss ich dir das schriftlich geben?‹ Heute gehört es zum Takt. Es gibt eine neue Scheu vor dem gesprochenen Wort. Leib und Haut werden überall zur Schau gestellt. Das neue Intime ist die Stimme.« Entschuldigend setzt sie hinzu, dass sie gerade darüber etwas schreibe ... – »Schreiben Sie!«, sagte er entschlossen.

»Aber was ich nicht verstand«, hakt sie nach: »Hatte ich Sie denn begrüßt vorhin?« – »Sie ja!«, antwortet er.

Beruhigt kehrt sie in den Wagen zurück, bleibt aber noch eine ganze Weile allein im Gang stehen, die Arme gegen das Fenster gelehnt und starrt nach draußen, dann erst setzt sie sich wieder, stumm. Nach Freiburg im Breisgau sind sie und August wieder allein im Abteil.

Auf einmal beginnt sie zu sprechen: »Wir waren eine Familie wie andere auch, erzählte mir meine Mutter. Sie hatte einen Beruf, und mein Vater ebenfalls. Ich trug einen rosafarbenen Pullover, es war an einem ersten schönen Märztag. Wie alt ich war weiß ich nicht, ich konnte eben gerade laufen und rannte ohne Sinn und Vernunft auf meinen kleinen Beinen, die noch gar nicht gewohnt waren, mich zu tragen, aus der ruhigen Wohnstraße gegen die stark befahrene Hauptverkehrsachse – wie im Spiel: hasch mich! Vater hatte gerade nicht aufgepasst, abgelenkt von meiner Mutter, die er liebte, und vielleicht wollte ich auch gemeinerweise die Aufmerksamkeit auf mich lenken, weil sie sich umarmten. Da erst setzte mein Vater mir erschrocken nach – meine Mutter schrie, und er riss mich gerade noch von der Straße zurück, wurde dabei aber

selbst, weil er kippte, von einem Wochenendfahrer, der, von der Sonne geblendet, gerade mit seiner Frau stritt, da sie den Wagen Montag bis Freitag zur Arbeit brauchte, aber nie in die Autowaschanlage brachte, weshalb die Scheibe schmutzig war, voll erfasst. Er verstarb noch auf der Unfallstelle. Ich habe keine Erinnerung daran. Es wurde mir so beschrieben. Seither nehme ich wohl an, kein besonderes Anrecht auf glückliche Liebe zu haben und fasse Trennungen stoisch so auf, als sei dies eben mein Los.«

»Und meinst du, dass deine Mutter ...«

»Bei Drogen gibt es nie ein deswegen. Es ist immer ein Fehler, für den du niemanden anderen verantwortlich machen kannst. Sie überspielte die Depressionen. Gab mir dafür nie die Schuld.«

21 Wand

Musste mich erholen. War am Ende der Welt. Berge erwecken diesen Eindruck, genauer genommen: der Blick hinter diese Berge. Wenn dahinter liegende Gletscher nur wieder zu noch ferneren Bergketten führen, entsteht der Eindruck einer Wüste. Nur unter Vorsichtsmaßnahmen zugänglich. Ein offener Schlund. Gefroren, erstarrt. Je dünner die Luft, umso kürzer die Gedanken. Wie mit Kreide an den blauen Himmel gekritzelt, scheinen die Eisspitzen von weitem. An manchen Tagen ist die Zeichnung so fein, dass der erste Blick eher an eine Wolkenillusion glauben lässt. Nur da ein weißer Strich und unverbunden dort ein anderer. Die Schattenhänge sind im Blauton vom Firmament nicht zu unterscheiden. Schön, denken Sie! Grässlich, wenn Sie ganz nahe dran sind. Eine Freundin von mir wohnt in Mürren. Gut, sie sieht, wenn sie den Kopf hebt, Eiger, Mönch, Jungfrau, Gletscherhorn, Ebnefluh, die ganze Berner Versammlung. Aber direkt vor der Nase, von ihrem Fenster aus, blickt sie den ganzen Tag gegen eine vielleicht tausend Meter abfallende Felswand, direkt auf der anderen Seite des tiefen Tals: den ›Schwarzen Mönch‹. Wie ein vorstehender Bauch! (Sagt meine Freundin.) Ich würde das nicht aushalten, trotz des Panoramas an Bilderbuchtagen. Von morgens bis abends mit dem Auge gegen etwas anzustoßen, an dem du dich aus eigener Kraft nirgends festhalten könntest. Material für Albträume. Eine Wand vor dem Kopf, und unter dir nur der Abgrund.

Ich wollte also diese Freundin besuchen. Rufe von unterwegs an. Sie liege mit Fieber im Bett. Wäre mir egal, aber sie fühlt sich zu schwach, mich zu sehen. Fahre trotzdem hoch nach Mürren. Kraxle in der Gegend herum. Ich hatte den ›Schwarzen Mönch‹ dunkel und regennass in Erinnerung, war überzeugt, er würde mich seelisch gehörig herabziehen.

Warum brauchen wir Ermüdendes, suchen die scheinbar sinnlose Anstrengung? Warum peinigen wir uns an freien Wochenenden? Um danach

unseren Alltag wieder zu lieben? Weil ins eigene beschützende Bett zu kriechen doch alles ist, was wir uns danach noch ersehnen?

An dem Tag aber war der ›Schwarze Mönch‹ hell beschienen, und die Einschnitte und Kerben der Felswand glichen an einigen Stellen verwitterten Graffiti. »Ich bin froh, hier zu wohnen«, hatte die Freundin am Telefon noch gesagt. Sie kann nicht genug davon bekommen – und steht mit ihrer Auffassung scheinbar nicht allein. Japanische, indische und chinesische Touristen kommen mir entgegen. Sie beleben den zu dieser Jahreszeit stillen Ort. Ich lasse mich am Ende auf eine Bank fallen, esse etwas, um den Magen zu polstern und nehme ein Aspirin. Ich wollte mich erholen. Wovon, tut im Augenblick nichts zur Sache. Warum reagiert mein Kopf empfindlich auf Berge? Warum wollte ich ausgerechnet den ›Schwarzen Mönch‹ wiedersehen?

*»bei uns im emmental
in jedem krähwinkel
singen wir
nirgends geht's so
schön und lustig zu
schön und lustig
schön und lustig
nirgends so
schön und lustig
schön und lustig
wie bei uns
im emmental
singen wir
da gibt es nichts zu lachen.«*

Ernst Eggimann, in:

Roger Perret, *Moderne Poesie in der Schweiz*,
S. 226 [aus dem Berndeutschen übersetzt]

Teil III

1 Sommerspiele

Auf der Pressetribüne ist für sie ein Platz reserviert. Das Bild des ursprünglichen Geländes steht ihr noch lebendig vor Augen. Der Redaktion hat sie eine Reportage vorgeschlagen. Noch während Fahrt von Berlin ins Emmental überarbeitet sie den Vorbericht. Sie ist sich über die Wirkung unsicher.

Außerdem kann sie nicht verstehen, weshalb August sie ohne Nachricht lässt. Noch von Berlin aus hatte sie ihn gebeten, etwas für sie herauszufinden: worauf es beruhe, dass das Emmental erheblich mehr Sonnenscheintage aufweist als beispielsweise Zürich, wo, sobald es kälter wird, vielfach trüber Nebel hängt. Sie denkt: Will er mich mit der Antwort überraschen? Befürchtungen kommen wieder hoch. Was hat er vor? In weniger als 24 Stunden würde das Schwingfest beginnen.

Sie war in den Tagen zuvor oft am Wannsee schwimmen und hatte im Sand der Havel genügend Stoff für ihre Kolumne gefunden. Niemand zwang sie, sich ihrem persönlichen Folklorekomplex zu stellen. Aber gibt es je ganz eigene Entscheide?

Da das »Eidgenössische«, wie es kurz und erwartungsvoll genannt wird, zugleich ein Älplerfest ist und eben nur alle drei Jahre an wechselnden Standorten stattfindet, gilt es nicht nur als Stelldichein der ländlichen Bevölkerung. Auch Parteigewaltige, marktmächtige Firmen und sämtliche Medien, Neugierige aus allen übrigen gesellschaftlicher Kreisen und Schichten

drängen hin, als wäre es die ursprüngliche Alpenolympiade. Einfachheit der Formen und scheinbar ein für allemal Festgelegtes sorgen für hohen Wiedererkennungswert. Rituell gereinigt und geheiligt, fast wie ein Weiheakt zelebriert, zieht das rohe Spiel um das scheinbar ewig Echte – Mut, Tugend und Kraft – schon wochenlang vorher alle in seinen Bann. Da scheint es unerheblich, ob das Fest der Komplexität des Alltags gerecht wird. Denn es steht für die seltene Ausnahme: Die Zeit bleibt still – für drei Tage widersteht sie dem Tempo des übrigen Lebens. Ein Folklore-Taumel. Sich die gegenseitige Zugehörigkeit zu versichern hat aber immer auch etwas Ausschließendes: Welche Bedingungen müssten erfüllt sein, dass sich nationale Traditionspflege und Fahnseligkeit unterscheidet vom rechtsnationalen Machtanspruch, der, indem er das Eigene erhöht, alles andere herabsetzt? Ein überraschender Befund wäre, wenn das Gefühl der Sicherheit in Vereinen und die Verbundenheit in den eigenen Traditionen – so seltsam diese im Einzelnen auch anmuten mögen wie im Fall von Trachten, Jodelgesang und Alphornwehmut usw. – am Ende toleranter und weltoffener machen würde als gänzliche Traditionsverlorenheit. Erblickte der französische Soziologe Émile Durkheim nicht einst die Gefahr der modernen Gesellschaft in der inneren Regellosigkeit, die er Anomie nannte?

Sie holt bei Rita den Schlüssel und legt sich gleich hin. Auf die Frage nach Großvater erhielt sie ein beruhigendes Nicken. »Schlaf ist derzeit sein bester Freund.«

Das Morgenlicht Ende August in Burgdorf hat bereits etwas herbstlich Müdes. Die Farben, gedämpft durch einen leichten Dunstschleier, sind zwar noch voll, haben aber alles Stechende und Grelle des Hochsommers verloren. Mag der Himmel auch unverstellt blau sein, die Sonne steht nicht mehr hoch genug, um die Feuchtigkeit der Nacht sogleich aufzunehmen. Ein warmer Glanz erfüllt die Luft. Sie lässt im leichten Wind zwar noch die Blätter an den Bäumen flirren, die verlieren aber bereits ihr saftiges Grün, wirken bleicher, trockener.

Vor dem Postgebäude fordern Schülerinnen und Schüler sie und andere auf, die Weichen für eine Energieregion Emmental zu stellen: *Haben Sie Ihr Solarpotential schon aufgenommen? Sie möge sich doch bitte fragen: Gibt es Dinge, die ich nicht benötige, die ich aber trotzdem kaufe? Wer fabriziert eigentlich die vielen Bedürfnisse, die durch den ständig wachsenden Konsum gestillt werden sollen? ... Ob Sie nicht auch denke: Würden weltweit alle Menschen so leben, wie wir ... wäre die Biokapazität von drei Erden notwendig.*

An dem Nachmittag wird es tatsächlich heiß. Ein festlicher Umzug an diesem Bilderbuchtag bildet den Auftakt. Er endet zur Erleichterung aller bei den riesigen Zelt-Wirtschaften. Rechtsradikale machten sich keine bemerkbar. Sie geht mit einem Trupp Fotografinnen und Fotografen voran, umgeht nun die

Menge und sucht den Ausgang zum Pressesektor der Tribüne, will einen Blick ins leere Stadion werfen.

Eben als sie die enge Gerüsttreppe hoch will, wird sie von einer jungen Frau begrüßt, die herunterkommt – sie trägt die Presse-Akkreditierung an einem langen Bündel um den Hals und hat einen amerikanischen Akzent:

»Oben ist noch nichts zu sehen, außer die sieben Sägemehlkampfplätze – oder, Dativ? – den sieben Sägemehlkampfplätzen, ist das ein schwieriges Wort! Ich bin Carol.«

Sie bleiben stehen und tauschen sich aus. »Ich schreibe an einer Studie über Stilisierung der Geschlechterrollen bei europäischen Volksfesten – reise im Moment von Land zu Land«, sagt Carol.

Vorbegehende starren auf ihre Hautfarbe und die stark trainierten Oberarme. Carol spürt, dass die Blicke auch Anna auffallen, und sagt: »Weißt du, ich bin mir das langsam gewöhnt – nette oder furchtsame, freundliche und weniger freundliche Gesichter, ein Lächeln oder keines. Prominente müssen sich auch so vorkommen. Aber wünschbar wäre, Leute wie ich wären an Orten wie diesen und in der Arena drin nichts Ungewöhnliches, und es wäre, um einen Vergleich zu ziehen, so wie wenn du bei einer Einladung bedenkenlos sagen kannst: ›Danke, für mich keinen Alkohol!‹ – und niemand guckt dich aufdringlich an, um auf deinem Gesicht abzulesen, ob du Gastritis hast, einmal schwer abhängig warst oder aus religiösen oder anderen möglichen Gründen vorziehst, nüchtern zu bleiben. Mit anderen Worten: dass es in meinem Fall einfach unerheblich ist, ob ich aus New York, New Orleans, London, Paris, Rom, Zürich oder Genf komme, Diplomatin, Sängerin, Sportidol, Model oder gerade dem Mittelmeer entronnen bin. Niemand sollte ein Schild um den Hals tragen müssen, auf dem steht, warum er oder sie hier sein darf. Oder sind Schwingfeste ein besonderes Sperrgebiet?«

Übergangslos fragt Carol, ob Anna sie nicht begleiten wolle: »Sieh, es treffen immer weitere Umzugswagen ein.« Eine Blaskapelle ist zu hören.

Anna lässt sich gerne umstimmen. Zwischen Buden und Zelten führt die Landstraße hoch. Unentwegt hält sie aber Ausschau nach August.

Carol fragt: »Einer, der morgen am Wettkampf teilnimmt?«

»August Vomwinkel, ich finde ihn nicht. Auch im Zug der Schwinger hatte er gefehlt.«

Anna erzählt von ihrem Projekt.

Carol erklärt, sie bereite an der Universität eine Übung vor, die in eine ähnliche Richtung gehe: »Zur Unbewusstheit politischer Phantasien lautet der Titel«

»Phantasien?«

»Von versunkenen Welten – wer in der Politik stark ideologisch urteilt, wünscht sich ohne es immer selbst zu merken in eine bestimmte Zeit ferne zurück«, erklärt Carol. Sie lacht. »Mich mit diesen Themen als Journalistin akkreditieren zu lassen war nicht ganz einfach.«

Auf der Rückseite der großen Tribüne leuchtet eine Public-Viewing-Leinwand. In der Menge bei den Getränkezelten erblickt Anna die Stadtpräsidentin, mit der sie näher bekannt ist, und führt Carol zu ihr. »Vor Antritt des politischen Amtes betrieb sie die größte Buchhandlung hier.« Etwas leiser setzt Anna hinzu: »Sie ist Mitbegründerin des Netzwerks *Courage* gegen rechtsextreme Gewalt und selbstverständlich verteidigt sie und ihre Partei die feministischen Grundforderungen zur Gleichstellung – aber heute trägt sie eine schwarz-weiße Burgdorfer Tracht.«

Während Carol mit ihrem Aufnahmegerät das Interview führt, wendet Anna selbst sich um und blickt einem traditionellen Leiterwagen nach, auf dem riesige Käselaike quergestellt liegen. Stroh polstert sie gegeneinander ab. Dahinter trudelt eine Geißenherde ein. Heiterkeit brandet auf, weil ein braune Ziege ausreißt und den Weg zurückeilt – der halbwüchsige Hirtenjunge rennt ihr hinterher. Einer mit Schaufel beförderte alles, was die Tiere auf dem Asphalt als Dung liegenlassen, auf ein nachrückendes motorisiertes Gefährt.

Es folgt eine Kompanie der längst ausgemusterten Fahrradtruppe in alten Uniformen. Einem wallt unter tief sitzendem Helm der weiße Bart auf die Brust. Carol stößt wieder zu ihr. Musikvereine lösen sich ab. Eine Artillerieformation mit Uniformen des vorvergangenen Jahrhunderts marschiert ein. Ausgemusterte Kavallerie folgt.

»Pferde hatten in keinem Krieg zu lachen«, ruft Carol ihr zu. Es wird laut. Hinter dem Wagen des Emmentaler Eishockeyspitzen-teams aus Langnau naht eine *Treichler*-Gruppe – Männer mit umgehängten schweren schwarzen Kuhglocken, die sie in monotonem, dunklen Maschinenrhythmus vor dem Bauch hin- und her wuchten. Hinter ihnen tippeln Maulesel heran, erkennbar nur an den langen Ohren, sonst könnten sie als klein geratene Pferde durchgehen. Ein bis oben hin mit Reiffässern beladener Bierwagen wird von sechs blondmähnigen, unheimlich robust gebauten Pferden gezogen – belgischen, wie sie von Nebstehenden hört, mit schweren, breiten Hufen.

Wild durcheinander setzen weitere Themenwagen die Parade fort. Zusammengeschweißte Elektrofahrräder sind vor einen Anhänger mit dem Wahlspruch *Emmental – auf zum Echten* gespannt: darauf eine Aussichtsbank, gelbe Wander-Wegweiser, Milchkanne und sitzend ein Mädchen, das Akkordeon spielt, die Füße auf grünem Kunstrasen.

Einem ächzenden Heufuder, das von zwei Kühen gezogen wird, folgt der Jagd- und Wildschutzverein mit je einem ausgestopften Reh, Fuchs und Raben sowie Wald- und Holzarbeitern mit sieben flachliegenden riesigen Stämmen. Zwischen die Wagen geschoben spazieren außerdem vorbei: eine Schar südamerikanischer Alpacas; das turnusgemäß wechselnde Haupt der Schweizer Regierung, im laufenden Jahr gerade ein Mann; ein Wildheuer mit einer Riesenladung Heu auf dem Rücken; eine Gruppe Wasserbüffel; und ein Trupp Berner Sennenhunde. Den Zug beschließt eine Feuerwehrspritze aus dem Jahr 1880 mit Wipp-Pumpe. An einer Stange hängt die alte Sturmlaterne.

Carol scherzt: »Geschichte ist, was du von ihr zeigen kannst.«

2 Plan

Bei aller Skepsis, die es ratsam erscheinen lässt, ein Urteil so lange wie möglich in der Schwebe zu halten, trug sich die Sache nach Annas späteren Wissensstand so zu:

August Vomwinkel verpflichtete sich, keines der Trainings mehr zu verpassen. Dem Verbandstrainer in Langnau im Emmental gegenüber beteuerte er, seine Erkundigungen in Zürich betrachte er als Teil seiner Weiterbildung in Betriebswirtschaftslehre, und die sei fast abgeschlossen. Nur eine Sache bleibe irgendwann noch zu tun.

»Wann wird das sein?«, fragte der Trainer.

Das könne er nicht sagen, erklärte August.

»Und um was es sich handelt wohl auch nicht?«

August deutete nur auf die Statistik der Schattenfinanzwirtschaft in einem Buch über Rohstoffhandel und Steuergerechtigkeit, das er ständig unter dem Arm trug. Es steckte voller farbiger Klebe-Lesezeichen: »Wenn weltweite Geschäfte ihren Weg über die Schweiz nehmen, sind die Gründe dafür nicht immer durchsichtig«, kommentierte er den Platz des Landes zuoberst auf der Schandliste.

Bei den letzten internen Ausscheidungen maß August sich mit den Besten und behielt klar seinen Platz in der Mannschaft. Beim letzten Training verabschiedete er sich nur etwas eiliger als sonst und verließ die Schwinghalle in Langnau, indem er sich noch einmal nach dem leuchtenden roten Namenszug und der auffälligen Sponsorentafel neben dem Eingang umdrehte. Es war ein helles, holverkleidetes, eckige neues Gebäude mit einem Unterbau aus grauem Backstein, nur durch eine schmale Straße und Uferbäume von der Emme getrennt, zwischen Fußballplatz und Freibad. Ohne noch etwas mit den anderen trinken zu gehen begab er sich an zwei Staustufen der Emme vorbei und hernach über die Brücke zum Bahnhof.

Im Grunde hatte er es schon fast aufgegeben, in Zürich den Helden spielen zu wollen – umso mehr, als sich das kleine Büro der Rohstofffirma in einem gut bewachten Bürogebäude in der Nähe der Oper befand und die Beobachtungsversuche ihn bislang nicht weiter brachten.

Als August an jenem Abend von Langnau her kommend im Bahnhof Bern aber die Treppe hinauf zur Passerelle nahm und dort beim hinteren Ausgang des Bahnhofs in Bern einen guten Freund aus dem Schwimmklub traf, trat eine Veränderung bei ihm ein.

Er musste zweimal hinschauen, ehe er diesen Freund überhaupt wiedererkannte: Mit riesiger dunkler Sonnenbrille schob er ein Rennrad neben sich, trug Helm, eine beinlange schwarze Wettkampfhose und ein weinrotes

beschriftetes Trikot. Anders als August hatte der vom reinen Schwimmen zum Triathlon gewechselt und verdiente sich sein Geld nebenbei als Fahrradkurier. Das Logo der Firma prangte auf der Brust.

Da bildete sich in August ein verhängnisvoller Gedanke. Anna gegenüber hatte er, was die bewusste Geschichte in Zürich betraf, zwar nie abgeschworen, was sie, um ihn nicht zu demütigen, auch nicht verlangen durfte. (Anna fand, deutlich genug gewesen zu sein.) Doch August hätte wohl nichts Konkretes mehr unternommen. Es ging ihm nicht anders als den meisten Menschen, die, wenn sie nicht mehr weiter wissen, durch pure Abnutzung und Gewöhnung allmählich auf den Pfad des Verzichts gelangen, allein weil kein Weg zur Verwirklichung ihrer brennendsten Wünsche offen steht. Wie ein Feuer, dem die Nahrung fehlt, wäre auch bei August die Glut erloschen und die Angelegenheit für ihn keine Überlegung mehr wert gewesen.

Nun aber schossen die Flammen in die Höhe. »Ich habe da eine Idee«, sagte er und zog den Freund beiseite. Deshalb reagierte er auch so gehemmt, als er plötzlich Vreni im Rücken des Freundes auftauchen sah.

Er bat den Kollegen zu warten, doch nach wenigen Worten und einer verlegenen Umarmung sagte er ihr nur: »Dann sehen wir uns morgen Nachmittag auf dem Festplatz? Wir werden uns sicher nicht verpassen.«

Vreni sah noch, wie der andere ihm die Schaltung am Fahrrad erklärte, und sie fragte sich noch, wozu wohl.

August nannte jenem Freund nicht alle seine Gründe, aber erwähnte jene Regel, die Großvater hervorgehoben hatte, und deren Befolgung bei einem Auftrag hinter den Linien unverzichtbar sei: es niemals erkennen lassen, wenn du merkst, dass du beobachtet und verfolgt wirst.

Mit dem dunkelroten Renntrikot und der Aufschrift *Velokurier Bern* verlässt er am folgenden entscheidenden Tag kurz nach elf Uhr morgens die Toilette im Bahnhof Zürich, zupft am Saum der hochgerutschten Hose, schnallt den Fahrradhelm fest und besteigt, das Rad neben sich, die S-Bahn zum Bahnhof Stadelhofen. Von da wäre er in zwei Minuten an der Zieladresse. Für die Rückfahrt hätte er ebenso lange und würde es spielend schaffen, zu Beginn des Schwingfest-Umzugs wieder in Burgdorf zu sein. Seine eigenen Kleider stecken in einem Sportsack, den er auf dem Rücken trägt. Einzig das Funkgerät hat ihm sein Freund nicht ausleihen wollen, die Tarnung erweist sich unter diesem Blickpunkt als nicht optimal. Stattdessen hängt er sich die Freisprechvorrichtung seines Telefons um den Hals und steckt das Telefon an der Hose fest.

Den von Calatrava erbauten Stadelhofer Bahnhof mit den wie geknetet wirkenden Betonformen lässt er hinter sich, fädelt sich in den zu dieser Uhrzeit nicht sonderlich dichten Verkehr ein, rollt die zweispurige, gegenverkehrsfreie Falkenstraße hinunter, lehnt hinter der Oper elegant in die Kurve nach links. Er hebt den Hintern vom Sattel, noch ein kurzer wiegender Antritt und wenige Sekunden später ist er am Ziel. Er legt das Schloss ein, zieht den vorbereiteten

Eilbrief für die Firma aus der Tasche, schiebt diese wieder auf den Rücken und zögert ... Ohne einzutreten, aber mit auffälligem Blick in die Halle – deren Glastür sich automatisch öffnet –, geht er am Eingang vorbei. Dann erst überwindet er sich und tritt an das Pult der Information.

Was er noch nicht wissen, aber von Anfang an nicht ausschließen kann: Seit den vorangegangenen Erkundungen ist sein Gesicht im Haus bekannt.

Noch bevor er eintritt, wird er telefonisch angekündigt: »Da ist unser Mann wieder – nicht zur gewohnten Stunde ... und in anderer Aufmachung.«

August nennt die Firma – eine unter vielen im Gebäude.

Der Mann teilt ihm das Stockwerk mit und meint: »Sie dürfen den Brief aber auch hierlassen.«

»Nein, er ist persönlich zu übergeben.«

»Bitte!«

August wartet vor der Tür des Aufzugs.

Eben als ein sanftes Klingeln anzeigt, dass sich der Liftzugang gleich öffnen wird, hört er ein surrendes, einachsiges Fahrgerät vom Gehsteig her durch den Eingang kommen, das, den Streitwagen im alten Rom nachempfunden, sich auf rätselhafte Weise selbst ausbalanciert, wo doch zu erwarten wäre, dass der auf der tiefen, schmalen Plattform stehende, leicht nach vorn gebeugte Mann mit Sonnenbrille und im dünnen offenen Mantel gleich der Länge nach umkippen müsste. August will ihm den Vortritt lassen. Der Mann lehnt ab und kurvt hinter ihm in die freie Ecke der Kabine. Langsam schweben sie nach oben. August spürt, dass er gemustert wird. Er tut so, als würde er die Schilder der auf die Stockwerke verteilten Unternehmen lesen. Aus dem Augenwinkel heraus nimmt er wahr, wie der Mann auf dem Gefährt am lose herabhängenden Arm nun eine flache Kamera gegen ihn richtet. Er begreift, dass die Person hinter ihm her ist, überspielt aber seine Gefühle.

Auf der gewählten Etage steigt er aus und wendet nicht den Kopf, obwohl er vernimmt, dass sich die Aufzugstür nicht zuschließt und der andere in der Lichtschranke stehen geblieben sein muss.

August betritt das Büro der Firma. Das erfüllt ihn mit Jubelstimmung, denn bis dahin kam er nicht weiter als zur gläsernen Tür. Es gibt keine Empfangstheke, nur mit Papieren und Rechnern bedeckte einfache Schreibtische. Zwei Männer blicken ihn argwöhnisch an.

»Eine Städte-Eil-Sendung von Bern, ich brauche eine Unterschrift«, sagt er, ohne den Helm abzunehmen. Er tut so, als tippte er etwas in sein Mobiltelefon und zückt das Klarsicht-Mäppchen mit dem Begleitpapier.

Der eine steht auf, blickt, während er signiert, hochmütig an August vorbei zur Glastür, hinter welcher der Mann im Mantel ohne sich zu verstecken die Szene mitschneidet. – »Bitte schön. Wär's das?« Es ist der Schweizer, der Banker, das weiß August nun. Ein Firmentelefon klingelt. Der andere, hörbar der Amerikaner, nimmt ab.

August steckt das Papier und das Mäppchen nicht ein, sondern behält alles in der Hand. Seine Augen streifen nervös über die Tische. Es gibt nichts, das wie ein Beweis aussieht. »Ich soll auf Antwort warten«, sagt er. Steht wie angewurzelt. Er beobachtet und weiß sich beobachtet.

Der andere reißt ärgerlich den Brief auf. Er erweist sich als leer. Höhnisch zeigt dieser Schweizer den leeren Umschlag her, dann fixiert er August und sagt:

»Auch ein Absender fehlt. Wo haben Sie den her? Es muss doch eine Adresse geben?« Er kehrt sich eine Sekunde lang zu seinem Partner, dem Ölexperten, um, der noch immer telefoniert.

August mimt Verblüffung. »Den brachte wer in die Zentrale. Ich sah nicht, um wen es sich dabei handelt. Das kommt vor.«

»War wohl gerade kein Spiegel in der Nähe?«, bellt der Mann höhnisch. »Ja, ja, am frühen Morgen beim Rasieren so tun, als erkennen wir uns nicht, nach einer langen Nacht – aber jetzt ist gleich Mittag! Für wie blöd dürfen wir unsere Mitmenschen halten, ohne selbst als idiotisch dazustehen?«

August nimmt ungerührt sein Mobiltelefon hoch und tut so, als unterhielte er sich mit der Zentrale. »Da ist nichts drin, was soll ich tun?«, schauspielert er, halb abgewandt. »Ja, die Unterschrift habe ich. OK.«

Der Mann, der vor August steht, wendet sich nochmals grinsend zum anderen um: »Frag du ihn, wo er sein Funkgerät gelassen hat! Und für was er uns noch alles auftischt! Wie viel verlangen Sie für einen Auftritt als Geburtstagsclown?«

Der zweite Mann unterbricht sein Gespräch, hält die Hand auf die Sprechmuschel. Wortlos sieht er zu dem vor seinem Kopf hin und her geschwenkten inhaltlosen Beweisstück hoch.

Schon während des fingierten Anrufs ließ August, so als stützte er sich ab, seine linke Hand mit dem Mäppchen auf einen kleinen Stapel Blätter sinken. Da stehen Zahlen. Nun krallt er nach ihnen. Es ist ihm egal, ob die Kamera in seinem Rücken das sieht oder aber sein Körper das verdeckt, was er, indem er die Hand hochzieht, unter der Klarsichtmappe mitlaufen lässt.

»Wer macht hier wem was vor«, bellt der Sprecher der Firma. »Ich kann mir einfach nicht helfen, aber für mich sind Sie nicht echt. Können Sie überhaupt radfahren oder haben Sie nur Hose und Trikot? Was ist? Ich sage Ihnen das Platsch ins Gesicht, und Sie verziehen nicht eine Miene! Wer sind Sie? Können Sie sich ausweisen?« Nochmals wendet er den Kopf zu seinem Geschäftspartner und spottet: »Du musst sehen, nun kommt der Moment, wo er uns flehentlich bittet, sich verabschieden zu dürfen!«

August nimmt die Gelegenheit wahr, geht zur Tür, dreht nochmals seinen Oberkörper und sagt: »Wenn das so ist, kann ich auch nichts ändern, dann geh' ich eben mal wieder. Soll ich den Briefumschlag als Beweisstück mitnehmen?«

»Nein, den behalten wir gerne selbst!« Der Mann setzt ein breites, geringschätziges Lächeln auf.

»Auf Wiedersehen.«

»Bitte nicht, tun Sie uns den Gefallen!«

Schon ist August draußen, ohne den dritten Mann, der sich mit seinem Gefährt hinter einer Säule versteckt hat, weiter zu beachten. August nimmt den Lift – erreicht die Straße.

Oben werden jetzt erst die Zahlenaufstellungen vermisst, die August, um Zeit zu sparen, aufgerollt hinten in seine enge Hose schiebt. Ein paar Zentimeter ragt die Papierrolle heraus. Es dauert viel zu lange, bis das Schloss des Rennrades offen ist. Er steigt auf, ist schon auf der Straße, als er den lauten Ruf des Mannes mit dem Mantel und dem fahrbaren elektrischen Untersatz hört.

3 Muskelkultur

Sie lädt Carol zu einem Getränk mit Sandwich ein. An einem Tisch mit langen Holzbänken finden sie beide einen Schattenplatz. Carol erzählt, was sie schon alles herausfand:

»Wer im Mittelalter fechten lernte, übte sich auch immer im Ringen, mit allen Griffen und Kniffen – für den Fall nämlich, dass der Kampf ohne Waffen weiterging, denn Schwerter und Spieße konnten leicht zerbrechen. Auch schwere Steine hochzuwuchten – heißt es *wuchten?* – und weit weg zu stoßen war ursprünglich ein kriegerischer Akt. Wer davon getroffen wird, steht so schnell nicht mehr auf! Keine sehr edle Kampfform!«

Anna sagt: »Kümmerst du dich um sämtliche Aspekte?«

»Muss ich wohl«, antwortet Carol. »Es gibt die Vermutung, dass das Schwingen sich erst vom Ringkampf löste, als dieser von den Obrigkeiten verboten wurde, weil er häufig zu blutigem Streit führte. Schwingen galt von da an als eine etwas geregeltere Form des Messens von Kräften – die Personen traten in den Kleidern an, nicht wie vorher mit nacktem Oberkörper. Untersagt war zwar bald auch das Schwingen, aber in ländlichen Gegenden wie dem Emmental oder an den Seen im Berner Oberland, etwa in Brienz, war das Verbot auf die Länge nicht durchzusetzen.«

»Ich war in Brienz«, sagt Anna, etwas abgelenkt, denn plötzlich glaubte sie in einiger Entfernung Vreni zu erkennen – wollte schon aufspringen, aber im nächsten Augenblick war die Gestalt wieder verschwunden.

Sie liebe den Brienzersee, schwärmt Carol und fährt fort: »Dieser Theorie zufolge überlebte das früher überall verbreitete Schwingen und Steinestoßen nur deshalb, weil die Sennen auf den Alpen nicht zu kontrollieren waren und sich aus Langeweile – da die jungen Frauen weit weg unten im Tal blieben – so die Zeit vertrieben. Bei diesen Kampfübungen lernten sie voneinander Griffe und Gegenriffe. Auf gewöhnlichem Gras. Nur die Steine wurden zuvor entfernt. Das waren *Äplerspiele*.«

Anna sagt: »Carol, ich wüsste jemanden für dich. Der hat eine kleine Käsegeschichte geschrieben, noch ungedruckt. Er argumentiert ganz ähnlich wie du: Unverheiratete gingen auf die Alp, um stark zu werden, denn die Arbeit mit

den Rindern und Kühen war hart. Sie hatten nicht immer edle Motive – manche wollten bezahlte Krieger werden, in den Söldnertruppen, welche die Alte Schweiz den Großmächten lieferte. Vielleicht hat er dir weitere Belege.«

»Gern«, sagt Carol, »denn es liegt manches im Dunkeln. Feststeht: Etliche waren damals Aufrührer, beinahe frühe Anarchisten! Sie leisteten Ungehorsam! Sie widerstanden den Ratsherren in den Städten, der sogenannten Gnädigen Obrigkeit, die sehr ungnädig sein konnte, aber auch Aufstände fürchtete.«

Der Maler Egger geht an ihnen vorüber, hört amüsiert Carols letzte Worte, grüßt Anna und setzt sich mit einem Bier an ihren Tisch. Er trägt Hut und hat weiße Dreitagebartstoppeln. Wenn er aus dem Atelier kommt, ist er ganz gelöst. Es erheitert ihn zu erfahren, dass eine junge Amerikanerin hier Feldforschung betreibt.

»Über das Schwingfest, tatsächlich? Kennen Sie den Schriftsteller Klaus Merz?«, fragt Egger. Wir sind befreundet, von ihm gibt es eine kurze Erzählung, eine Art Traum über ein Alp-Fest: Plötzlich wird sein Namen aufgerufen, und er wird wie ein Verurteilter mit schonendem Zuspruch zum Wettkampfsplatz geführt, es gibt bereits kein Zurück mehr, der Gegner steht da. Es muss eine Verwechslung sein, erklärt er laut, sein Großvater war Schwinger, aber doch nicht er. Sie ziehen ihn aus, und ohne zu wollen, steigt er in die Kampfchse ...«

»Wie geht es aus?«, fragt Carol.

»Ah, das verrate ich nicht!«, sagt Egger. »Es gibt's gedruckt, in seiner frühen Prosa – ein Spiel mit Worten, er vermischt Alptraum und Alp-Schwingen.«

Carol fragt: »Und Jeremias Gotthelf, spricht er auch von diesen Kämpfen?«

»Vom Schwingen? Das war wohl gar nicht zu umgehen, für ihn, den Prediger von Lützelflüh im Emmental – eine Wirtstochter stellt sich im Roman in *Anne Bäbi Jowäger* vor einen jungen Mann, resolut, Arme in die Hüften gestemmt, als fordere sie den Kerl zu einem Hosenlupf heraus. Der ist nämlich in ihre Freundin verliebt, zaudert aber, findet den Mut noch nicht, um deren Hand anzuhalten. Sie redet ihm zu wie einem Schwinger: *Gib nicht nach, stell dich mit den Füßen auf den Boden, wie wenn du sie alle fressen wolltest*, sagt sie! Oder in *Käserei in der Vehfreude* wird ein Streit in der Schulkommission dadurch entschieden, dass einer den Schulmeister zum Schwingen herausfordert. Der Lehrer bleibt auf dem Rücken liegen, beleidigt, weil plötzlich die Sache so, durch Kraft, ausgemacht wird und nicht durch Autorität. Das war noch die Zeit, als es Postkutschen nach Bern gab. Die Zugverbindung kam erst nach Gotthelfs Tod. Wissen Sie übrigens, dass er seine Texte nicht korrigierte, sondern wie in Trance verfasste?«

Anna sucht immer noch nach August, sie achtet kaum auf das Gespräch. Ihr Augen suchen die Menge, und die Hitze macht sie wortkarg.

Carol klärt Egger darüber auf, dass sie für einen Kurs in »Kulturstudien«, den sie im Winter an ihrer Universität gibt, Material über »unbewusste Phantasien« sammle.

Egger lächelt zuckt mit den Schultern: »Es ist nicht schwer zu erraten, welchen Sehnsuchtswelten die Leute hier nachhängen. Anna, was meinst du?«

Anna überlegt: »Seltsamerweise sehnen sich gerade jene am meisten nach den strengen spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handwerksordnungen und Körperstrafen zurück, die damals unter dieser alten Herrschaftsform am meisten zu leiden hatten. Könnten sie sich noch einmal in die damalige Welt zurückversetzen lassen, sie würden es schwer bereuen. Die Bauern litten unter einer Herrenstadt wie Bern ebenso wie unter der Zunftstadt Zürich. Das ist der Ugrund ihrer Wut auf den Staat.«

Carol erklärte: »Hinzu kamen die jahrhundertelangen Tanzverbote, mit der die Bevölkerung diszipliniert werden sollte, vor allem nach der Kirchenreformation. Dann aber wurde diese verbotene, aufrührerische Hirtenkultur im demokratischen Liberalismus plötzlich zu einem Identifikationssymbol erhoben, zum einzigen verbindenden Merkmal, auf das sich die neue Schweiz nach dem Sturz der alten Ordnung einigen konnte. Nach allem, was bekannt ist, war die helvetischen Lande sonst innerlich komplett – *completely* – zerrissen: zwischen katholischen und reformierten, ländlichen und industrialisierten Kantonen.«

»Aber wieso wurden, als das endlich vorüber war, die Frauen in Fantasietrachten gesteckt?«, will Egger wissen, »Welche ausgerechnet dem alten patrizischen Adel nachempfunden waren, von dem die jungen schweizerischen Liberalen sich doch abgrenzen wollten? Ist das nicht fast so künstlich wie Karneval?«

Carol sagt: »Jede Travestie verbirgt eine innere Wahrheit. Die Hirten hätten sich nie träumen lassen, dass aus ihrer Alpenkultur einmal eine Nationalkultur gemacht würde! Wenn sie zuvor im kleinen Kreis bei Schwingfesten um Auszeichnungen kämpften, dann um sich vor den Frauen und den Freunden hervorzutun. Sie wollten gefallen. Es ging ihnen um die Liebe. Sie waren einsam. Die stärksten Schwinger strebten danach, auch die besten Tänzer zu sein. Wenn tanzende Männer in vordemokratischer Zeit aber ihre Geliebten im Kreis schwangen, griffen die Behörden ein. Es gab unter Hirten sogar eine Form des Punk-Pogo – es ist belegt, dass tanzende Männer einander anstießen, lange vor der französischen Revolution. Auch dagegen wurde eingeschritten. Bäuerliche Tänze waren stilbildend, frecher, frischer. Wo siehst du hier noch junge Bauern und junge Bäuerinnen miteinander tanzen? Es gab im Monat August Waldtänze! Der Spiel- und Spaßcharakter der ländlichen Feste war legendär – und ging verloren. Die Gerichte zerstörten in der Zeit der Glaubenskampfs denen, die zum Tanz aufspielten, sogar die Musikinstrumente. Was übrig blieb, war einzig dieser ätherische, vielstimmige Harmoniegesang, dem alle Rhythmen ausgetrieben wurden. Er sollte untanzbar sein. So blieb er erlaubt. Natürlich erhielt der Gesang dadurch etwas künstlerisch Wertvolles – das ist immer so: wo schlimme Zensur herrscht, erschafft sich die Kunst neue Felder. Zu Beginn der Verbote gegen das Schwingen gab es noch Wirtsleute, die in ihren Tavernen heimlich Preisschwingen ausrichteten: mit Kegel- und

Kartenspiel, Tanz und frechen Reden. Heute halten die Regierenden Ansprachen! Hilft das Militär! Erhält der Wettkampfcharakter das Übergewicht!«

Anna will eine Runde drehen. Doch wegen des Gedränges setzt sie sich wieder.

»Nein, das Buch werde ich auf Englisch schreiben«, antwortet Carol auf Eggers Frage. »Deutsch lernte ich erst, als mein Vater mit uns einige Jahre in Deutschland verbrachte. Bürooffizier war er, auf einem Stützpunkt.«

»Ramstein?« Egger lacht.

»Auch, aber nicht nur«, sagt sie und wendet sich an Anna:

»Werden eigentlich die alten Worte Küher oder Küherin noch benutzt?«

Anna schüttelt den Kopf.

»Was ist denn aus geschlechtergeschichtlicher Sicht heute sonst noch alles anders als in älteren Zeiten?«, fragt Egger erheitert.

»Zur *Alphirtenkultur* früher gehörte das große Fest in der Mitte des Sommers«, erklärt Carol. »Diejenigen, denen die Tiere auf der Alp gehörten – Männer, Frauen –, kamen hoch, um zu sehen, wie viele Käse die Hirten schon hergestellt hatten. So fanden sich die Liebespaare. Da wurde, um diesen Punkt zu wiederholen, getanzt *und* geschwungen. Das war wichtig. Diese enge Verbindung zwischen Tanz und Ringkampf ging verloren! Heute wird an keinem Schwingfesten mehr getanzt!«

»Die Schwinger haben eben alle schon eine Freundin«, bemerkt Egger belustigt, »heute geht das viel früher los.« Und zeigt auf einen Schwinger in festlicher Sennenkutte, der an der Hand einer Schönen vorbeigeht.

»Warum zeigen sich gerade Konservative und Rechtspopulisten in der Öffentlichkeit gerne mit Schwingern?«, möchte Carol wissen.

Anna wischt sich die Stirn. »Unbewusst ist es vielleicht ähnlich wie mit Tanzbären – ihre gebändigte Kraft wird zur Trophäe für solche, die, eben weil sie konservativ sind, derlei wilde Gefühle in sich zurückdrängen und sonst nicht zulassen.«

Carol insistiert: »Aber einst standen die Sennen doch am Rand der Gesellschaft. Ein manchmal noch verwendeter Name für die Schwinger – *die Bösen*, deutet noch auf den Ursprung hin. Und im 19. Jahrhundert wurden die Schwinger zu Vorkämpfern der neuen liberal-demokratischen Ordnung – in Genf zum Beispiel gab es eine Gruppe, die nannten sich *Fruitiers d'Appenzell*. Das war die Stoßtruppe der Radikalen. Wie passt das zusammen?«

Anna gibt sich einen Ruck: »Es ist schwer, daraus klug zu werden. Einst wurde der nationale Gedanke romantisch-freiheitlich und demokratisch verstanden, deutlich sichtbar in der Idee der Völkerfreundschaft – und in der Ablehnung aller Privilegien der adeligen und patrizischen Herrschaft. Jeder Schwinger verstand sich um 1800 herum als kleiner Tell. Dann aber, in den darauf folgenden 150 Jahren, rutschte der Nationenbegriff nach rechts – gerade infolge der von undemokratischen Obrigkeits- und Unrechtsstaaten ausgelösten

europäischen Kriege. Die Lehre, was eine Nation sei und welche vermeintlich typisch erachteten Traditionen sie ausmachen, wurde da in mehreren Wellen zu einer Ideologie der gegenseitigen Abgrenzung. Erst im demokratischen Europa seither gelingt die Rückkehr zur ursprünglichen friedlichen Freundschafts- und Gleichheitsidee, und plötzlich werden die Traditionen auch im Austausch wieder lebendig, am spürbarsten in der Musik.«

»Ich erinnere mich«, meint Maler Egger, »dass nach 1968 Jugendliche aus den Städten, die in WGs an ein alternatives Leben gewöhnt waren, ihr Geld im Sommer als Sennerinnen und Sennen verdienten. An den Rändern sollte die alte Freiheit in ganz kleinem, bescheidenem Rahmen neu entstehen. Diese Jobs sind anspruchsvoll, aber waren damals verhältnismäßig leicht zu bekommen. Die bäuerliche Jugend selbst hatte die Lust daran verloren – es zog sie in die Städte, zu einem Studium oder einen Beruf, sie hatte genug vom Alleinsein auf dem Dach der Welt. Das Leben auf einer Alp, allein mit den Tieren in der kargen Natur, Zäune bauen, Wildheuen, das Vieh versorgen, morgens abends von Hand melken und die Milch sogleich über einem Holzfeuer in Riesenkesseln zu Käse rühren, die Käsemasse sieben, zu Laiben pressen, salzen und wenden, bis die Rinde trocknet – das gibt zwar Muskeln, aber war eine Herausforderung!«

Ein kleiner rebellischer Überrest der Sennenkultur sei vielleicht noch geblieben, meint Egger noch, als er sich schon erhob, um weiterzugehen. »Wenn nämlich hohe *Herren* an ein Schwing- und Älplerfest gehen, dürfen sie sich nicht als solche kleiden, du findest hier keine Krawatten – und offen über Politik zu reden ist verpönt.«

Anna sagt: »Die politische Vereinnahmung erfolgt trotzdem.« Egger winkt lächelnd, bevor er in der Masse verschwindet.

Carol sagt: »Das ist mit allen Zeichen, Bildern und Symbolen so. Verhindern kann Kritik das nicht – nur die Bedeutung der Symbole selbst kann sich durch die Kritik verschieben. Roland Barthes sagte einmal, gegen ein Bild zu protestieren nützt nichts – *on ne proteste pas contre une image, ça ne sert à rien.*«

4 Einbahnverkehr

August blickt sich nicht um, spürt aber, dass dieser Hausdetektiv ihn verfolgt. Vor der Oper ist ein Stau und hoch zum Stadelhofer Platz verbotene Fahrtrichtung. August hört das sirrende Geräusch hinter sich näher kommen. Der Motor muss frisiert worden sein, er wirkt viel zu schnell, denkt August noch und tritt in die Pedale, schneidet die Kurve, fährt gegen den zweispurigen Einbahnverkehr in die Falkenstraße, weicht den hupenden Wagen aus, ist schon fast am NZZ-Gebäude vorbei, kollidiert frontal mit dem letzten schnellen, tiefliegenden Auto, das sich mit kurzer Beschleunigung schon bei Rot noch über die Kreuzung schiebt und ohne den Blinker zu betätigen ungebremst in die

vermeintlich leere Spur wechselt bzw. schießt und vor ihm, der vergeblich nach den Bremsen greift, nicht mehr halten kann. Mit dem Rad stürzt August über die Windschutzscheibe, die Rennschuhe lösen sich von den Pedalen, mit den Armen stößt er sich vom Dach ab, überschlägt sich in der Luft, rollt sich nach Judoart mit vorgestreckten Armen und eingezogenem Kopf über den katzenartig gerundeten Rücken auf dem Asphalt ab – und landet auf den Schienen der quer verlaufenden Straßenbahn. Sie hat vom Seefeld her Richtung Innenstadt offenes Signal und naht, mit alarmierend schrillum Klingeln in hohem Tempo heran, auch wenn sie infolge eingeleiteter Notbremsung mit Quietschen auf eingespritztem Quarzsand qualmend abbremst. August, im letzten Moment wieder auf die Beine gekommen, wird, da er sich stehend abdreht, wenigstens nicht überrollt, nur schräg erfasst. Er bricht sich das linke Schulterblatt und den linken Unterarm, außerdem den Mittelfußknochen, Ossa metatarsalia am Sprunggelenk des rechten Fußes. Der Sportsack, den er auf dem Rücken trug, bewahrt ihn vor Verletzungen im Wirbelbereich. Die Tramführerin sagt später der Polizei: »Hätte der junge Mann nicht noch einem tanzähnliche Bewegung um die eigene Achse mit einem Sprung gemacht, wäre alles zu spät gewesen. Ich war machtlos, sah ihn direkt vor mir.«

Der Mann, der ihn verfolgt hat, ist vor jeder anderen Person bei August, steigt von seinem Stehroller und gibt sich den Anschein, als ob er ihm erste Hilfe leisten wolle. Greift nach Augusts Telefon, das an der Rennhose klemmt, und nimmt die zerknüllten Papiere mit dem Mäppchen an sich. Unbemerkt verschwindet alles im offenen Mantel. Dann tritt er einen Schritt zurück, setzt wieder die Sonnenbrille auf. Die Tramfahrerin eilt mit dem Medizinkoffer herbei. Dann, als die Fahrerinnen von August Vomwinkel aufblickt, ist der Mann im Mantel weg. Der Polizei, die nach Zeugen fragt, erklärt sie: »Da war ein Zeuge! Wo ist er bloß?«

5 Archaismen

Carol und Anna schlendern zu zweit durch das Festgelände. Auf der Landstraße spannt sich alle paar Dutzend Meter auf nicht entrindeten Stämmen ein mit Grünzeug, Lautsprechern und Halogenlicht bestückter Balken quer über den Weg – aber noch brennt die Sonne. Sie setzen sich mit ihren Wasserflaschen vor das glockenbehängte *Heidi*-Häuschen einer Supermarktkette. Jenseits der Straße steht ein zweistöckiger Gerüstbau. Drapiert als Folklore-Haus, bietet er Festtische mit Balkonaussicht. Musik schwappt herüber.

Vor ihnen erstreckt sich eine freie Fläche mit einem verkleinerten Sägemehlkreis, auf der sich Amateure im Schwingen üben können. Sechs Meter, zählt Carol, als sie ihn mit ihren Schritten durchmisst. Dahinter kommt gleich ein Bierzelt. Carol steht auf den federnden Holzstreuseln und fordert sie, vornübergebeugt, die Hände auf den Knien, heraus. »Komm!« Anna winkt ab.

Carol richtet sich wieder auf, blickt lange auf das *Heidi*-Signet, mit dem der Käse vermarktet wird. Um den Ring stehen drei Parkbänke aus dickem, hellen, fein geschliffenem Naturholz mit Lehne – Gewinne im Supermarkt-Preisausschreiben.

»Ich war in Maienfeld«, sagt Carol. »Wenn du da vom Bahnhof Richtung Hochgebirge guckst, geht es links hoch zu der Alp, die in der Kindergeschichte beschrieben ist. Ich wuchs auf mit dem Heidi-Film – und dem Buch!« Sie setzt sich zu Anna.

Vor ihnen im Ring ergreifen eine junge Frau und ihr Freund Schwingposition. *Sie* hat ein tiefes Lachen und ist überzeugt, dass sie es schafft, *ihn* umzuwerfen. Er schwingt sie hoch, lässt sie aber nicht fallen, sondern hält sie wie früher ein Bräutigam, der erstmals die Schwelle der gemeinsamen Wohnung überschritt. Sie verlangt Revanche, fasst ihn an der Hose. Sie kämpft wacker, will ihm das Bein stellen, schreit auf und wehrt sich erfolgreich gegen einen Wurf. Es kommt Stimmung auf. Dann nimmt er sie wieder auf den Arm, er ist auch zwei Köpfe größer und fast noch mal so schwer wie sie.

Zwei kleine Jungen treten auf den Platz – sie halten die Schwinger-Regeln genau ein. Als der eine in die Knie geht, kommt es zum zweiten Gang – aber ihm ist Sägemehl in die Augen geraten, es brennt, der andere wartet, dann geht es erneut los. Der Unterlegene – mal der eine, mal der andere – rettet sich auf den Bauch. Sie keuchen, es geht wirklich nicht ohne Anstrengung. Noch lassen sie nicht locker, haben nicht ermittelt, wer der Stärkere ist. Dann lassen sie es erschöpft beim Unentschieden bleiben und geben sich wie die Großen die Hand. Gekannt haben sich beiden vorher nicht, erklärt die Mutter des einen, als Carol sie fragt.

Auf dem Festplatz herrscht schon voller Betrieb. Immer neue Scharen strömen herbei. Ein Zweijähriger, barfuß, mit riesigem Basecap, steht im Sägemehl, spielt mit den Zehen drin, wie in Sand.

Annas Hoffnung, August zu finden, steigt, als sie Vreni nun wirklich in der Menge entdeckt. Das Winken bleibt unbemerkt. Vreni erinnert sich erst an Anna, als sie voreinander stehen.

»Nein, ich habe ihn nicht gesehen«, sagt Vreni, »Keiner seiner Kollegen weiß, wo er ist. Der kantonalbernerische Verbandstrainer nimmt ihm sehr übel, dass er dem Festumzug unentschuldig fernblieb. So etwas habe er in seiner ganzen Laufbahn noch nicht erlebt.«

Anna zeigt auf Carol. »Eine Forscherin, kam eigens her aus Amerika, und würde dir sicher gerne ein paar Fragen stellen.« Sie macht die beiden bekannt und auch Vreni setzt sich auf die Heidi-Bank.

Inzwischen holt Anna Kaffee und reicht ihnen beiden einen Becher. Stehend nimmt sie ihn schwarz mit Zucker und hat sofort das Gefühl, die Verkrampfung in den Schultern löse sich. Sie muss an Augusts Bemerkung denken, dass ihm nicht Recht sei, wenn er bei ihr jedes Mal für einen *Brummschädel* Sorge. Aber

sie ist sich sicher, es war die Sonne – und sie hatte zu wenig getrunken. Das Koffein hilft ihr gegen den Anflug von Kopfwegh.

Es stellt sich heraus, dass Vreni an diesem Morgen eine seltsame Nachricht von August empfing. »Ich konnte sie nicht deuten«, sagt sie.

Anna fühlt sich verpflichtet, den anonymen Drohbrief an ihre Lektorin in Berlin zu erwähnen. »Hoffentlich hat es nichts damit zu tun, Vreni.«

»Rohstoffhandel-Umgehungsgeschäfte? Von einer Drohung hat er mir nichts erzählt, aber wenn ich's recht bedenke ...«

Anna sagt: »Es ist meine Schuld. Aus der Heftigkeit meiner allerersten Schilderung – und der anschließenden ebenso heftigen Ablehnung, der Sache weiter nachzugehen –, muss er gefolgert haben, die Sache bedeute mir viel mehr als ich mir selber eingestehe. Er machte für sich einen Ehrenpunkt daraus, mir zu helfen und kam plötzlich mit Adresse, Namen und Kapitalausstattung der Firma an. Ich wollte nichts damit zu tun haben.«

»Er kann schon ganz schön eigensinnig sein, wenn er mal von etwas überzeugt ist«, sagt Vreni. »Leicht ist es dann nicht, ihn wieder davon abzubringen.«

»Ich hätte allein die Verantwortung übernehmen müssen und bedaure sehr, ihm davon erzählt zu haben. Ich bin in diese Nachforschungen hineingeschlittert – und zog ihn mit rein.«

»Möglicherweise könnte doch ein Zusammenhang bestehen«, sagt Vreni besorgt. »Was ich in der Kurznachricht nämlich nicht verstand, war, dass er schrieb: *Sollte ich für eine Weile von der Bildfläche verschwinden, suche mich bitte nicht*. Ich fand es höchst merkwürdig, es konnte alles Mögliche heißen. Was hatte er vor? Es klingt, als wäre er bereit gewesen, etwas sehr Unvorsichtiges zu tun.«

Anna gibt Vreni ihre Nummer – falls sie was höre.

»Es gibt noch etwas Merkwürdiges«, fährt Vreni fort. »Als ich gestern aus Lausanne kommend abends im Berner Hauptbahnhof ausstieg, sah ich ihn oben beim Ausgang Länggasse auf der Passerelle, vorne unter dem großen Holzdach, wie er mit einem Freund sprach, der als Fahrradkurier arbeitet und als solcher auch leicht erkennbar war. Ich ging langsam an ihnen vorbei, sie schienen in ein wichtiges Gespräch vertieft. August kam auf mich zu, grüßte mich, aber schien abgelenkt. Er ließ mich stehen und rief mir noch zu: *Sehen wir uns morgen?* Ich weiß, unter normalen Umständen hätte er sich sofort von diesem Freund verabschiedet und wäre mit mir gekommen – ich sah das in seinen Augen. Etwas hinderte ihn. Nur kurz umarmte er mich. Ich spürte, er hätte mich gern zum Bus begleitet und versagte es sich.«

Zu dritt sitzen sie immer noch vor dem Heidi-Häuschen. Vor ihnen versucht ein junger Mann seine Freundin in den Ring zu ziehen, beide eine Bierflasche in der Hand, mit schwarzem T-Shirt. Sie will nicht, hält ihm lächelnd stand. »Wer will gegen sie kämpfen?«, ruft er.

Eine weißgekleidete Werbefilmerin mit dunklem Haar, die für eine Bierfirma unterwegs ist, dirigiert ihr Kamera-Team und einen Gesprächspartner vor den Sägemehlkreis. Den haben inzwischen zwei etwa Neunjährige für sich entdeckt – und nun ist es an ihnen, sich zu raufen. Der im blauen Hemd ist eindeutig überlegen. Zwei noch Jüngere umrunden die beiden mit rudernden Armen. Dann wagen es zwei Vierzehnjährige. Schon nach wenigen Sekunden ist ihr Kampf entschieden. Der vor die Kamera gestellte Mann trinkt aus einer steil angesetzten Flasche, in die Sonne blinzelnd.

Der Sägemehlkreis entwickelt sich zum Anziehungspunkt für immer mehr kleine Jungen.

Carol beobachtet die Szene wie gebannt. Vreni telefoniert leicht abgewandt mit Augusts Eltern.

Auch ein Mädchen mit Rossschwanz steht im Sägemehl, wagt sich aber nicht weiter vor. Ein Junge, den sie kennt, stellt sich vor sie hin und bringt sie zu Fall. Ohne ihr wehzutun, zieht er sie an der Hand ein Stück weit hinter sich durch das Sägemehl. »Er hat sie sich unterworfen«, flüstert Carol, »woher kommen diese Archaismen?« Dann greift das Mädchen ihren jüngeren Bruder an und gewinnt. Den nächsten Kampf aber gewinnt schon dieses Brüderchen. »Stopp«, ruft sie, als der Kleine sie niederdrücken will, und sofort hält er inne und lässt sie. Sie säubert sich. Es stört sie sichtlich, dass ihr Sägemehl hinten in die Hose rutschte. »Das kommt von alleine raus«, sagt die Mutter.

Die Augen richten sich auf fünf kleine Jungen im Ring. Wieder ist der im blauen Hemd da. Nun reitet er auf dem Rücken des Gegners, dieser aber wirft ihn ab und kopfüber landet er selbst im Mehl – alles vor der Linse des Kameramanns. Bei den kleinen Jungen sind die Beine noch zu wenig standfest – sofort liegen sie und krabbeln übereinander. Einer spielt Ringrichter. Der, welcher besiegt auf dem Rücken liegt, wirft dem Sieger eine Handvoll Sägemehl nach – nicht regelkonform.

Die Frau, die zweimal ihrem Freund unterlag, kommt mit fünf langen Fleischspießchen, auf denen eine Bauernsemmel steckt, und verteilt sie den Freunden und ihrer Freundin.

Ein Junge spielt Hund und schleudert mit scharrenden Füßen Sägemehl hinter sich zu den Erwachsenen auf einer Bank – die protestieren. Dann gräbt derselbe seine Füße bis zu den Knöcheln ein, während nun zwei Brüderpaare, die einen ohne Hemd, zu viert kämpfen, sich säubern und gleich wieder von Neuem an den Hemd und Hose packen: diesmal vor den Linsen der Telefonkameras ihrer jungen Eltern, angefeuert vom kleinen Ringrichter.

6 Werbung

Inzwischen entwickelte sich Volksfeststimmung – die Sonne versteckt sich hinter ersten Wolken. Carol zählt acht Kinder im Ring. Einer ergreift den

anderen am Hemd und wirft ihn nieder. Carol sagt ernüchtert: »Seit wie viel Zehntausend Jahren tun das Menschen? Kämpfen?« Zwei geben sich nach dem Kampf das High-Five.

Dann fragt Carol am Stand, ob die *Heidi*-Marke geschützt sei. Es gibt kleine Käsestückchen und *Bündner Wildheuersalsiz* – eine Art Alpensalami – als Kosthäppchen. Neben dem Copyright-Symbol liest sie einen Verlagsnamen, zeigt ihn Carol.

Seufzend schildert Anna ihr, wie viele Anläufe sie bisher unternahm für ein neues Buch: »Wie bringe ich Tanz, Rohstoffhandel, ein altes Verbrechen, Käse und Folklore unter einen Hut?«

»Noch keine verbindende Idee?«, fragt Carol.

»Keine Ahnung«, sagt Anna.

»Sei unbesorgt, die ergibt sich am Schluss.«

Sie beide verabreden sie sich für den folgenden Tag, früh, wenn die Kämpfe in der Arena beginnen.

Dann geht Anna alleine weiter und kommt an den Zelten der verschiedenen Kantone vorbei, die mit Landesspezialitäten werben. Sie wirft einen Blick in das Restaurant des französischsprachigen Waadtlands – um ein hohes rundes Tischchen stehen einige trinkend und beginnen für eine Minute zu jodeln. Sonnenblumen in deckellosen, metallenen Milchkanen stehen beim Eingang, dazu wurden zwei Tontöpfe mit je einer Weinrebe in den Boden eingegraben. Eine schmale Bambusstange stützt sie – die eine hat weiße, die andere blaue Trauben.

Als sich die Schweizer Luftwaffe zu einem Schauflug ankündigt, versucht Anna den Platz fluchtartig zu verlassen, Ramstein 1983 gedenkend. Zu spät, schon sind sie da, die sechs Düsenjäger, und auch die Sonne findet eine Lücke zwischen den Wolken. Der Speaker, in erregtem Enthusiasmus, kommt zerhackt über die Lautsprecher. Auf Bauch und Flügeln haben die Maschinen ein schräggezogenes Schweizerkreuz. Einige zwischen den Festzelten jubeln beim Anblick, wie sich ihre Steuergelder in Luft auflösen. Es steht wieder mal eine radikale Abstimmung bevor, die Armee wirbt wo sie kann, um nicht abgeschafft zu werden.

Vor dem Zelt des Berner *Seelands*, das Fisch anbietet, sind halbhohe Netze wie eine Reuse gespannt, mit grünem Schilf in den Maschen, und Gladiolen in Weiß, Gelb, Hellrot, Blassrosa, Violett-Rot und Dunkel-Violett, die in Kannen stehen.

Ein riesiges Werbeplakat zeigt die Köpfe etlicher Schwinger in Uniform. Gezwungen fröhlich bekunden sie, dass sie ihre Rekrutenschule und militärischen Wiederholungskurse in einer Spitzensport-Einheit absolvieren.

Eine Maschine fliegt besonders schnell über die Zelte und ist erst zu hören, als sie schon fast vorbei ist. Schon seltsam, das zu sehen, denkt sie. Neben ihr steht eine Frau mit drei kleinen Mädchen, von denen eines sich nicht

entscheiden kann, ob es sich angesichts der Wucht der Flugzeuge freuen soll oder nicht. Das zweifelnde Lächeln bleibt in der Schwebe, da weder der Blick der Mutter die Geste der jungen Unbekannten, die sich die Ohren zuhält, Gewissheit schafft. »Noch ein schönes Fest«, wünscht Anna der Frau, als die mit den Töchtern weitergeht.

Der nächste Vorbeiflug erfolge in der Figur *Tango*, drei vorne dicht nebeneinander, in der Mitte eine allein, und zwei direkt dahinter, wird verkündet. Sie hasst militärische Euphemismen. Im *Grande finale* werfen die sechs Jets, die sich wie ein Blumenstrauß voneinander wegbewegen, Feuerwerkskugeln ab, die wie Girlanden noch eine Weile in der Luft hängen. So deuten sie an, dass es keine Spielzeugmaschinen sind, auch Bomben abwerfen können. Doch der kriegerische *Spaß*, den sie sich leisten, wird beklatscht. Sie macht sich davon.

Für viele, die auf dem Land wohnen, wird dies das größte Fest seit langem. Sie sieht viele lächelnde und gerührte Gesichter gerade bei Älteren. Großes Gedränge herrscht vor dem halboffenen Holzstall mit den *Lebendpreisen – Prix vivants*. Ein kapitaler Stier – Dialekt: ein *Muni*, mit kurzem »u« und kurzem »i« – ist der Hauptpreis. 22.000 Franken sei er wert, sagt einer. Daneben sieben Rinder – die seien aber »Friedliche«, sagt eine Bäuerin, die vor ihr steht. Der Stier frisst unermüdlich und unbeschwert durch die Aufmerksamkeit, die ihm gilt. Der Duft des frischen trockenen Heus, das vor ihm liegt, dringt bis über die Schranke. Vom hellschimmernden Nasenring aus ist ein dunkles Band mit vier goldglänzenden, runden Plaketten und einer Schnalle bis hoch zwischen seine Augen gespannt, wo es sich teilt und zu den weiß-beige gemusterten, marmorhaft wirkenden Hörnern führt.

Drei Pferde schwenken den Schweif, während sie mit gestreckten Hälsen fressen und versteckt-aufmerksam zu den Menschen blicken. Auf die Nähe sähen sie nicht scharf, hat sie mal gelesen – dafür erkennen sie auf einem endlosen Feld die kleinste Einzelheit.

Wie sie den Platz verlässt, fällt ihr aus der Distanz auf: es ist ein Fest, an dem das Publikum nicht von allen Seiten zugedeckt wird mit Musik, die über Lautstärke rivalisiert.

7 Auskunftsverweigerung

Was die größte Verwirrung stiftete: Als Polizei und Ambulanz eintrafen trug August, am Boden liegend, keine Ausweispapiere auf sich. Zudem fehlte das Mobiltelefon, von dem er sich nie trennte. Angesichts der Schmerzen, die ihm

die Verletzungen bereiteten, verzichtete die Polizei auf ein Verhör. Aber er nannte nicht mal seinen Namen. Auch im Spital schwieg er sich aus. Das war der Stand der Dinge zum Zeitpunkt, als August spätestens den Zug hätte erwischen müssen, um den feierlichen Umzug vom Freitag nicht zu verpassen. Er verkroch sich in jener Melancholie, die an die Stelle der Reue tritt, wenn es trotz Eingeständnis des Scheiterns nichts zu bedauern gibt.

Am Abend begann die Polizei zu ermitteln. Das zerstörte Fahrrad war nicht markiert. Die Privatkleider in seinem Rucksack und die sorgsam zusammengefaltete Sennenkutte mit dem hellblauen Edelweißhemd erregten bei der Beamtin, die sich um die Sache kümmerte, keinen besonderen Verdacht. Die zerrissene Sportkleidung der Berner Kurierfirma, um alle anderen Aspekte einmal auszublenden, brachte die Beamtin auch nicht weiter, denn die Firma erklärte auf telefonische Anfrage, an dem Tag hätten sie niemanden nach Zürich geschickt.

8 Hüllen

Ins Zentrum von Burgdorf zurückgekehrt, hört Anna von weitem Alphornklänge. Vor dem Museum entdeckt sie fünf Personen in schwarzer Tracht mit den langgezogenen Instrumenten, vier Männer und eine Frau, im Dialog mit einer unsichtbaren Einzelstimme, die durch die Bäume vom Kirchhügel herkommt. Auch vor dem Rathaus erblickt sie Mikrofone. Doch dort packen die Bläser, die in historische Kleidung edler patrizischer Herren gehüllt sind, die zerlegbaren Holzrohre bereits wieder in ihre Umhängetaschen. Das Konzert ist vorbei. Auf dem Kronenplatz und auf einigen Dächern hätten die Übrigen gespielt, wird ihr von einem der Kostümierten mit vornehmer Geneigtheit erklärt.

Vor dem Kino in der Oberstadt sieht sie auch noch welche mit den langen Hörnern. Sie spürt Blicke gutmütiger Augen und ihre Fragen bleiben nicht unbeantwortet: Verteilt auf sieben oder acht Standorte hätten sie – der Mann blickt auf die Uhr an seinem Arm – gut drei Viertel Stunden gespielt, die Stadt »in eine Klangwolke gehüllt«: »An die vierzig Alphornbläserinnen und -bläser«, sagt er.

Hatte sie es also verpasst! Aber in ihr kommt kein Ärger auf. Eine der Frauen geht an ihr vorbei, in roter Tracht. Aus Laupensdorf/Kanton Solothurn komme ihre Gruppe. Beim Westschweizer Wettblasen vor kurzem hätten sie den ersten Preis für Mehrstimmigkeit gewonnen.

Was das Geheimnis ihres Erfolgs sei, fragt sie den Mann im roten Sennentuch, der noch immer vor ihr steht.

»Ein strenger Lehrer«, lacht er.

Ein zweiter gesellt sich zu ihm: »Und üben!«

Worauf es ankomme beim Alphorn? »Lippen, Brust ...?«, will sie wissen.

»Auf die Lippen und die Artikulation. Mit dem Alphorn muss ich eine Geschichte erzählen«, sagt der erste in froher, meditativer Ruhe. Ihm stehe das Musikstück wie ein Film vor Augen. Er hat eine Schwingerfigur und trägt einen blonden Zwirbelschnurrbart.

»Es ist singende Musik«, fügt der andere, schmalere hinzu.

»Die Artikulation ist weich«, fährt der erste fort, »nicht wie bei einer Trompete.« – »Es sind Naturtöne.« – »Das Zwerchfell stützt den Ton.«

Atmung, Hirn und Lippen würden zusammen arbeiten. Erst mit der Spannung der Lippen bestimmen sie den Ton. Auf *Treffsicherheit* komme es an: »Du musst imstande sein, den Ton zu heben oder fallen zu lassen, damit alle auf dem gleichen Ton spielen.«

Wer Alphorn bläst ist sozusagen selbst das, was ertönt, denkt sie, so tief ist die Versenkung, während jeder Laut, der durch das lange Instrument geschickt wird, getragen vom Wind kilometerweit nachklingt.

Anna sieht den Ehemann der Stadtpräsidentin mit einer Gruppe zum Hotel Stadthaus ziehen. Er erklärt ihr, dass sie ein Treffen von Delegierten aller jener Städte hätten, die vom süddeutschen Fürstengeschlecht der Zähringer im 12. Jahrhundert gegründet wurden, zu denen neben Bern, Burgdorf, Thun und Fribourg auch Feiburg im Breisgau und andere, kleinere deutsche Städte zählen. Er wirkt angeheitert und weist auf den Steckknopf mit einem roten, zerzausten Adler, den er am Revers des Vestons trägt.

Sie sollte schon längst aufs Klo. Für ein Wochenende wächst eine Kleinstadt über sich hinaus. Wo aber bleibt August? Sie waren doch verabredet. Auch über Telefon erreicht sie ihn nach wie vor nicht.

9 Öffentlich

Weder einen Laut noch sonst ein Zeichen von ihm auch am frühen Morgen des ersten Wettkampftages. Sie sieht bei Großvater vorbei, doch Rita fängt sie ab – er liege noch. »Ihm fehlt vorläufig die Kraft. An einen Besuch des Fests ist nicht zu denken.« Die Ärztin sei bei ihm. Er müsse sehr vorsichtig sein. »Den Schwächeanfall hat er überstanden. In unserem Alter bleibt aber die allgegenwärtige Gefahr einer Blutung im Gehirn. Käme das hinzu, würde ihn das niederstrecken. Wenn er sich noch nicht ganz wohl fühlt, soll er ruhen.«

»Ich dachte, er nehme blutverdünnende Mittel.«

»Daran liegt es ja – gut für's Herz ist nicht immer gut für den Kopf, und umgekehrt. Wir schauen's uns im Fernsehen an und drücken August die Daumen!«

Auf dem Festgelände, das noch nicht überfüllt wirkt, trifft sie Vreni, die sich besorgt umblickt.

»Er ist noch immer nicht da, Anna. Auch seine Eltern sind ratlos. Auf der Einteilungsliste steht sein Name.« Sie zeigt es mit dem Finger an.

»Und jener Freund von Bahnhof Bern?«

»Den habe ich erreicht, er gibt zu, sie hätten über etwas verhandelt. Er sei sehr wütend auf August, will aber nicht sagen weshalb. Freundschaftsdienste brächten nur Scherereien, behauptet er. Mit August sei er fertig, der brauche ihm nie mehr zu kommen, wenn er nicht sofort das Fahrrad bringe.«

»Fahrrad? Die Kuriere haben doch Rennräder? Ein Extratraining kurz vor dem Wettkampf?«, überlegt Anna.

»Das habe ich den Freund auch gefragt, aber er schwieg – hatte ganz schlechte Laune.«

»August wird schon kommen«, sagt Anna gegen ihr eigenes Gefühl und zwingt sich zu einem Scherz: »Im Spurt! Sicher hat er sich für geheime Kampfvorbereitungen in letzter Minute zurückgezogen – ein Milch- und Sahnefrühstück vielleicht! Auch gebratenem Käse wird eine kräftigende Wirkung nachgesagt.«

Nicht mal ein Lächeln tritt auf Vrenis Gesicht. »Nein, so kenne ich ihn nicht. Er ist lieber schon früh beim Kaffee mit den Kollegen.«

Auf der Pressetribüne trifft Anna wieder auf Carol, die ihr neben sich einen Platz freihält. In vierzehn Reihen stehen hölzerne Tische mit Stühlen aus Metallrohr und Plastik. Etwa dreihundert berichten. Sie belegen ein enges Dreieck über dem Ausgang zwischen Ehrentribüne und Tribüne B.

»Die mit den Kameras sind alle unten auf dem Grün der Arena«, sagt Carol. Die Kämpfe hatten schon begonnen.

Die sieben Sägemehlringe liegen in perfekter geometrischer Anordnung da, wie Sieblöcher im Abfluss eines gigantischen grünen Spülbeckens. Anna nahm einen Operngucker mit. Das Sechseck der riesigen Tribünen lässt das Geschehen der Athleten zwar im Zentrum, aber rückt es in große Entfernung.

Carol sagt: »Bald ist dein August dran.«

»Da, Carol, endlich, seine Nummer wird angezeigt«, ruft Anna und presst den Operngucker näher ans Gesicht. Aber keiner der beiden jungen Männer, die mit gesenktem Kopf auf den bezeichneten Platz zugehen, gleicht August auch nur im Entferntesten.

Sie legt das Fernglas ab. Ihr Telefon summt.

»Anna? Bist du's?«, hört sie. »Es muss ihm etwas zugestoßen sein.« Vrenis Stimme wirkt trotzdem gefasst. »Ich sitze hier unten mit Augusts Eltern und seinen jüngeren Geschwistern – auch sie sind ohne Nachricht.«

»Aber er trägt doch Ausweispapiere auf sich, Vreni«, hört sie sich sagen, »wenn es was Schlimmes wäre, würde es den Angehörigen doch sofort mitgeteilt! Ist er abgehauen? Gab es Streit mit seinem Trainer?«

»Nein, im Gegenteil. In den Übungskämpfen überwand er die meisten seiner Kollegen und mit seiner überraschenden, dem Judo entliehenen Taktik war er auch den Anwärtern auf die Spitzenplätze ein ernstzunehmender Gegner. Der Trainer stand bis vor wenigen Minuten voll hinter ihm, noch als sich der erste

Ersatzmann auf der Liste schon die Muskeln lockerte. Er zögerte den Entscheid heraus, bis es nicht mehr ging.«

Der Nachwuchsmann, der für August einsprang, verliert soeben seinen Kampf, aber Anna verfolgt das Geschehen nur unaufmerksam

Unterdessen hat sie nämlich eine verstörende Kurzmeldung erhalten: *»Wir lehnen jede Verantwortung für den bedauerlichen Vorfall ab. Das ist alles nur Ihre Schuld. Wir leiten rechtliche Schritte gegen Sie ein, sollten Sie auch nur das Geringste publik machen. Bis jetzt war es nur eine Vermutung nun haben wir den formellen Beweis, dass Sie uns ausspähen.«*

Carol bemerkt ihren verwirrten Blick. »Was ist?«, fragt Carol.

»Später! Es ist so verwirrend, verzeih! Ich muss allein sein«, sagt sie und steht auf.

Im Stadion sucht sie Vreni, aber sie schien wie verschwunden. Draußen vor dem Stadion hört sie vier Alphornbläser und eine -bläserin. Ratlos bleibt Anna stehen und wählt Vrenis Nummer. Sie kommt nicht durch, hinterlässt eine Nachricht. Neben den Tribünen finden die Ausscheidungen für das Steinstoßen statt. Noch werfen sie sich ein. Jeder Athlet muss den 83.5 Kilo schweren Unspunnen-Stein zuerst hochheben. Der ganze Körper der Steinwerfer zittert, wenn sie mit kleinen Schrittschritten Anlauf nehmen und zum Sandbecken wackeln. Mit dem Wurf – die beiden Arme mit dem lebensgefährlichen Gewicht über dem Kopf – schaffen sie höchstens eine Weite von drei bis vier Metern.

»Seit 1805 gibt es die Disziplin, der Originalstein wurde zweimal gestohlen«, berichtet der Speaker.

Sie kommt an der Public Viewing Leinwand vorbei: Jubel, als der Lokalfavorit – Sempach, Matthias, der schon am Brünig gewann – es beinahe schafft, einen Gegner kopfüber auf die Schultern zu legen. Beim zweiten Versuch gelingt's.

Sie läuft Weißschopf in die Arme. Ob sie drin gewesen sei und wisse, wie August sich geschlagen habe, fragt er gut gelaunt. »Auf der Leinwand zeigten sie andere Kämpfe.«

»Gar nicht, er trat nicht an«, sagt Anna, »er wird verzweifelt gesucht.«

Weißschopf Gesicht verwandelt sich.

»Wissen Sie denn etwas?«, fragt sie.

»Ich sah ihn zuletzt am Donnerstag. Schon Anfang der Woche suchte er mich auf. Er wollte mit mir sprechen. Aber ich hatte keine Zeit. Es ging wieder um diese unsägliche Sache in Zürich.«

Besorgt flüchten seine Augen kurz auf die Leinwand. Der nächste Spitzenkampf: der Titelverteidiger, Wenger, Kilian, der vor drei Jahren zum Schwingerkönig gekürt wurde, und erst 23 ist, zeigt unerwartete Mühe mit seinem ersten Gegner, der auf Unentschieden spielt und sich auch durch Pfiffe

des Publikums nicht davon abhalten lässt, immer wieder auf den Rasen auszuweichen.

»Das ist die erste Vorentscheidung«, meint einer in der Menge vor dem Fernsehleinwand.

»Zuletzt entschied Wenger das Bernisch-Kantonale Schwingfest in Niederscherli für sich«, murmelt ein anderer. Weißschopf sieht Anna nun unverwandt an und erzählt:

»August suchte Rat. Den könne ich ihm nicht geben, sagte ich. So viel ich verstand, hatte er auch nicht länger vor, weiter zu ermitteln. Die kleine Rohstofffirma elektronisch auszuspähen war aussichtslos, ebenso auch nur der Versuch, unbemerkt in das Büro einzudringen.«

»Eindringen?«

»Ja, natürlich redete ich ihm das aus!«, betont Weißschopf. »Mir schien auch, er hätte sich damit abgefunden, dass Beweise für die strafbaren Umgehungsgeschäfte nicht beizubringen sind. Widerwillig setzte er hinter diese Geschichte einen Punkt, dachte ich. Aber dann rief er mich eben wieder an. Ich wollte nichts davon wissen! Er teilte mir nur mit, dass er seinen auffälligen Wagen zu Hause lasse, wenn er nach Zürich fahre, und konspirativ auch keinen Ausweis auf sich trage ... Was ist?«, fragt Weißschopf plötzlich. »Sie werden ganz bleich. Haben Sie nicht gefrühstückt?

»Das bin ich gewohnt, morgens nichts zu essen, bitte sprechen sie weiter!« Sie modellierte ihren Gesichtsausdruck und unterdrückte jeden Kommentar.

Weißschopf lässt sich kurz ablenken. Es blieb beim Unentschieden für Wenger, nun ist Pause. Exakt 10 Uhr. Die Leute im Stadion drängen durch die Ausgänge ins Freie. Das Kampfgericht stellt inzwischen die Paarungen für den zweiten Gang zusammen.

»Auch wenn August jetzt noch auftauchen würde, er dürfte nicht mehr antreten«, sagt Weißschopf.

»Das ist im Augenblick mein geringster Kummer«, sagt sie.

»Was die Sache für mich so unangenehm macht«, hebt Weißschopf klagend neu an, »ist, dass August mich auf eine Aussage in einem Artikel festlegen wollte, den ich in ganz anderem Zusammenhang schrieb. Da stand: Dass letztlich einige wenige Daten-CDs schafften, was die Gewerkschaften, die Sozialdemokratische Partei und linksalternative Gruppierungen in der Schweiz seit Jahrzehnten vergeblich forderten: eine Abkehr der Banken von der Schwarzgeld-Strategie. Ich sprach gar nicht von Rohstoff-Umgehungsgeschäften, auch nicht von iranischem Öl, sondern schrieb, wir lebten in einer digitalen Revolution, in der *alles herauskommt, nichts mehr wirklich geheim gehalten werden kann und die Welt zur durchsichtigen Kugel wird*. Ich glaube, darin erblickte er eine persönliche Aufforderung.«

»Sie meinen, er wollte sich die Beweise selbst verschaffen?«

»Wie weit er wirklich gehen wollte, weiß ich nicht. Ich riet ihm ab, sagte ihm, unsere Regierung setze zurzeit alles daran, dass es in Genf zu Gesprächen um

Sanktionserleichterungen komme. Wenn der Iran im Atompoker, wie das euphemistisch genannt wird, auch nur ein klein wenig nachgibt und die Spannung rausnimmt, wäre das auch für unser Land ein diplomatischer Erfolg. Deshalb sei der Inlandgeheimdienst sicher nicht untätig. Aber da sah ich ein Leuchten in Augusts Augen, und auf eine merkwürdige Weise begann er mich auszulachen, als ob er mich nicht mehr ernst nähme. Denn natürlich stünde unsere Regierung dumm da, wenn sie sich als fairer Vermittler hinstellt und nichts dagegen unternimmt, dass die zur Debatte stehenden Sanktionen durch Firmen in Zürich, in welchem Umfang auch immer, gebrochen würden! August ließ es mich spüren: er hatte mehr von mir erwartet, meinte, dass ich, wenn es darauf ankomme, keine Stellung nehme, sondern ausweiche. *Unser kleines Land ist der weltweit größte Handelsplatz für Rohöl – und Sie kneifen*, sagte er zu mir. Er hatte auch den bekannten, Voltaire zugeschriebenen Spruch über die Schweizer Geldgier aufgeschnappt und hielt ihn, durch meine scheinbare Passivität tief verletzt, mir nun vor: *Siehst du einen Schweizer Bankier aus dem Fenster springen, spring ihm nach – ist das noch immer so?*, fragte mich August scharf. Ich sah, dass sein naiver Idealismus, der noch von keinen bitteren politischen Erfahrungen berührt ist, ihn plötzlich zu allem bereit sein ließ. Er schien nur noch zwischen *echt* oder *unecht* unterscheiden zu können, und erweckte den Eindruck, seine ganze Vergangenheit auf einen Schlag abstreifen zu wollen. Das ist bei einem jungen Menschen ein gefährlicher Zustand! Solche Leute zu *verheizen*, wie das im Jargon heißt, wäre leicht, und deshalb ein Verbrechen. Engagement ja, aber nicht wie ein Vulkan, der ausbricht und dann in sich zusammenstürzt. Deshalb bremste ich ihn. Aber ich konnte ihn schon nicht mehr zurückhalten. Er kannte ja die Stadt Zürich vorher kaum, und war entsetzt: auf Schritt und Tritt fand er an den teuersten Adressen Privatbanken und Geldhäuser. Der Börsen- und Handelsplatz kam ihm wie eine Spielhölle vor, in der mit feinsten Manieren über jede Schuld hinweggesehen wird, solange Geld fließt. Natürlich, dieser Eindruck ist zuweilen schwer zu widerlegen. August entglitt mir. Unentwegt wiederholte er, ich hätte selbst gesagt, die digitale Datenverarbeitung sei so leckanfällig, dass eine Sekunde genüge, alles über ein Verbrechen offenzulegen. Ich hätte Sie anrufen sollen! Tut mir leid! Das war ein Fehler, den ich mir nicht verzeihen kann.«

»Er ging auch mir aus dem Weg, ich fürchte, das hätte keinen Unterschied mehr gemacht«, sagt Anna.

»Sie haben meine Nummer?«, fragt Weißschopf. »Bitte teilen Sie mir mit, wenn Sie ihn finden! Ich mache mir Sorgen!«

Sie nickt und betritt wieder die Arena. Sie hat ihrer Redaktionschefin am Abend eine erste Schilderung versprochen – von der würde abhängen, wie viel Platz sie ihr in der Montagsausgabe zur Verfügung stellte. Lustlos machte sie sich an die Arbeit.

Zurück auf der Tribüne, schwärmt Carol von Wenger: »Bei uns würde er sofort zum Film geholt. Die anderen, auch der heutige Favorit Sempach, haben

alle etwas Bulliges, er ist anders, schlank, hat ein verführerisches Lächeln – was für eine Schande, dass sein erster Gegner heute den Kampf verweigerte und ihm ein Remis aufzwang. Hier, sieh, was ich im Netz über den Finalkampf gegen Sempach fand, den Wenger diesen Juli gewann, in Niederscherli – wenn ich das richtig ausspreche. Die Zeitung *Der Bund* berichtete: *Die beiden Schwinger lagen nun in der Gluthitze des Nachmittags über zwei Minuten fast regungslos in der Mitte des Sägemehlrings, in leichter Schräglage versuchte sich Matthias Sempach aus dem Schraubstock herauszuwinden, während Kilian Wenger seinem Opfer wie eine geduldig agierende Würgeschlange immer weniger Bewegungsspielraum eingestand.* Ist das nicht bezaubernd-archaisch beschrieben?«

10 Spur

Dann überstürzt sich alles. Vreni bittet sie, so rasch als möglich, zu ihr herunterzukommen: sie warte vor dem bewachten Presseingang. Sofort sieht sich Anna von ihr am Arm mitgezogen – zum Weg, der über das Feld zu den Parkplätzen führt. »Beeilen wir uns! Die Eltern und Geschwister von August sind bereits vorausgegangen. Ich werde sie begleiten: Er liegt im Kantonsspital Zürich, morgen wird er entlassen.«

Unterwegs zur Haltestelle des Shuttle-Busses Richtung Bahnhof berichtet Vreni, trotz der Knochenbrüche sei er glimpflich davon gekommen, habe das Bewusstsein nicht verloren – im ersten Sekunden nach dem Sturz aber die Augen geschlossen und sich nicht zu rühren gewagt, wie um den Zeitpunkt hinauszuschieben, in dem er merken würde, ob ihm dies überhaupt noch möglich wäre.

Augusts Angehörige steigen eben in den Bus ein und schauen nur ganz kurz auf, als Vreni »Da ist Anna!« sagt.

Vreni folgt ihnen, sie selbst bleibt unwillkürlich draußen stehen. Die Distanz ist spürbar, vergrößert sich mit jeder Sekunde. Durch die offene Tür bietet sie an, mitzukommen. Augusts Eltern lehnen höflich ab.

In der ersten Schilderung Vrenis fehlte noch, was sich erst später in Erfahrung bringen ließ. Wie bei jeder Geschichte gab es zunächst widerstreitende Versionen, die nicht in Übereinstimmung zu bringen waren – ist es doch so, dass bereits ein einzelnes Wort jedem Vorfall einen völlig konträren Sinn geben kann. Kein vorschnelles Urteil zu fällen heißt, sich um Unterscheidungen zu bemühen. Anlass, Folge, Wirkung, der Platz von Zufall und Zufälligkeiten, Beabsichtigtem und Zwingendem sind zu bestimmen, ehe Beweise und Belege eine plausible Ordnung finden. Sie dachte: Wenn wir über einen Sachverhalt sprechen, müht sich die Sprache ab, etwas nachzubilden, das aus einer Unmenge von Eindrücken erst herausziehen ist.

Noch wusste sie nicht die Hälfte.

Als Vreni etwa eine Stunde zuvor vorübergehend unerreichbar war, befand sie sich im Taxi: »Nach Bern, bitte schnell! Es geht um eine dringliche Angelegenheit. Jemand wird vermisst«, sagt Vreni der Fahrerin. Die Nachricht Annas mit dem Bericht Weißschopfs hört sie unterwegs ab und befürchtet nun schon das Schlimmste.

In weniger als einer halbe Stunde ist Vreni am Dammweg 41 – ein Hinterhaus in einer Gegend, wo die Bundeshauptstadt den Eindruck erweckt, am unangepassten zu sein. Dafür steht das Lorraineviertel. Eine breite asphaltierte Rampe führt hinab zu einem Kellergeschoss, das aber durch den ausgehobenen Vorplatz mit den Garagen genügend Licht erhält. Eine Fensterreihe ermöglicht von außen den Blick in die Räume. *Velokurier Bern – Genossenschaft*. Im Halbdunkel sieht Vreni durch die Scheiben Regale, im Hintergrund einige Räder. Sie tritt ein, links hinter einer weiteren Glastür ist das Büro. Ein Kurier, bereits umgezogen, lässt den Helmriemen unter dem Kinn einschnappen. Er trägt Rennschuhe und ist ausstaffiert wie für einen Cross-Wettkampf, verharrt aber noch beim Fenster, blickt auf die zusammengeschobenen Schreibtischen der Disponentin und des Disponenten mit den Rechnern und Telefonen. Die Disponentin hat ein Handmikrofon mit Spiralschnur vor sich stehen, ihr Kollege trägt ein Headset. Ein Tischmikrofon, in Form und Farbe einer angeknabberten schwarzen Olive ähnlich, steckt auf einem dünnen, beweglichen Metallständer mit Plastiksockel. Die beide heften den Blick auf die Bildschirme. Unter einer Neonröhre sitzen sie sich gegenüber. Er, sehr jung, mit bereits gelichtetem Haar über der Stirn, trägt eine rote Trainerjacke mit weißen Streifen auf den Ärmeln und verfügt über eine einnehmende Radiostimme mit viel Brustton. Die Kollegin ist leiser, lotst gerade über Funk eine Kurierin zum Bestimmungsort.«

»Digitaler Funk, umgestellt auf analog«, sagt der abfahrtsbereite Kurier zu Vreni. Er deutet ihren fragenden Blick falsch.

Da erst bemerkt der Disponent ihre Anwesenheit und dreht sich um.

»Nein, der ist heute krank«, bekommt sie zur Antwort, als sie nach dem Freund von August fragt.

Sie glaubt's nicht so recht. Vreni sagt: »Ich habe nur seine Festnetznummer und erreiche ihn nicht. Es ist ziemlich dringend.«

»Ich darf seine Mobilnummer nicht herausgeben. Schick mir ein Mail! Ich sehe dann, was ich tun kann.«

Er wimmelt sie ab. »Zu viel zu tun, ich würde dir gerne einen Kaffee anbieten, aber du siehst ja selber.«

Schon kommt der nächste Auftrag herein.

Sie will ihn noch fragen: »Haben alle ihre eigenen Fahrräder?« Aber er hört es nicht mehr. Nur der Kurier, der sich nun auf den Weg machte, bestätigt ihr das, draußen, während er schon seine eigene Rennmaschine die Rampe hochschiebt.

Er bleibt kurz stehen und fragt sie: »Ich habe vorhin den Namen gehört. Hat er Mist gebaut?«

»Nein, er nicht. Einer seiner Freunde, August. Den such' ich.«

»Hör mal«, sagt der Kurier, während er sich die Sonnenbrille aufsetzt, »er ist nicht krank, er fehlt nur, vorhin sah ich auf der Terrasse vom Café des Pyrenées. Da ist er bestimmt noch immer.«

Der Taxi wartete noch. Die lange Fahrt hin und zurück hat sie bereits pauschal bezahlt. Das *Pyrenées* befindet sich direkt bei der Kornhausbrücke, die sich trotz des milden Lichts abschreckend hoch über die Aare spannt. Die Flussschneise gibt den Blick auf die Kathedrale und einen breiten Streifen Himmel frei. Beim Stadttheater hält der Wagen. »Nur ein paar Minuten. Bitte warten Sie, es geht dann gleich zurück nach Burgdorf«, sagt Vreni.

Der Schriftzug des Cafés leuchtet weißlich auf dem dunkelgrünen, durch das Licht verschossenen schrägen Sonnendach. Vreni erkennt den jungen Mann von der Bahnhof-Passerelle – an der auffälligen Sonnenbrille und der hochgewachsenen Gestalt, mehr noch aber an dem mürrischen Blick, den er ihr zuwirft.

»Ich sag' nichts, nur damit es klar ist.«

»Ich habe leider keine Zeit, muss gleich weg«, erklärt sie der Bedienung, und setzt sich trotzdem an dem runden Metalltischchen nieder.

»August trat heute Morgen nicht zum Wettkampf an«, sagt sie und prüft die Wirkung ihrer Worte. Er nimmt die Sonnenbrille ab, versucht ihrem Blick auszuweichen, doch vermag es nicht.

Er nimmt noch einen Schluck. »Wie steh' ich nun da?«, schimpft er.

Erst dann beginnt er zu reden.

Eingeweiht, so stellte sich heraus, war er nur in einen Teil des Plans.

Noch im Taxi zurück lässt sich Vreni mit der Hauptwache der Zürcher Polizei an der Urania verbinden: »Gab es gestern in Ihrer Stadt einen Unfall oder sonstigen Vorfall mit einem jungen Mann, der die Kleidung eines *Velokuriers* aus Bern trug?«

11 Steine

Beim Anfahren des Busses verschwimmen die Gesichtszüge von Vreni und Augusts Eltern hinter den spiegelnden Scheiben.

Bedrückt verfolgt Anna die Fortsetzung des Schwing- und Älplerfestes. Carol sieht ihr die getrübe Stimmung an, dringt aber nicht weiter in sie ein, als sie vernimmt: »Es ist wegen August.«

Anna denkt: *Die Wut auf mich selbst verhindert, dass Tränen in mir aufsteigen.* Sie wollte keine zulassen – sich die ihnen enthaltenen tröstlichen Botenstoffe nicht gestatten. Während Carol betroffen schweigt, sagt Anna nur leise: »Er wollte mir einen Gefallen tun. Es tut mir leid, dass er nicht hier sein kann, er hätte sich so gefreut.«

Wenig später erhält sie eine neue, anonyme Meldung. Flüsternd informiert sie Carol, die weiter den Details der Kämpfe nachspürt, aber den Operngucker niederlegt.

»Was? Die Firma erstattet eine Anzeige gegen August?«

»Ja, Carol, wegen Geschäftsspionage und versuchtem Diebstahl.«

Anna verlässt die Pressetribüne und tritt aus dem Schatten. Die Sonne brennt unerbittlich. An einem Trinkwasserhahn füllt sie ihre Flasche, zieht einen leichten weißen Baumwollschal hervor, faltet ihn, knüpft an zwei Ecken einen Knoten und legt ihn sich als Schutz über Stirn und Haare. Das lose Ende fällt auf den Nacken. Ein Festbesucher, der ihr in der Menge entgegenkommt, foppt sie: Wo er so einen Hut kaufen könne? Sie merkt nicht einmal, dass er sich über sie lustig macht, und antwortet mit einem Anflug von naivem, freudigem Stolz: »Habe ich selber gemacht!« Ihr müdes Lächeln erlischt, als sie seinen harten Blick sieht. Alle haben Schirmmützen auf. Auch die Werbung darauf scheint niemanden zu stören. Selbstgebasteltes aber offenbar schon.

Im Schatten einer Tafel blickt sie auf die Großleinwand. Die Lebendpreise – der Stier allen voran – werden in der Arena vorgeführt. Fünf Fahنشwinger zeigen ihre Figuren – das Rot der Landesfahne bildet einen starken Kontrast zum blauen Himmel. Die Alphornbläserin und ihre vier Kollegen, die sie zuvor schon sah, liefern die Klänge.

Die Kämpfe gehen weiter. »Mit Beinstellen geht gar nichts«, sagt einer neben ihr – flach, fast horizontal legen die Schwinger ihren Oberkörper vor. Wer zu hakeln versucht, riskiert eine instabile Schräglage. Die Körner des Sägemehls schweben – in Zeitlupe und Großaufnahme –, wenn der Sieger mit einer Trostgeste die Schultern des Unterlegenen sauber wischt. Der entthronte Favorit *Wenger, Kilian* kommt ins Bild. Am aus Holz geschnitzten Brunnen im Stadion netzt er sich vor dem Kampf das Gesicht – aber fällt in der Rangliste noch weiter zurück.

Ein Gewinner reckt die Faust hoch und zeigt die obere Zahnreihe – Triumphgesten im Sport. Sich im Fallen noch zur Seite umzuwenden ist keine Rettung – wer schräg daliegt, wird niedergedrückt. Wessen Kopf ins Mehl gebohrt wird, dessen Schmerzgesichter fängt die Kamera ein. Wehrt sich im Bodenkampf einer mit aller Kraft, um nicht auf den Rücken gepresst zu werden und hält noch eine freie Schulter hoch, setzt der andere zum Übersprung an, das heißt wirft sich mit dem ganzen Gewicht in einem halben Vorwärtssalto Rücken voran auf dessen Brust, über hundert Kilo plus Drall – gegen so ein Drehmoment kann sich kein Schultermuskel stemmen.

Stucki, einer der Besten und womöglich der Schwerste von ihnen allen – er habe sich bei japanischen Sumo-Ringern vorbereitet, berichtete die Boulevard-Presse im Vorfeld – gewinnt in seinem weinrot gefärbten Sennenhemd erneut souverän. Er hebt mit abgewinkelten Armen beide Fäuste, aber bleckt die Zähne nicht. Noch ist nichts entschieden, das weiß er.

Wieder Pause. Nebenan, vor der kleinen offenen Tribüne, werden nun die ›leichteren‹ Steine gestoßen. Ihr selbst schmerzt schon vom Zuschauen der Rücken. Der von vierzig Kilo wird aus dem Stand geschleudert, der von zwanzig Kilo rennend mit langem Anlauf. Bevor sie antreten, reiben sich die Männer ihre Handgelenke. Mit Willenskraft ist sehr wenig zu machen, wo die benötigte Kraft nicht reicht. Das Publikum spendet trotzdem Beifall.

Dann erfolgt die Ausscheidungsrunde mit dem Unspunnenstein. Sie schreibt mit und erfährt, der Wettkampfstein sei ein Granit von der Blümlisalp. Einer hebt ihn hoch über den Kopf, schwankt vor und zurück, dann lässt er ihn seitwärts nach hinten fallen – nicht nach vorn, um die eigenen Füße nicht zu zertrümmern. Ein anderer tänzelt wie ein Boxer, wirft nach elegantem Anlauf aber ungültig.

Die legendäre Schlacht der alten Eidgenossen bei Morgarten steht ihr plötzlich ganz anders vor Augen – wo Ritter in ihrer Blechrüstung durch Langspieße, an denen auch ein Haken und ein Beil geschmiedet war, vom Pferd gerissen und, in ganz unadeligem Kampfstil wenn nicht von diesem Beil dann mit schweren Steinen erschlagen wurden. Die entsetzlichen schweizerischen Ahnen in ihren Talgemeinschaften galten den regulär in ihre Herrschaft eingesetzten Hochadeligen als infame, geborene Aufrührer, die nicht nur arglistig Abgaben zurückhielten, sondern hinterrücks angriffen, jeder höfischen Sitte spotteten, Fürsten und Könige verachteten – bis zu dem Tag, an dem sich dieselben Talbewohner von denselben erlauchten und gekrönten Häuptern kaufen und als Söldner anstellen ließen, um deren Kriege zu führen, vor allem in Italien, mit bis noch in der Gegenwart spürbaren, schlimmen Folgen für jenes Land.

Der Bestplatzierte für den morgigen Unspunnen-Final, ein Hüne, hebt seinen Sohn hoch über den Kopf, während die Fotoapparate klicken.

»Wie trainieren Sie?«, fragt Anna ihn. Es ist für den Artikel.

Er habe zu Hause auch so einen Stein, antwortet er. »Ich fand ihn selbst und ließ ihn dann auf dreiundachtziginhalb Kilo meißeln.«

Der Junge – sein Alter schätzt sie auf fünf – löst sich vom Vater, findet ein tennisballgroßes Steinstück, hält es mit den kleinen Armen über den Kopf und rennt in der Startbahn an. Beim zweiten Versuch stößt er ihn aus der Hüfte. Dann ergreift er den Rechen und harkt damit den Sand, aber verkehrt herum, mit den Zinken nach oben, und er stößt statt zu ziehen. So fällt es ihm leichter.

Der Final zwanzig Kilo findet gleich anschließend statt. Schweizer Rekord ist 9.01 Meter. 8.65 werden erreicht. Ein Blondschof mit rotem Hemd wird gefeiert.

Auch wenn sie Schweizerdeutsch redet, wechseln viele, die sie anspricht, gleich auf Hochdeutsch. Nach so vielen Jahren in Berlin wird ihr der hiesige Dialekt nicht mehr abgenommen. An diesem Fest markiert die Dialektfärbung, aus welchem Kanton jemand ist. Sie scheint nicht mehr dazuzugehören.

Immer wieder wendet sie den Kopf zur Großleinwand, auf der die laufenden Kämpfe übertragen werden.

Schwingen ist kein Tango. Die faire Kampfweise ändert nichts daran, dass sie übereinander herfallen wie die Tiere. »Meine Halswirbel schreien schon auf, wenn ich nur daran denke«, sagt sie einem, der neben ihr steht und ebenfalls guckt. Der sagt: »Das kann man nicht von heute auf morgen, die müssen lange trainieren.« Ein Bio-Bauer ist er, stellt sich heraus. Fast entschuldigend gesteht er, auch einen jener riesigen Traktoren zu besitzen, deren Räder einen fast überragen.

Jetzt sind die mit den Vierzig-Kilo-Steinen dran. Einer von ihnen sei im Winter als Bobfahrer unterwegs, verkündet der Lautsprecher. Der Sieger wirft aus dem Stand 4.51 Meter. Es sei der fünftbeste je erzielte Wurf.

12 Schwere

Im großen Stadion steht wieder ein Chor, diesmal ohne Hüte und Joppen, während die Kämpfe weitergehen. Von oben schaut Anna zu.

»Sempach macht auf mich den besten Eindruck«, meint ein Pressekollege.

Sie sieht: Wer sich auf die Knie rettet, wird von starken gegnerischen Armen kopfüber auf den Rücken gelegt.

»Stucki bestätigt seine Favoritenrolle«, spricht ein Radiokollege in einer Live-Schaltung über Kopfhörertelefon, laut, so dass alle es hören. »Der Kraftprotz wirft seinen Gegner aus dem Stand auf die Schultern. Dafür gibt es zehn Punkte.«

»Über zweihundert machen mit. Davon werden etwa fünfzehn Prozent Kränze bekommen – das sind dann *Eidgenossen*«, kommentiert der Reporter einer anderen privaten kleinen Radiostation.

Ihnen von der Presse steht zuoberst im schmalen Sektor der Tribüne ein schrankgroßer Kühlschrank mit Getränken zur Verfügung, auch Thermoskannen mit Kaffee und Heißwasser für Tee, Sandwichs und Süßigkeiten.

»Schon ein rauer Sport – wie sie nachgreifen, zerren, klammern, aufeinander stürzen«, sagt Anna, einen Becher Kaffee in den Händen.

»Jeder, der mal gut war, hat ein Leiden im Alter – zieht etwas nach«, bescheinigt ihr der Radiomann, der sich von seinem Kommentar erholt.

»*Parfois on ramasse de mauvais coups* – manchmal stecke man üble Schläge ein«, ergänzt ein französischsprachiger Kollege, der sich zu ihnen gesellt. Allein schon beim Aufprall, meint er. »Bist du nicht robust genug, ist Schwingen nicht anzuraten – *ne pas à conseiller!*«

1500 Kilo wiege der Preis-Stier – darum der Nasenring, um ihn zahm zu halten, wenn er wild werden will, sagt ein Dritter. Von Natur aus seien die Nasenhöhlen schon miteinander verbunden.

Sie bringt Gedanken von Weißschopf und Carol vor und versucht, Rodeos, Stierkämpfe und Schwingfeste zu vergleichen. »Es ist doch kein Zufall, dass da immer ein Stier im Zentrum steht – auf einer symbolischen Ebene.«

Die Sportreporter widersprechen. Anna versucht nochmals, sie zu überzeugen: »Natürlich, beim Schwingen kämpfen die Sennen nicht direkt mit dem Stier, aber indirekt: sie *spielen* Stiere, ahmen deren Kämpfe nach! Die jungen Kerle raufen sich, um die Rangordnung unter sich auszumachen, wie es die Tiere auch tun. Und sie bekommen am Ende einen solchen Stier als Preis.«

»Das hat nichts miteinander zu tun«, sagt der Radiokollege. »Bei einer Corrida de Torros werden die Stiere scharf gemacht – und im Dunkeln gehalten. Reine Quälerei. Der hat keine Chance. Sie hetzen ihn nur. Hast du gesehen, wie friedlich der hier ist?«

»Ist Ihre Kollegin wirklich aus den Vereinigten Staaten?«, fragt der Romand. – »Ja.«

Der Deutschschweizer schüttelt nur den Kopf. »Und an amerikanischen Universitäten haben sie Geld für so einen Unsinn?«

Anna kommt auf ihre eigene Theorie vom Tanz zu sprechen. »Die Kraft, die zwei Schwinger benötigen, um Kopf auf Schulter, Schulter gegen Kopf gepresst, stillzustehen und zu warten, bis einer einen Fehler macht, diese Kraft, die ausreichen würde, einen Eisenbahnwagen zu verschieben, und doch wird sie unsichtbar. Sie hebt sich auf. Dasselbe hast du, wenn auch nur mit einem Hauch von Kraft, auch im Tango.« Aber schon enteilen die drei Kollegen.

Der vierte Gang beginnt. »Noch immer lässt das Kampfgericht Teilnehmer aus derselben Region nicht gegeneinander antreten, Schwingen ist auch ein Mannschaftssport«, spricht der eine schon ins Mikrofon. Allein bleibt sie beim Kaffeetisch.

»Ein Konter! Er hat den Schwung abgefangen, nützt den einen Moment, in der sein Gegner keinen sichern Stand hat ...!«, hört sie rufen.

Langsam bewegt sie sich durch die Reihen. Erschlafft lässt sie sich neben Carol nieder.

»Schau«, sagt Carol, um sie aufzuheitern, »einer legt den Fuß zwischen den Schritt des anderen, und so hüpfen sie mehrere Meter weit, sie tänzeln!«

Anna betont den Unterschied. »Die Nähe im Tanz will nicht bezwingen, das Glücksgefühl geht nicht auf Kosten der anderen Person. Es ist ein unsichtbares Band, das nicht reißen darf.«

Carol presst den Operngucker wieder gegen die Augen. »Oh, der geht jetzt etwas unsanft mit ihm um. Es gibt Krokodile, die genauso spielen mit den Menschen.«

Sie kann nicht anders, denkt immer an August. Carol spürt es, unternimmt einen weiteren Versuch, sie aufzumuntern: »Da, erneut Tangostunde. Einer legt dem anderen das Bein über die Hüften.«

Auf einem anderen der sieben Ringe, auf denen permanent zugepackt wird, dreht sich ein Paar kreisend umeinander.

»Sieh nur! Zwei verschlingen sich im Sägemehl so ineinander, dass nicht mehr klar ist, welcher Fuß und Arm zu wem gehört«, kommentiert Carol begeistert und beginnt zu notieren. »Mit dem Knie liegt jetzt einer auf dem Oberschenkel des anderen – heiß!« Carol ihr streckt das Fernglas hin.

Doch Anna bricht auf. »Ich will noch nach Großvater sehen«, sagt sie.

Beim offenen Stall mit den gestifteten Preistieren bleibt sie stehen. Sie erfährt, die Kühe seien alle *belegt*, das heißt trächtig, obwohl sie erst anderthalb oder zweijährig sind. Anna fragt eine Bäuerin, wie lange die Schwangerschaft bei Kühen denn dauert.

»Neun Monate und zwei Wochen.«

Ein Grund vielleicht für die kultische Verehrung dieser milchspendenden Tiere in früheren Zeiten – diese Nähe zur menschlichen Natur, denkt sie.

Eine, die *Bambi* heißt, hat sich hingelegt – genug gegessen. *Stella, Flavia und Belinda* folgen ihrem Beispiel. Der Stier zittert ab und zu vor Kraft – er scheint diese Erschütterung selbst auslösen zu können, mit den Schultern, um Fliegen zu vertreiben. Es ist ein Riesentier. Die jungen Kühe daneben lassen ihn kalt. Eine Duftsache, so ist anzunehmen, nach ihm besteht kein Bedarf. Die kurze Kette, die zu seinem Halsband führt, ließe auch kein Techtelmechtel zu. Jetzt stehen nur noch er und *Arlette* – die keinen Platz hat, sich auszustrecken, da neben ihr *Flavia* und *Bambi*, schräg liegend, sich über Gebühr breit machen.

13 Luft

Es ist Sonntag, der letzte Tag. Ihr Zwischenbericht enttäuschte die Erwartungen Berlins. Sie war mit dem Kopf auch woanders.

»Wir bringen die Geschichte leider nicht. Du zitierst da aus einem Tourismusheft, das in Schweizer Zügen aufliegt, wie du sagst: *Unsere Alpen umfassen 73 Viertausender, 1161 Dreitausender und 2132 Zweitausender ...* Versteckst du dich nun auch schon hinter den Bergen? Keine Schweizer Selbstbespiegelung bitte! Außer mit seinen Banken ist das Land kein Thema hier, nicht jetzt, wir haben Wahlkampf – das TV-Duell mit Merkel heute Abend

stellt alles andere in den Schatten. Außerdem schaut die Welt auf Syrien. Emmental? Die Urlaubszeit ist vorbei. Warum bist du nicht schon zurück? Deine Stimme fehlt *hier!* Und was tragen die Schwinger da überhaupt? Sieht zwar reizend aus, aber warum wagen sie darunter nicht freies Bein? Ich lerne von dir: *kurze, reißfeste Hosen aus Zwillich.* (Hast du das am Objekt überprüft? Ha!) Was Kurzes höchstens über dieses Alpenjudo-Fest, in deiner Kolumne. Ziehe eher Vergleiche mit Catch-as-catch-can, streiche die Stiermythologie – Picasso und eurer Dürrenmatt kommen mir sonst in den Sinn. Melde dich!«, schrieb ihre Redakteurin.

Noch ist nicht mal Mittag. Sie zieht schon den Zugfahrplan hervor, legt ihn wieder zurück – in Gedanken an August.

Carol ist unten auf dem Rasen, führt Interviews. Unter dem Tribünendach herrscht brütende Hitze. Selbst Kaffee reißt sie, Anna, nicht aus der Sonntagvormittags-Lethargie.

Plötzlich aber, endlich kommt der Anruf, den sie schon nicht mehr erwartet hat: »Wir kommen!« Vreni sagt: »Bis gleich.«

Stehend hält sie Ausschau. Rollstühle stehen zuvorderst, nur durch ein Seil von den Wettkampfringen getrennt, daneben einige leere Bänke. Von ihnen ist nichts sehen.

Der fünfte Gang ist vorbei. Die zwei Favoriten bestätigten sich. Der im weinroten Hemd antretende Stucki wiege, heißt es, 144 Kilo. Sempach, der das Sennenhemd in der hellblauen Ausfertigung trägt, hat unvorsichtigerweise einer Emmentaler Gratiszeitung vor Wochen schon anvertraut: *Ich möchte in Burgdorf zum Schwingerkönig erkoren werden.* Beide sind aus dem Kanton Bern.

Die Pause dehnt sich. Wieder tritt die starr dreinblickende Kolonne mit den überdimensionierten Kuhglocken auf, die sie von einem Oberschenkel zum anderen werfen – der monotone Klang hat etwas Dumpf-Kriegerisches. Die nachfolgende Marschmusik mit vielen Trompeten bietet dagegen fast Wohlklang, obwohl ursprünglich auch zu militärischen Zwecken komponiert. Der gemischte Jodelchor löst die Stimmung endgültig. Es folgen noch Ansprachen: *Heute sind wir alle bei uns im Emmental. Wir bezeichnen uns nicht ohne Stolz als eine der Ursprungsregionen des Schwingens ...*

Sie hält es nicht aus und rennt nach unten, stellt sich vor der Großleinwand auf die Zehenspitzen. Da muss Vreni mit August vorbeikommen, hier gabeln sich alle Wege. Im Bild erscheint nun der Bundespräsident in einem gewöhnlichen, karierten blauen Hemd neben dem Bundeshaus-Amtsweibel mit langer rotweißer Robe – um von der *Freiheit*, der *Tugend* der *Eigenverantwortung* und der *Sorge* um die *Wurzeln* zu reden, was die Politik immer tut, wenn sie nicht aussprechen will, dass sie damit Ausgabenkürzungen, Solidaritätsverzicht und nationale Abgrenzung meint. Vor diesem Publikum erhält er dennoch großen Applaus. Zur Landeshymne erheben sich in der Arena alle von den Plätzen: Es ist eine Anrufung fast religiöser Art: *Trittst im*

Morgenrot daher, seh ich dich im Strahlenmeer ... Sie denkt: Schwingverbände wurden durch ein Versehen der Geschichte aus einem Verein verschworener Rebellen zur Traditionsstütze par excellence, reg' dich nicht auf, es gibt Schlimmeres. In der Menge verliert sich ihr Blick. Sie sieht eine Alphorngruppe vorbeigehen, die Hörner haben sie wie Lanzen geschultert, den Schalltrichter gegen die Lenden. Bleiben sie stehen, um zu plaudern oder zu trinken, stellen sie das Ding hochgestellt auf die Schuhe.

Anna fragt einen Offiziellen: »Die Abschottung der Schwinger von innen gelingt zu fast hundert Prozent. Weshalb?«

»Es gibt keine Diskriminierung«, sagt er, »nur einem Verband angehören ist Voraussetzung.« Dann muss der Mann schon wieder weiter, drehte sich aber nochmals um: »Im Unterwallis gibt es einen jungen Schwinger, dessen Familie ursprünglich aus Afrika stammt, wenn sie das meinen; er ist recht gut, eine eindrucksvolle Gestalt, vielleicht ist er beim nächsten Mal dabei. Warum zieht es Kinder, deren Eltern ursprünglich aus anderen Ländern stammen, eher zum Fußball oder Boxen? Sagen Sie mir's! Na klar, das ist eben internationaler Sport.«

Der sechste Gang beginnt. Stucki und Sempach treten noch immer nicht gegeneinander an. Aber beide müssen Punkte machen, am Ende zählen nur die.

Anna wird langsam ungeduldig.

Geraten einige in aussichtslose Lage, kriechen sie auf vier Beinen ins rettende Grün. Ihr gehen alle Gedanken durcheinander. Wo bleibt Vreni? Hat sie August wirklich bei sich?

Sie hat nur ein halbes Auge für das Kampfgerangel. Der junge Berner Gnägi der seinen Kampf gewinnt, bleibt ohne Triumphgeste ausgepumpt liegen, der unterlegene Gegner ist schneller wieder auf den Beinen.

Einer liegt flach auf dem Bauch und macht sich schwer. Der andere reißt ihn vergeblich an den Hosen hoch, als wollte er ihm ein Bein ausreißen.

Sempach rollt den Nacken im Kreis, lockert die Hüften, die Achseln. Konzentriert stützt er sich mit den Armen auf den Brunnentrog. Dann gewinnt er seinen Kampf. Stucki auch den seinen – er wirkt wie ein Bär.

Wieder Pause. Sonntagmittag, sie müssten längst hier sein. Anna klappert die Zelte ab, wo die Leute dichtgedrängt essen. Auch vor dem *Gabentempel*, in dem die übrigen gestifteten Preise zu besichtigen sind, befinden sie sich nicht. Schon strömt das Publikum wieder zu den Eingängen. Der siebte Gang, die Entscheidung naht.

Da erblickt sie ihn! August – an einer Krücke, mit eingebundener Schulter, den einen Fuß geschient. Vreni stützt ihn. Dahinter die Eltern und die Geschwister, die nur stumm grüßend an ihr vorübergehen und in die Arena streben. Es ist heiß, Anna umarmt ihn mit vorsichtigem Kuss auf beide Wangen und spürt, dass er schwitzt.

Sie findet: Ich sehe ihn an, aber ich spüre nicht, was er denkt.

Er lässt sich auf eine Bank sinken. »Die legen dir keinen Gips mehr an, heutzutage«, scherzt er forciert, »sonst hätte ich schon alles voll Autogramme! Übrigens, bevor ich's vergesse – warum's im Emmental häufiger schönes Wetter hat als in Zürich, wolltest du doch wissen? Das Phänomen heißt *Emmenluft*. Dringt von oben herab, bis nach Burgdorf. Im Sommer spürst du's besonders gut, wenn Heu auf den Feldern liegt, duftet das ganze Tal.«

Anna sieht ihn mit der Verlegenheit an, die sie immer empfindet, wenn sie sich eines eigenen Fehlers bewusst wird. Doch setzt August seine Rede unbeirrt fort, mit aufgekratzter Fröhlichkeit, und dennoch fast soldatisch, um eine Vollzugsmeldung zu erstatten, bevor überhaupt an den eigenen Zustand zu denken ist. »Ich kam nicht dazu, dir das früher zu sagen: Der Leiter der Stadtbibliothek kennt sich mit Winden und Thermik aus, ist Segler. Dadurch, dass das Emmental leicht ansteigt, bis zu dem Riegel von Bergen hin, die schon zu den Hochalpen des Berner Oberlandes führen, gibt es eine Art Röhreneffekt: Wärmere Luft steigt hoch, kühlt sich zuoberst ab und kehrt als leichter Fallwind wieder zurück, der wie ein Gebläse den Nebel vertreibt, der in Zürich den Leuten im Herbst und Winter so auf den Geist geht.«

Sie überlegt: *Was haben die ihm gegeben? Nimmt er wirklich an, dass ich das jetzt wissen will? Es lässt nur den Abstand ermessen, den er zwischen uns setzen zu müssen glaubt.*

»Darüber wolltest du doch schreiben?«, bemerkt er noch.

»Die Redaktion gibt mir nur ganz wenig Platz«, sagt sie, als ob das wirklich von Belang wäre. Sie beißt sich auf die Zunge.

»Schick's mir, wenn sie's drucken!«, sagt er.

»Ich verspreche es.«

Vreni hält noch immer inne, obwohl er zu ihr hochblickt, als wüsste er, rasch wegzukommen. Anna denkt: *Es zieht ihn sichtlich von mir weg.*

»Tut es sehr weh?«, fragt sie endlich.

»Nicht mehr als ein verlorener, brutaler Kampf.«

»Es tut mir so leid – deine Pläne ...«

»Ich hatte inzwischen Zeit zu überlegen«, meint er, im Ton etwas zu nachlässig, als dass sie nicht gespürt hätte, was er eigentlich fühlt: »Pläne sind wie Eiswürfel im warmen Wasser des Lebens, in dem nicht nur wir umrühren. Mal schwimmt der eine Eiswürfel oben auf, mal der andere, und am Lebensende werden alle geschmolzen sein.«

Vreni lächelt ihr zu, ehe sie ihn hochzieht, und freundlich neigt sie den Kopf leicht zur Seite, wie sie mit ihm zum Stadioneingang humpelt.

Dann sagt er, wie um auch ein Lächeln auf ihr Gesicht zu zaubern, wie er selbst mal sagte. »Wird schon werden! Wenn wir stürzen, stehen wir eben wieder auf – und heben uns auf eine neue Stufe«, verkündet er. »Übrigens bin ich im Moment nicht erreichbar. Mein Telefon: ich glaube, es wurde mir geklaut. Vreni hat es dir erzählt – schade, ich habe es vermasselt.«

Selbst wenn er es gewollt hätte, die Stützverbände in der Nackengegend erlaubten ihm nur, ihr nochmals die Augen zuzudrehen, nicht seinen Kopf. Er hebt vielsagend die eine Hand und winkt ihr mit der Krücke.

Wenige Minuten später, auf der Pressetribüne, von der aus sie August und Vreni regungslos beobachtet, erhält sie eine neue Kurzmeldung der *Firma*:

Nach eingehender Untersuchung der entstandenen Lage entschließen wir uns, auf den Antrag zu einer Beweisaufnahme zu verzichten und ziehen die Strafanzeige zurück. Wir gehen umgekehrt davon aus, dass von Ihrer Seite jede nachteilige, wettbewerbsschädigende Äußerung gegen uns unterbleibt, andernfalls hätte dies eine sofortige Unterlassungsklage unserer Rechtsabteilung zufolge.

Reine Einschüchterung, sagt sie zu Carol. »Die haben gar keine solche Abteilung, nur Aufnahmen von August – sowie auf seinem Mobiltelefon gespeicherte Botschaften, die sie vor Gericht niemals verwenden dürfen.«

14 Gebärden

Die Fragen, die sie ihm hätte stehen wollen, kommen ihr jetzt erst in den Sinn. Um nicht immer suchend zu August auf die für Verletzte und Rollstühle reservierte Fläche am Fuße der Ehrentribüne hinabzusehen, steht sie auf und lässt Carol mit dem Operngucker allein.

In der Menge eingetaucht, starrt sie auf die Großleinwand. In Zeitlupe ist zu sehen, wie einer das Gleichgewicht verliert, schon schwebt er, der andere, noch auf der Zehenspitze, stürzt über ihn nieder – macht ihn *platt*. Es verbirgt sich schon ein gehöriges Stück Jahrmarktsgrobheit hinter dem Schwingen, notiert sie. Die Schwinger tun, was im richtigen Leben ungehörig ist.

»Doch das ist nicht vorgetäuscht wie bei den Catcherinnen und Catchern, es ist echt«, sagt ihr einer, mit dem sie darüber ins Gespräch kommt und neben ihr steht. Er sei früher rennmäßig Motocross gefahren, erklärt er, kann auch ähnlich schnell reden, nicht nur, weil er aus Zürich kommt. Er schweift ab, spricht davon, wie einige zu seiner Zeit an den Zylindern und Kolben bohrten, um sich unerlaubte Vorteile zu verschaffen. »Die Versuchung zu täuschen ist bei den Menschen ständig da! Das begann schon mit dem ersten Wurm, der an eine Angel gesteckt wurde, um einen Fisch zu ködern, nicht erst mit Doping. *Ernstli*, hat meine Mutter zu mir gesagt, *du stiehlst nicht, du lügst nicht!* Nicht zum Lügen verpflichtet zu sein, erzeugt ein euphorisches Hochgefühl. Du kannst dir dann sagen: Auch wenn ich von Lügenkonstrukten und Lügenden umgeben bin, ich brauche es selbst nicht tun! Hier, das Emmental, es mag ja schön sein, nicht wahr, aber meinst du, hier habe, bevor es Kontrollen gab, nie ein Bauer oder eine Bäuerin die Milch gepantscht? Na also! Es muss niemand so heilig tun! Als einzelne Person unabhängig bleiben, darauf kommt's an!«

Sie schiebt sich weiter, bleibt wieder stehen. Wenn gleichstarke Schwinger miteinander nicht zu Rande kommen, nur drücken und stoßen, gleichen sie einem vierfüßigen Tier mit langem Rücken und ohne Kopf, – denn die Schädel schieben sie seitwärts gekippt mit zusammengekniffenen Augen wie passende Puzzlestücke zwischen Hals und Schulter ineinander. Wenn sie, so verschlungen, mit Seitschritten zur Kreislinie rücken, ist es schwer, nicht an ein Menuett zu denken. Wird einer vom anderen hochgehoben, ist die einzige Verteidigung, das Bein um seines zu klammern und es zu *knicken*, damit jener eher stürzt. Noch wenn sich in der Luft beide schnell drehen, ist nicht ausgemacht, wer zuletzt auf dem Rücken liegt – dergleichen in einem Tanzsaal wäre eine Parodie.

Bei der Siegerpose bricht überflüssig gewordene Restenergie, die abgebaut werden muss, sprühend hervor, sie wird gleichsam abgeschüttelt, bis sich der Hormonhaushalt Sekunden später wieder auf Friedlichkeit einpegelt.

»Kein Augenkontakt!«, kommentiert ein neuer Nachbar, als zwei sich ineinander verstricken.

»Ist das eine Kampftechnik?«, fragt sie.

»Das ist eine Kampftechnik!«, bestätigt der lachend.

Sie holt sich endlich ein Sandwich. Damit stellt sie sich in den Schatten, begeht aber den Fehler, dass sie eine Wespe, die am Schinken knabbert, amüsiert ein paar Sekunden fressen lässt, denn nun ist die gelbschwarzgestreifte Besucherin mit den geschliffenen Fresswerkzeugen nicht mehr zu verscheuchen. Vergebens versucht, sie mit einer Ecke Fleisch wegzulocken, das kleine Stück bleibt unbeachtet am Boden liegen.

Eine Frau neben ihr möchte behilflich sein, aber Anna wehrt freundlich ab, will nicht, dass dem Insekt etwas angetan wird. Doch die Wespe kehrt unaufhörlich wieder. Da langt die Frau ungefragt mit Daumen und Zeigefinger zu, nimmt sie von der Seite her in den Griff und zerdrückt sie. »Sie sind eine mutige Frau«, sagt Anna aus Verlegenheit.

»Wissen Sie, ich habe zu Hause Bienen, da macht mir das nichts aus.« Die Frau wischt sich die Hand und entdeckt den Stachel. »Sehen Sie, damit hätte sie Sie gestochen!«

»Haben Sie noch andere Tiere?« So umging Anna die Frage, ob sie Bäuerin sei.

»Eine Katze!« Die Frau lacht und erklärt ihr, mit wie viel Aufwand die Pflege eines Bienenstocks verbunden sei, um Milben zu bekämpfen. Sie reinigt die Unterlage mit Ameisensäure und benutzt biologischen Thymian.

Währenddessen findet drinnen, von der Arena beklatscht, der Final mit dem schweren, unförmigen Unspunnenstein statt. Das ursprüngliche Exemplar wurde, von der Natur abgeschliffen, in einer sogenannten Gletschermühle gefunden, hört Anna sagen.

Auch dieser Werfer zeigt eine archaische Siegergeste. »Der Rest von Energie ...«, sagt sie zu der Imkerin.

»... muss raus!«, ergänzt diese.

Es gewann der Mann, den sie gestern interviewte.

Nun folge der *Kranzausstich* im Schwingen, wird über Lautsprecher bekannt gegeben. Diese Runde findet ohne die beiden Bestplatzierten statt – deren Final wird den Abschluss bilden.

Auf dem Platz ... haben sich die Hand gegeben ... oder: ... haben zusammengegriffen ... – so kündigt der Speaker trocken die Paarungen an.

Sie geht trotzdem wieder hoch zur Tribüne. Carol sagt: »Von oben sehen die Sägemehlringe wie Käselaibe aus – kein Wunder, dass Sennen einen runden Kampfplatz wählten.«

Anna hält es kaum aus. Von August und Vreni sieht sie unten nur den Rücken. Mit Hüten schützen sie sich vor der Sonne.

»Jemandem Sägemehl zu fressen geben wäre eine sehr unfreundliche Umschreibung eines Sieges«, sagt Carol. Ein *Blattwurf*. Zehn Punkte: den Gegner an einem Bein gefasst, die andere Hand an dessen Hose, und ihn in Kiplage gebracht.

Wenger, Kilian, der Schönste, will wenigstens einen Kranz gewinnen.

»Ich hoffe, ich sehe ihn einmal in einem Film«, wiederholt Carol. Er fasst mit links die Hand des anderen – exakt wie beim Tanzen. Dann schwingt er ihn über die Hüfte, die rechte Hand umgreift seine Taille, auch der andere hält ihn noch umarmt. Wenger ist bei diesem letzten Sieg nur die Erleichterung anzumerken – der Ausdruck dankbaren Glücksgefühls.

Anna bekommt wieder Radiokommentare mit: »Ein passives Unentschieden lohnt sich nicht, das ergibt nur 8.75, ein kämpferisches Remis hingegen 9.00. Eine Niederlage je nach Kampfgeist zwischen 8.50 und 8.75 – dann erbt der Unterlegene vom Sieger einen Viertelpunkt. Angriffiges Verhalten wird belohnt!« Unten kriechen zwei wieder auf allen Vieren aus dem Ring.

Einem, der noch nie einen Kranz gewann, kommen die Tränen, er kann es kaum fassen – eine andere Variante des Gefühls nach dem Sieg. Sie könnte jetzt August nicht in die Augen sehen.

Einer nimmt, wie in einer wilden Balgerei, den Kopf des Gegners zwischen die Beine – und so wirbeln sie im Kreis. Definitiv keine Tanzfigur, findet Carol.

Carol kommt mit nach unten, auf der Leinwand ist es doch besser zu sehen, und Anna stellt sie der Bienenfee vor, die noch immer im Schatten eines Bierzeltes steht.

Liegend umschlingt einer wieder mit dem Bein den Schädel des Widersachers und legt einen Hebel an – catch-as-catch-can, aber ein erlaubter Griff, solange eine Hand an der Schwingerhose des anderen verhakt bleibt.

Ein Sieger macht die Geste eines Kranzes über dem Kopf – und fühlt sich engelsgleich.

Ein Unterlegener lächelt, als ihm der Gewinner, der den Kopf ganz nahe an den seinen drückt, etwas ins Ohr flüstert, während er ihn niederpresst.

Sie fragt die Frau mit den Bienen, was sie sich, als Kranzschwingerin, für einen Preis aussuchen würde: »Pferd oder Kuh?«

»Ein dreijähriges Pferd, je nach Ausbildung und Zucht, ist viertausend wert«, wägt diese Frau ab.

Anna bringt das Gespräch auf die Bierpferde mit der blonden Mähne und den immensen Hufen.

Die Frau sagt: »Das sind *Belgier* – die schwersten, die es gibt. Es gibt auch *Haflinger*, die sind weniger stark, aber auch Hundertprozent verkehrssicher.« Eine Kollegin habe kürzlich einen *Araberhengst* gekauft, achtzehn Monate alt, für 18.000; ausbilden dürfe sie ihn, aber noch nicht reiten, erst wenn er zweieinhalb sei, sonst bekäme er einen krummen Rücken. »Wenn Haflinger zu früh ziehen müssen, werden ihre Beine krumm.«

15 Klänge

Der Schlussgang, die Finalpaarung, ist auf fünfzehn Minuten angesetzt. Stucki wartet geduldig im Ring, Sempach fächert sich am Brunnen Wasser ins Gesicht.

Dann streckt Sempach seinen rechten Fuß weit nach hinten, während sie beide mit den Händen Hosenrand oder Gurt ergreifen und Schulter gegen Schulter pressen. Der Ringrichter erklärt die Kampfhaltung für konform und verlässt das Sägemehl. Die Presse lagert in einem weiten Kreis um die Kämpfenden. Auch den Kameras des Fernsehens entgeht nichts – beweglich surren sie auf beliebiger Höhe in Sekundenschnelle zu jedem Punkt der Arena – an Seilen, die zwischen den hoch in den Himmel ragenden Greifarmen von sechs außerhalb der Tribünen geparkten Kranwagen gespannt sind.

Dann geschieht's: Obwohl Sempach seinen Schwerpunkt durch den Ausfallschritt maximal nach hinten verlegt hat, wuchtet der mächtigere Stucki ihn gegen sich und stemmt ihn, gegen die Brust gedrückt, hoch. Sempach ist so gut wie verloren. Stucki braucht sich nicht zu beeilen. Erstens verfügt er über genügend Kraft, um diesen Moment zu dehnen, zweitens muss er erst spüren, nach welcher Seite hin er sein Opfer am besten auf den Rücken werfen will.

Er wartet eine Spur zu lang. Sempach befand sich bereits in einem der früheren Kämpfe in einer ähnlichen Lage – wartet, beobachtet, lauert, in der Hoffnung, sich wie zuvor schon gegen den leichteren Gegner aus der Affäre zu ziehen. Aber er sitzt nicht irgendwem regungslos auf dem Schenkel, sondern in den breiten Armen hält ihn *Stucki, Christian*, von seinen Freunden – zu denen Sempach selbst zählt – nur *Chrigu* genannt. Die Figur, welche die beiden da über lange Sekunden halten, erscheint wie ein Knie-Tango. Anna hält den Atem an, und als Sempach sich befreit, geht das so schnell, dass sie kaum wahrnahm, wie er dies schaffte. Sie hört verschiedene Personen sagen, dies hätten sie noch nie gesehen. Der Sempach-Tango. Die Wette ist wieder offen. Mit vier Beinen, weit nach vorn gebeugt, schreiten sie aus dem Ring, es sieht aus wie

Paarungstanz. Dann greifen sie in der Mitte des Kreises wieder an. »Paarläufe!«, ruft tatsächlich einer in der Menge, als sie wieder die sechs Meter vom Zentrum zum Rand ergebnislos aneinander ruckelnd zurücklegen.

Stucki fasst Sempach mit der Rechten an den Schenkel, um sein Bein zu packen. Sempach wimmelt diese Hand mit seiner Linken ab. Er mag es nicht, greift nach Stuckis Hand. Sie tasten einander ab. Keiner zieht richtig. Dann, blitzschnell, wirft Sempach den Stucki über das gestreckte Bein. Drückt ihn im Sägemehl nieder. Hat ihn. Er ist Sieger. In dem Moment, als der unterlegene Stucki das realisiert und locker lässt, alle Anspannung von ihm weicht, geht ein Lächeln über Sempachs Gesicht, er strahlt den unterlegenen Finalpartner an – und umarmt ihn, liegend, hilft ihm in einer weiteren Geste, mit der Hand hoch, was Stucki auch nicht ausschlägt. Jetzt berühren sich die Hände, weichen sich nicht mehr aus wie zuvor. Stehend umarmen sie sich nochmals, und der Schwerere, der verloren hat, gibt dem ebenso großen, aber Leichterem, einen Kuss auf die Haare und dessen leicht nach vorn geneigten Kopf. Sie sind im selben kantonbernischen Verband. Einige sehen beim Sieger für einen kurzen Moment Tränen.

Anna betritt die Arena, will zu August, der die beiden Finalisten kennt, zu ihnen gehört. Ihm egal was sagen, nimmt sie sich vor. Aber sie kommt nicht zu ihm durch. In unmittelbarer Nähe von ihm sind die Fotografinnen und Fotografen hinter Sempach her. Der feuert die Menge an.

Sie besieht sich den Stadion-Brunnen von allen Seiten. Der Trog ist ein ausgehöhlter, geschälter und polierter Baumstamm. Das Brunnenrohr selbst besteht aus einem natürlichen Ast, der aus dem kürzeren, senkrecht am Kopfende stehenden Stamm hervorstach und sich zudem noch verzweigt. Die Seitentriebe sind auf Fingergröße gestutzt, ebenfalls ohne Rinde und glatt gerieben. Ein schräges Dach überspannt den dicken aufrechten Stamm, durch den die Wasserleitung hochsteigt. Rund um den Brunnen, der von zwei langen Geranienkästen flankiert wird, verhindern Holzschnipsel, dass der Boden aufweicht.

Die Burgdorfer Brassband marschiert ein und spielt. Viele, die es weit nach Hause haben – oder zu ihren Tieren in den Ställen wollen –, brechen auf. Anna setzt sich auf eine leer gewordene Bank.

Achtzehn Neulinge erwarben sich einen Kranz, allein elf aus dem Kanton Bern, das geht aus dem weißen Blatt mit der Schlussrangliste hervor. Für zwei Franken ist es bereits überall zu kaufen. Sie möchte August Trost zusprechen. Aber er ist schon weg! Sie steht allein vor dem über die Wiese gespannten Seil, wo er gesessen hatte.

Anna denkt: Du hast das Mutterland, das du bekommen hast. Du kannst es nicht wechseln.

Sie will Rührung nicht zulassen. Ihre eigenen Gefühle kämpfen gegen sie an, als erneut Naturtöne an ihr Ohr dringen. *Werde ich ein besserer Mensch bei*

Alphornklängen?, so blockt ihre innere Stimme das Gefühl ab. Einer der Fahnschwinger, die den Auftritt beenden, kommt an ihr vorbei. Sie fragt ihn, welchen Kanton er mit dem weißen Schlüssel auf rotem Grund vertrete?

»Nidwalden«, antwortet er und lacht sie nicht unfreundlich aus. Sie sollte es eigentlich wissen.

Wieder überlegt sie: Vielleicht hat Weißschopf Recht – die großen Schwingverbände sind die einzige Struktur, die unbewusst – im Kern – die alte Bauernkriegskoalition gegen die Obrigkeit fortführt. Wieder folgen Reden. Doch niemand erwähnt das. Es ist vergessen. Liegt die seltsam unbestimmbare Wirkung des Festanlasses nicht genau darin begründet, dass dieser Zusammenhang nicht einmal vermutet wird, aber doch spürbar ist? Eine Abordnung aus Fribourg singt einen Kuhreihen a capella. Der Gedanke geht ihr durch den Kopf: Was bedeutet es, wenn ich nun ergriffen bin? *Heul nicht!*, sagt sie sich.

In einem der Stadion-Tore wartet ein Geländefahrzeug mit einem Anhänger. Auf den längs gestellten Bänken sitzen Ehrendamen in Trachten, schwarz-weiß, mit roten Schürzen. Sie haben sich alle schön gemacht, frisiert. Sechzehn aufgereichte Biografien.

Drunten steht noch ein Männerchor. Sie setzt sich wieder auf die Bank beim Brunnen. In ihrer Nähe kehrt ein junger Mann der Wiese den Rücken, zu den Freunden gewandt, ein Weißweinglas in der Hand. Er stimmt kurz in einen Jodel des Chors ein, dann lässt er einen Jauchzer folgen. Er ist betrunken, aber auf friedliche, weich gestimmte Art. Dann fasst er sich an die Stirn – als hätte er Kopfweg von der starken Sonne. Müde reibt er sich die Lider. Das Glas hält er leicht schräg, aber er verschüttet nichts. Er hat schwere Augen. Einer seiner Freunde, die schmale durchsichtige Weinflasche in der einen, den mitgebrachten silbernen Becher in der rechten Hand, steht auf und tritt zur Seite.

Beide blicken zu ihr hin, weil sie auf den Knien ein zweimal gefaltetes Blatt Papier hat und schreibt. Sie sehen die Presseakkreditierung.

Ob sie den Artikel schon fertig hätte, will der Sitzende, der seinen Kopf abstützen muss, wissen. In sein eben noch ganz erloschen wirkendes Gesicht dringt wieder Leben und die Augen leuchten auf.

»Ich weiß noch nicht, wie er endet«, sagt sie.

»Wahrscheinlich mit einem Punkt«, sagt der aufrecht Stehende. Lacht – mit den anderen. Ersterer, beinahe wie aus einem Traumschlaf erwachend, wendet große Kraft auf, um sich zu erheben und eine Bankreihe näher zu kommen, als er hört, dass sie aus Berlin sei, aber Emmentaler Wurzeln habe. Adi heiße er, und nennt den Namen eines luzernischen Städtchens, aus dem er sei. Er will wissen, ob sie sich gegenüber den Kolleginnen und Kollegen in der Berliner Redaktion *verleugnen* müsse. So drückt er sich aus. Ihre Antwort kommt nicht sofort. Adi wird traurig. Zu den anderen gewendet sagt er: »Sie kann nicht dazu stehen.«

Anna widerspricht, doch es klingt nicht überzeugend genug, auch für sich selbst nicht. Sie lässt sich dazu hinreißen, Großvater zu erwähnen, nur wegen ihm sei sie im Grunde hier.

Wo er denn wäre? Adi blickt sich um.

Sie erklärt es ihm.

Adi verkündet, den leicht unsicher auf den Schultern getragenen, wankenden Kopf mal zu seinen Freunden, mal zu ihr gedreht: »Nach langem Hin und Her muss sie sich entscheiden und merkt, dass ihr Herz schon noch für die Heimat klopft.«

Der Wagen der Ehrendamen rollt bis zum Rand der Wiese vor, direkt an ihr vorbei, und wartet auf das Signal. Sie geht nochmals zu ihnen hin – die Frauen, erfährt sie, haben unter sich ausgelost, wer den neuen Schwingerkönig küssen darf. Außerdem: der vorangegangene, Wenger, ist zwar entthront, behalte aber den Titel, *seiner Lebtag*, wie es im Schweizerischen heißt.

Adi sitzt immer noch an derselben Stelle, als sie zurückkehrt. Er sieht sie an, *echt* bewegt, denkt sie – wieder meldet sich dieses verlockende Wort, dem so leicht nicht zu entgehen ist. Und er will unbedingt wissen, wo ihr Blog zu finden ist. Die Bierflasche die ihm sein Kollege entgegenhält, nimmt Adi nicht an. Stattdessen sagt er, eher zu sich als zu seinen Kollegen oder zu ihr: »Mir kommen bald die Tränen wegen dieser traurigen Geschichte, dass sie sich zu entscheiden hat.« Er spricht es mit dem ganzen Ernst, der milde gestimmten Gemütern eigen ist, wenn sie sich unter Alkohol in eine Vorstellung hineinsteigern. Dann sagt er: »Ich kann mich nicht erholen von dem Gefühl des unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen dem Emmental und Berlin.« Er gibt ihr seine Geschäftskarte. Er arbeitet auf einer Bank, sieht sie – registriert es kommentarlos. Sie umarmt Adi. Dann sagt er: »Großvater darf nicht sterben.«

16 Farben

Sempach trägt die schwarze Sennenweste mit dem roten Saum, von der Anna noch immer nicht weiß, wann die in Mode kam– und die sie auf alten Gemälden vergeblich suchte. Sie denkt: Ich lasse es bleiben, dem noch nachzuforschen. Sei es eben so. Sie schaut sich um: Nur die Appenzeller tragen eine rote Joppe.

Der Eichenlaubkranz, an dem echte Eicheln hängen, wird dem Gewinner unter Jubel aufgesetzt. Rot-weiße Stoffbündel fallen in seinen Nacken. Bei der Ehrung werden die Wohnorte aller Kranzgewinner genannt und je nach Herkunftskanton besonders beklatscht. Sempach ist aus Alchenstorf im Emmental, Stucki aus Lyss, unweit des Bielersees. Der Stier steht regungslos inmitten eines der Sägemehlkreise, mit gelben Blumen geschmückt. Es sind

Astern und kleine Sonnenblumen, rund um Schultern, Bauch und zwischen den Hörnern. Der neue Besitzer posiert daneben, hält ihn am eisernen Ring. Das Tier macht kauende Bewegungen.

Kommt gut nach Hause, schläft gut, verabschiedet sich der Speaker. Traditionelle *Volksmusik* wird eingespielt. Am nun leeren Tisch des Kampfgerichts sitzt ein Fotograf mit langen Objektiven und versendet seine Aufnahmen. Ein etwa zehnjähriges Mädchen in schwarzen Hosen und weißer Bluse schlägt abseits der Erwachsenen auf dem Rasen ein Rad, immer wieder. (Später träumt sie von ihr, und denkt am Morgen: *Ich sah in ihr meine junge Mutter.*)

Sie kehrt auf die Pressetribüne zurück. Von Carol liegt ein Briefchen da, in dem sie ihr mit Überschwang dankt und sich noch wortreicher entschuldigt, Hals über Kopf abgereist zu sein – sie nehme einen früheren Flug und schreibe ihr ganz bestimmt aus München. Die abschließenden Zeilen lauten: *»Jetzt steht der festliche Almabtrieb an, in Bayern – da tragen die Sennen Lederhosen (es gibt Bilder hochstehender Nazis, die sich vor und nach 1933 so ablichten ließen!). Und dann folgt das Oktoberfest mit dem, was wir in den Vereinigten Staaten German Beer Drinking Music nennen – Geschlechterkostümierung und Politik: als Thema unerschöpflich.«*

Anna mailt ihr kurz: *Hoffe sehr, du bekommst deine Professur. Ich spüre, die Studierenden werden es lieben, mit dir zu arbeiten. Den Mut für das Wagnis des Denkens von Morgen gibt der Austausch zwischen den Generationen.*

Dann verschickt sie ihre fertige Kolumne, packt zusammen und denkt – war's das nun? Die Tische sind fast alle leer. Zuoberst auf der rückseitigen Plattform, wo die enge, mehrstöckige Metallstiege von der Tribüne hinabführt, verharrt sie kurz. Ihr Blick schwebt über dem Gelände. Die Lichter brennen schon im Zeltdorf. Wiederholt dringen Gesänge, Zurufe und Lacher herauf. Das Grün der Wiesen wird in der Dämmerung olivgrün. Der Himmel verfärbt sich in ein Violettrosa. Wolkenschleier ziehen sich wie hellblaue Streifen über diesen letzten Ausläufer des Tals. Der Fluss, der ihm den Namen gab, verbirgt sich hinter dem Uferwald. Dann setzt wieder Musik ein.

Sie bekommt eine Nachricht. *Ich hoffe, dass dies dein letzter Beitrag war – über Käse, Emmental, Schwingen und derlei, meine ich. Ich darf dir gar nicht sagen, wie dich hier schon alle nennen, ein Wort mit fünf Buchstaben, und endet auf »i« (nicht auf »y« wie die Schöpferin des Charakters, mit ebenso vielen Lettern). Bis bald. Berlin eben, sagen's offen raus. Meckern ist schon ein Lob. Beweisen aber, wenn's drauf ankommt, Herz.*

Sie tippt dankend zurück: *Ein kleiner Tribut an dieses Tal, seine Geschichte und die Menschen, die in ihm lebten, es weiterhin tun oder ganz neu dazustoßen.*

Vor dem Stadion trifft sie ein Gruppe sehr junger bernischer Schwinger in dieser schwarzen Senneneinheitskutte – alle mit Freundinnen, die in der hereinbrechenden Nacht bezaubernd wirken – und fragt, wie sie denn diese Joppe nennen: *Käsermutz*, sagen sie und lachen.

Jenseits des dunkeln Feldes sieht sie ein Fahrradlicht auf dem Uferweg vorbeiziehen, so als hätte sich die Landschaft bereits wieder in den Vorzustand zurückverwandelt, an diesem scheinbar abgelegensten Ort der Welt.

Sie kommt an einer zehn Meter langen und drei Meter hohen leeren Hähnchenbratvorrichtung mit Platz für achtundvierzig Spieße vorbei. Befeuert worden war der Riesenrost aus seitlichen Kammern mit Holzkohle, die hinter dem Gitter nachglüht. Die Hitze rötet ihr Gesicht. Sie nimmt die metallene Militärbrücke, die bald wieder aus dem Bild der Landschaft verschwinden wird. Die Emme ist zur Hälfte trocken. Weißlich schimmern die abgerundeten Steine, die seit wie lange schon das Tal hinunterrollen, um es eines Tages, weiter treibend, ganz hinter sich zu lassen.

17 Toter

Auf dem Weg zurück nach Berlin deckt sie sich frühmorgens in Basel noch mit Zeitungen und zwei Bechern Kaffee ein.

In einer kleinen Meldung berichten die Montagsblätter, in Zürich sei ein junger amerikanischer Erdölfachmann tot im See gefunden worden. Der Rücken weise tiefe Einschnitte auf, wie sie von einer Schiffsschraube herkommen könnten. Er trug nur Badehose und Sommerhemd, sei aber von seinem Geschäftspartner, einem jungen Rohstoffhändler identifiziert worden, als die Polizei ein Suchbild veröffentlichte.

Alles deute auf einen tragischen Badeunfall hin.

Sofort schrieb sie Vreni eine Nachricht. Doch sie ließ sie unbeantwortet. Auch Tage und Wochen danach.

18 Wünsche

»Du wirkst ja ganz aufgeregt«, meint Anna.

Erna ließ sich nicht beeindrucken. »Wenn ein Gast sich ansagt – und dazu ein besonderer, *dein* Praktikant ...«

»Er ist der Praktikant meiner Lektorin. Unser Umgang ist ein rein geistiger. Du wünschtest doch, dass er zum Essen kommt. Bestimmt mag er, was du kochst.«

»Hoffentlich«, sagt Erna und ihr Gesicht nimmt wieder mal jenen innigen Ausdruck an, der sich bei ihr einstellt, wenn sich Gefühl und Denken untrennbar

verbinden: »Zu einem festlichen Abendessen bringst du deinen Appetit fast wie ein Opfergeschenk mit, im Vertrauen darauf, dass er nicht *enttäuscht* wird. Bei einer Einladung beobachtete ich mal einen, der bei jedem Gang misstrauisch abzuwägen schien, ob es sich nun gelohnt hätte oder nicht, den eigenen aufgesparten Hunger gegen die aufgetischten Genüsse eingetauscht zu haben. Der Tausch als freier Akt zweier Menschen hängt sehr eng mit den Wörtchen Enttäuschung oder sogar Täuschung zusammen, sagtest nicht du das neulich? Item: Jener Mann geizte übrigens auffällig mit Lob, hielt sich in seiner Feierlaune fast bis zum letzten Gang zurück – dann, erleichtert, dass es ihm wider alle Befürchtungen doch geschmeckt hatte, war er vom Wein schon zu ermüdet, um noch für Stimmung zu sorgen – und wollte nur noch nach Hause. Die schlimmste Form der Enttäuschung ist jene, die wir uns nur einbilden –und das Glück nicht wahrnehmen.«

»Also gilt es, zuerst die Freude zu lernen, bis wir uns freuen können, Erna?«, fragt Anna.

»Zu überwinden ist der Argwohn, wir kämen zu kurz. Er schnürt uns den Magen zu. Wer befürchtet, die eigenen Hoffnungen werden nicht erfüllt, bringt sich gerade damit um den ganzen Genuss. Echte Lust gibt es nur im völligen Vertrauen, als rückhaltlos angenommenes Geschenk.«

»Kompliziert. Gilt das auch für Länder?«

»Nicht die reichsten sind die fröhlichsten«, sagt Erna.

»Worauf spielst du an?«, fragt Anna.

»Die Antike und auch noch das Mittelalter kultivierte das Gespür dafür, dass einer mitgebrachten Gabe stets ein gleichwertiges Gegengeschenk zu entsprechen hatte, unter Gleichen, sonst litt der eigene Rang. Ein Lächeln, das du zeigst, *ist* zu jedem Zeitpunkt ein Geschenk.«

»Du hast nicht wieder Proust hervorgeholt!«

»Nein, Baudelaire.«

»Für deinen Gast?«

»Ich bitte dich – für *unsere*. Du hast doch gesagt, er erwähne ihn gelegentlich.«

»Baudelaire? Ja.«

Es klingelt.

Der Praktikant schaut sich um, beeindruckt von der Größe der Wohnung, den halbleeren Zimmern und der Höhe der stuckverzierten Decke. »Bin ich der erste Gast?«

»Der einzige«, sagt Erna.

Er lächelt, als deute er eine Verbeugung an.

Anna erklärt: »Die große Feier erfolgt, wenn Ernas Diss gedruckt ist – aber das Manuskript hat sie fertig.«

»Glückwunsch! Ein Vorfeier also«, sagt er und blickt erneut den mit Gipsverzierungen und Wandfugen entlang. In der Hand balanciert er das Gastgeschenk.

»Hier können leicht hundert Leute Platz finden, gut, es wäre dann sehr eng – und was für ein Balkon«, staunt er.

»Er geht zwar nur auf den zweiten Hof, aber draußen gibt es Bäume.«

»Ideal für einen Salon«, sinniert er.

Erna scheint beglückt.

Anna flachst: »Er hat definitiv zu viel Proust gelesen.«

»Ich bin jetzt ganz durch«, sagt er, »wenn nur die pathetische Eifersucht nicht wäre. Zwar durchdringt er den Charakter der neidischen Missgunst um das Liebesglück anderer, aber um welchen Preis! Proust stellt die Figur des Marcel, mit der wir doch so sehr sympathisieren, am Ende völlig bloß.«

»Findet Erna auch«, sagt Anna.

Erna bemerkt: »Wenn er uns als Lesende damit kränkt, tut er das vielleicht mit voller Absicht. Sagt er nicht irgendwo: Eine eingebildete Kränkung sei die unehrevollste von allen?«

»Eifersucht entsteht aus einem enttäuschten Begehren«, sagt der Praktikant. »Folgerichtig charakterisiert er seine Figuren auch nach ihrem je eigenen Drang zur Lust.«

Schnippisch sagt Erna: »Die Liftboys in den Hotels schildert er allerdings eingehender als die angeblich von der Hauptfigur körperlich so sehr begehrten jungen Frauen.« Sie scheint zu spüren, dass dies als Anfang mehr als hinreichend war, und biegt das Gespräch ab: »Da Proust es aber nicht mochte, wenn Werke nach der Biografie der Schreibenden interpretiert wurden, wollen wir den Text als das nehmen, was er ist«, sagt sie.

Er überreicht Erna die verpackte Flasche, deren Hals durch das Geschenkpapier hindurch ihrem Tastsinn schon verrät, dass es Champagner ist – was ihn angesichts seines kärglichen Praktikantengehalts ein kleines Vermögen gekostet haben muss.

Sofort schließt Erna ihn in ihr Herz und deutet Küsschen auf beide Wangen an.

»Wie aufmerksam!«, sagt Erna.

Mit mildem Lächeln erwidert er die Höflichkeitsbezeugung. *Ihre Gesichter kamen sich, für die Chronik sei das festgehalten, nur für einen Hauch näher*, denkt Anna.

Erna befindet die Flasche für kühl genug und holt die Gläser.

Bei der Vorspeise erhält Erna als Gastgeberin reichlich Gelegenheit für Anekdotisches über die Leiden an einer Doktorarbeit. »Wer Literatur oder sonst ein vermeintlich leichtes Fach belegt, muss plötzlich in Abgründe steigen, die mit den schönen Künsten völlig unvereinbar scheinen. Ich kenne welche, die wurden dadurch regelrecht seelisch verletzt.«

»Ich glaube, sie hat das ganz gut überstanden«, meint Anna zum Praktikanten.

»Die Wirkung der Literatur auf uns zeigt sich erst an den Spätfolgen«, klagt Erna ironisch nach dem zweiten Glas, »ich fürchte, sie ist in allen Fällen tödlich – auf lange Sicht.«

Anna selbst schildert dem Praktikanten kurz den Inhalt von Ernas Studie: »Tod, Heldentum, leidenschaftliche Liebe – Antike Schlachten und Mythen in Film und animierten Spielen der Gegenwart.«

»Liebe?«, fragt der Praktikant.

Erklärend springt Anna nochmals ein, da Erna des Themas überdrüssig ist: »Artemisia, bekannt durch die Seeschlachten, die sie führte – tatsächlich war sie jedem Mann ebenbürtig als Kriegerin –, liebte auffallend heftig. Als ihr Gatte Mausolos starb, von dem es heißt, es sei ihr Bruder gewesen, trank sie die zerriebene und mit Duftstoffen vermischte Asche seines verbrannten Leichnams.«

»Ob es das wert war?«, sinniert Erna.

»Sie gehörte jener griechischen Partei an, die zum persischen Reich hielt und da höchste Ämter übernahm«, setzt Anna hinzu. »Artemisias Liebe galt also nicht Athen. Deshalb steht sie quer zu den klassisch-westlichen Leitideen. Überhaupt mochte sie keine Männer mit langen Haaren, die mussten in ihrer Stadt extra hohe Steuern bezahlen.« Anna lehnt sich zurück.

Plötzlich fängt Erna wieder Feuer: »Ob sie ihre Macht willkürlicher ausübte als ein Mann in vergleichbarer Stellung, ist schwer zu sagen. Wo Kleopatra wegen ihres klaren Machtkalküls für Männer scheinbar berechenbarer war, weckt Artemisia durch ihr heftiges Begehren viel mehr Ängste. Als Herrscherin von Halikarnassos hielt sie Löwen, förderte den Handel und war verrückt nach Wagenrennen.«

Erna richtet einen besorgten Blick auf den Praktikanten. Der winkt aber nicht ab. So fügt Erna hinzu: »Sie selbst lenkte einen vierspännigen Streitwagen. Wahrscheinlich wird sie mehr als einen Künstler geliebt haben. Sie beschäftigte eine große Zahl der Berühmtesten von ihnen, die das über vierzig Meter hohe Grabmal von Mausolos mit Reliefs bestückten.«

Der Praktikant hebt gespannt die Brauen: »Ornamentale Reliefs?«

Erna erläutert: »In Stein gehauene Comics, unter anderem über die Amazonen – die legendären Bogenschützinnen, welche gegen die von Theseus und Herakles angeführten Griechen kämpften. Diese Geschichte wird Artemisia sich wahrscheinlich von Dichterinnen und Dichtern vielfach erzählt haben lassen. Es gab wohl nichts, mit dem sie sich nicht beschäftigte, habe ich den Eindruck.«

Aufmerksam kauend hörte der Praktikant zu und sagt: »Welch eintöniges Leben würde Artemisia heute führen, aber vielleicht wäre sie auch ein Millionenstar, eine Sängerin!«

Erna, bemüht, das Thema zu wechseln, sagt lächelnd: »Baudelaire zufolge sollten wir allem, was wir tun, Wichtigkeit zumessen, das sei das einzige Mittel, sich nicht zu langweilen – ... *il faut mettre de l'importance à tout ce qu'on fait.*

C'est le seul moyen de ne jamais s'ennuyer. Übrigens möchte ich schon lange wissen, warum es in der Zeit zwischen Baudelaire und Proust diese entsetzliche Furcht vor der Langeweile gab!«

Anna sagte: »Erna erblickt nach der donnernden Überfülle an Unterhaltungskultur, die sie sich für die Doktorarbeit zumutete, in der Langeweile geradezu ein Labsal.«

Erna tischt den nächsten Gang auf. Farben und Gerüche verbinden sich.

Der Praktikant bekennt: »In meinen Augen ist Langeweile ist der Ursprung der Kultur. In den Salons waren sich die anwesenden Personen selbst Publikum genug. Gerade öde Gespräche reizten zu Bonmots, wie an Familienfesten, aber ohne zurückgestaute Bitterkeit. Wo Proust uns scheinbar mit den Salondialogen hinhält und den materiellen Reichtum der Oberschicht bloß beiläufig schildert, fesselt ihn mehr als alles ihr *Luxus an bezaubernden Worten*, wie er schreibt. Dieser verschwenderische Aufwand bewirke allerdings nur flüchtige Empfindungen, schränkt er ein. So wie im Salon seien auch wir beim Lesen, so Prousts bekanntes Wort, *eigentlich* Leserinnen und Leser unserer selbst.«

»Der Reiz liegt in der Reaktion des Gegenübers«, sagt Erna. Ihr Blick trifft sich mit dem des Praktikanten.

Von einer seltsamen Melancholie ergriffen, dämpft Anna die Erwartung der beiden: »Aber wenn Schreiben dieses *Rendez-vous mit dem eigenen Ich* ist, wie Proust ebenfalls betonte, woher nimmt Kunst dann den Mut zur Hoffnung, sie möge andere erfreuen?«

Erna fragt: »Du meinst, an welchem Punkt entsteht dieses Schöne, das Voraussetzung dafür wäre?« Erna füllt Anna tröstend das Glas und zitiert, als hätte sie nur darauf gewartet, aus Baudelaires Gedicht *La beauté*: »*Reine Spiegel, die alles verschönern:/ Meine in ewiger Klarheit geweiteten Augen! – De purs miroirs qui font toutes choses plus belles:/ Mes yeux, mes larges yeux aux clartés éternelles!*«

Der Nachtsch folgt. Dann verlassen sie den Tisch. Selbstvergessen schweift der Blick des Praktikanten durch den Raum. Statt zu Erna auf das Sofa setzt er sich neben Anna auf einen der Fauteuils.

Erna trinkt etwas zu viel, als wollte sie nicht Gefahr laufen, einer Sehnsucht nachzuweinen, die soeben zerstob. Auf jeden Fall erwähnt sie ein paar Tage später eine Stelle aus dem vierten Band der *Suche nach der verlorenen Zeit*, in der davon die Rede sei, dass eine Madame d'Orvilliers dem jungen Romanhelden einmal eine *Avance* machte, diese aber, da er nicht darauf einging, niemals mehr wiederholte.

An dem Abend sagt Erna lediglich:

»Der junge Held bei Proust lernt, dass er sich *nicht allzu sehr täuschen lassen* darf durch Versprechungen, die in der *Süße des Augenblicks* vorgebracht, schon wieder vergessen sind, *sobald ein anderer Augenblick* heraufkommt.«

Leicht verunsichert, sagt der Praktikant: »Ich erinnere mich an die Passage. Bemerkst du nicht auch, dass wir in Gesprächen Dinge heraushören, die wir bloß gerne vernehmen würden?«

Erna ergänzt sentimental: »Was den anderen, sobald sie dies *erfassen*, unsere *lächerlichen Seiten* zeige.« Sie schenkte sich diesmal nur ganz allein ein. Die Gläser Annas und des Praktikanten sind noch voll.

»Ach, das mit der Angst vor der Lächerlichkeit war nicht seine lächerlichste, sondern seine eben ängstlichste Seite«, sagt Anna. Sie ergreift die Kuchenplatte, bietet sie herum. Erna nimmt sich genüsslich ein Stück.

Es war nicht zu befürchten, dass Erna sich eine Blöße gebe. Sie hatte sich wieder im Griff und rührte ihr Glas nicht mehr an.

Der Praktikant sagt: »Sicher, einerseits ist Proust in der Schilderung seinen Figuren unerbittlich. Andererseits liebte er diese Salons, war nachgerade süchtig nach dem Augenblicksgefühl des vertrauten Umgangs mit anderen, da im Reden vieles, alles manchmal, unausgeführt bleiben kann – wohingegen die Erfüllung der Wünsche leicht deren geheimsten Zauber zerstört.«

Anna behauptet: »Das Problem der Romanfigur Marcel ist, dass er keine Sekunde die Kontrolle aufgeben will.«

Erna meint: »Das ist schon auffällig. Proust hält die Spannung lediglich, weil er von der Vorfriede und der Erinnerung der Figuren her schreibt, die Akte realer Befriedigung behandelt er ganz beiläufig.«

Wenn Erna laut nachdenkt, unterbricht Anna sie nie, weil meistens noch was kommt. Auch der Praktikant wartet – und Erna fährt fort: »Seine Figur Marcel erlebt eben gerade nicht, was Baudelaire in den Zeilen schreibt: ›... *du wirst die sich ohne Unterlass erneuernde Lust kennenlernen, aus dir herauszugehen um dich in anderen zu vergessen.* – ... *tu connaîtras le plaisir, sans cesse renaissant, de sortir de toi-même pour t'oublier dans autrui.*« Warum ist ihm das *Es-Wünschen* im Roman wichtiger als das *Es-Tun*?«

Anna stimmt zu: »Die Eleganz der Konversation wird bei Proust beinahe zum Tanz. Es gibt ein Sprechen, das wird sinnlich. Das wäre eigentlich wieder zu lernen.«

Ins Schweigen hinein sagt Erna: »Und wenn wir auch einen Salon gründen würden? Wir drei. Einen *jour fixe*, zu dem wir die verschiedensten Menschen einladen – sie miteinander in Verbindung bringen. Aus Lust am Gespräch, und dem was daraus folgt.« Sie sagt es mit größter Zurückhaltung. Dann nimmt sie noch einen Keks.

»Sehr gern«, sagt er ohne Zögern – mit einer mehr innerlichen als äußerlichen Heiterkeit.

»Warum nicht?«, meint auch Anna, ohne schon daran zu glauben.

Sarkastisch bemerkt Erna: »Wir können uns nicht mehr als langweilen, und das hier mitten in Berlin – sprich: uns experimentell der Langeweile aussetzen, um zu sehen, was daraus wird.«

»In der Einladung«, improvisiert der Praktikant, »könnte stehen: Das freie, ungestützte, unvorbereitete Gespräch ist die subversivste Form der Unterhaltung im aufziehenden Zeitalter der künstlichen Intelligenz, in dem scheinbar alles schon vorher gewusst wird.«

»So was in der Art, ja«, sagte Erna. »Eine Selbstgenügsamkeit der anderen Art.«

Er meint: »Die Personen erlebten früher Salonabende wie wir Soap-Serien, aber sie selbst spielten ihre Wunschrolle! Sie bestimmten Skript, Ausstattung! Das mondäne Leben, es fand nicht woanders statt, es lief in Echtzeit ab, direkt vor ihrem Tastsinn und Geruchssinn ohne trennenden Bildschirm.«

Erna nickt dankbar. »Wie es schon Baudelaire formulierte: *Menge und Einsamkeit sind für jene, die gestaltend Poesie hervorbringen, gleichrangige und austauschbare Begriffe. Wer die Einsamkeit nicht zu bevölkern weiß, weiß nicht, sich selbst und andere zu sein. – Multitude, solitude: termes égaux et convertibles pour le poète actif et fécond. Qui ne sait pas peupler sa solitude, ne sait pas non plus être lui-même et autrui.*«

19 Razzia

Im Kleist-Park spaziert sie an friedlich zusammenstehenden Hundebesitzerinnen und -besitzern vorbei, deren Vierbeiner sich schnuppernd befühlen und im Schnelllauf Rudelverhalten erproben. Eine freie Parkbank findet sie nicht, lehnt sich auf einer untergeschobenen dicken Zeitung sitzend, gegen die Säulen der Kolonnade, nimmt ein Buch zur Hand, die Herbstabendsonne im Gesicht. *Die Natur ist mit dem Pinsel am Werk, denkt sie, und zeigt, wie viele verschiedene Rotabstufungen es bei welkenden Blättern zwischen Violettbraun und gelbgrün geben kann.* Sie schließt die Augen.

Da erhält sie eine Nachricht von Vreni. »Liebe Anna, ...« Überrascht schlägt sie das Buch zu.

August selbst hatte vor Wochen geschrieben, er habe den Schritt getan, zu Vreni nach Lausanne zu ziehen. Sein eigener Chef, stets mit viel Verständnis für sportliche Neigungen, willigte ein, ihn an eine Zweigniederlassung in Ouchy, dem Hafenviertel Lausannes, zu versetzen, obwohl sie ihn dort nicht wirklich benötigten. Sie stellten ihn – mit Lohnabzug – ganze Nachmittage für's Schwimm-Training frei. Er trage Neopren-Anzug gegen die Kälte, und um das noch nicht voll belastbare Bein band er sich ein Korkband: als Freiwasser-Schwimmer strebe er zuerst die Distanz von fünf Kilometern an, dann die von zehn. Er schrieb ihr auch, wie sehr er sich darüber freue, dass Großvater wieder spazieren gehe. In Schwingkellern allerdings lasse er sich zur Zeit nicht mehr blicken – auch ärztlich sei das nicht empfohlen, vorerst. Er schien hingerissen von Lausanne: *Wenn du in einem Tal gelebt hast – so weitgestreckt jenes der Emme auch sein mag –, wird der Terrassenblick auf einen See, der bei Dunst*

einem Meer gleicht, zum erhabenen Gefühl. (Vreni meine schalkhaft, er solle mal nicht übertreiben, der Lac Léman erinnere ihn doch nur an den Brienzersee der Kindheit ...) Was weiter wird, werden wir sehen. – Qui vivra verra.

Endlich öffnet sie Vrenis Botschaft. Sie ist kurz:

»August fand diese Meldung! Sie wäre leicht zu übersehen gewesen. Nur über einen automatischen Alarm, den er bei einer Suchmaschine zu gewissen Stichworten installiert hat, stieß auf die Sache – auch auf dieses kurze Video. August schwört, er habe nichts damit zu tun! Schau's dir trotzdem an. Ganz herzlich lässt er dich grüßen, und so auch ich. Vreni.

PS: Er will mit mir einen Tanzkurs besuchen, aber das nur unter uns. Gruß, V.«

Razzia in Zürich. Rohstofffirma unter Anklage gestellt. Nach Steuerhehlerei-Skandalen scheucht eine weitere Affäre die Zürcher Bankenwelt auf: Schweiz finanziert Rohstoff-Umgehungsgeschäfte. Den Transithandel mit von UN-Sanktionen betroffenem Öl habe nur der Zufall aufgedeckt, heißt es. Akten und Computer wurden beschlagnahmt. Der Betroffene ist nach Verhören wieder auf freiem Fuß. Ankara will der Schweizer Polizei Rechtshilfe leisten. Brisant an dem Fall ist, dass im Sommer der Geschäftspartner des Beschuldigten, ein Amerikaner, von einem unbekanntem Motorboot im See überfahren und getötet wurde. Zweifel an der damals von der Polizei vorschnell verbreiteten Unfallthese werden laut.

Dann folgt ein verwackelter Handy-Film – jemand stellte ihn auf eine Plattform mit dem Namen IN\$IDE PARADEPLATZ, die von Zürcher Eingeweihten der Banken-Branche betrieben wird. Im Bild der eine Mann schweizerischer Nationalität, der für die Finanz-Transaktionen zuständig war. Sie erkennt ihn sofort wieder. Er lässt zuerst den Kopf hängen. Die Person mit der Handkamera läuft neben dem Verhafteten und der Polizistin her. Wie die Polizistin das merkt, wendet sie ihr Gesicht ab. Der Schweizer aber beginnt zu grinsen, als wundere er sich über den seinetwegen betriebenen Aufwand. Hinter ihm tragen Beamtinnen und Beamte Kisten mit Material. Er sieht sich um, dann spricht er unverfroren in die Kamera: »Ich bin sicher, siegreich aus einem Prozess hervorzugehen. Es gibt keine Beweise. An uns wollen nur ein paar Geheimdienste ein Exempel statuieren. Wir sind reingelegt worden. Haben wir nicht bitter dafür bezahlt? Einer von uns zweien lebt nicht mehr. Andere sind viel schlimmer. Wir spielten auf Risiko, na und! Die Leute haben ja keine Ahnung, was hier jeden Tag abgeht, und dann tun sie plötzlich entsetzt. Es wird nicht lange dauern, dann ist das, was wir taten, schon wieder legal. Ich muss den Fall gewinnen, sonst gibt mir keine verdammte Bank je wieder einen Kredit. Nicht weil sie sauberer wären als meine Firma, nur aus Furcht vor dem Makel. Das Image ist alles. Die völlig überrissene Verhaftungsaktion ist auch nur für die

Tribüne: Bin ich weg, ist alles sauber – wer's glaubt! Nur die eigene Marke nicht beflecken! Heuchelei, aber so läuft's.« Ein zweiter Polizist stellt sich vor die Kamera, die Linse kippt und lässt für eine Sekunde die Lenkstange und das Rad eines Stehrollers erkennen. Dann ist ungehindert zu sehen, wie der Beamte und die Beamtin den Mann zur offenen Wagentür abführen. Das Einsatzfahrzeug gibt Gas.

Anna begreift: *Die hatten den Fehler begangen zu glauben, ich oder August wüsste sehr viel mehr.*

Dem Gericht gelang es zwar nicht, Licht in die Umstände des gewaltsamen Todes des amerikanischen Geschäftspartners zu bringen. Beim Prozess stellte sich aber heraus: In Panik hatten die beiden ihre Guthaben anderswohin transferiert und Geheimtreffen mit dubiosen Emissären platzen lassen. Diese meldeten sich mit unverhohlenen Drohungen über Telefon bei ihnen, und da die Linie einer dieser Gestalten abgehört worden war, kam die Bundesanwaltschaft dem Tun fast widerwillig auf die Spur. Was dich verrät, ist das abrupte Ende einer Affäre, nicht deren langsamer Beginn, dachte sie.

20 Tango

An ihrem ersten so genannten *Salong* gibt es nur *Wasser mit und ohne* sowie Zitronenschnitze (Bio) und Eis.

»Andere gewünschte oder für unentbehrlich gehaltene Getränke bringen die Personen selbst mit oder stiften sie«, stand in der Ankündigung. *»Der zur Schau gestellte Luxus, mit dem sich der alte Adel in ihren Schlössern und Salons langfristig ruiniert hat, bezweckte die Sicherung der eigenen Macht durch die Erhöhung des Ansehens und erfolgte auf dem Rücken der Bevölkerung. Weder das eine noch das andere liegt in unserer Absicht.«*

Der Praktikant, der selbstverständlich über einen Vornamen und ein näher beschreibbares Äußeres verfügt, aber um Diskretion bat, da er im Verlag bloß auf Zusehen, das heißt bis auf Widerruf eingestellt sei, steht mit Erna und einer Traube von Gästen an der Bar.

Gerade noch waren sie in ein Gespräch um den scheinbaren Widerspruch zwischen der allgemein beklagten Langeweile und der Gefährlichkeit der Straßen im Zeitalter der Pariser Pferdekutschen vertieft – und tauschten sich über schwere Frauenfrisuren, noch schwereres Parfum und das Männerbild jener Epoche aus.

Der Praktikant sagt: *»Erstaunen sei die delikateste Form des Vergnügens, meinte Baudelaire ...«*

»Charles Baudelaire konnte aber auch aus dem Nichts heraus einen Hass entwickeln, litt an aggressiven Ausfällen«, wirft Erna ein, »selbst wenn er behauptete, dass *er* für seinen Genuss niemandes Leiden nötig habe.«

Der Praktikant unterstrich: »Auf eine außermoralische Weise war er hoch moralisch. Das unverzeihlichste Laster sei, aus Dummheit Leid zu verursachen, meint Baudelaire. Er war ein den Unglauben feiernder Gläubiger, der sich nur der *beauté fatal* geschlagen geben wollte. Er starb am Traum, sich unablässig zu berauschen. Kunst war für ihn entweder Extase oder ein *Néant*, ein Nichts.«

Ein Mann fragt: »Wie passt das zusammen?«

Anna sagt: »Vielleicht so: Eher wird Dummheit durch Einsicht selbst weise, als dass Weisheit, die dumm handelt, Weisheit bleibt.«

Nachdenklich setzt Erna hinzu: »Auch Prousts Romanfigur Marcel kann boshaft verletzend sein in der Ironie, mit der er durch das Monokel die Salongepflogenheiten seiner Zeit betrachtet. Einmal, als alleiniger Gast, ergreift ihn eine irre Wut: Er zertrampelt einem Adligen, der vor ihm in beleidigender Weise *König spielt* und ihn falsch verdächtigt, den Zylinderhut, der auf einem Sessel thront, zerreißt ihn in Stücke, bis sein *Zorn verbraucht* ist.«

»Aber die beiden waren allein!«, wendet der Praktikant ein. »Außerdem scheint Marcel im Roman dauernd alkoholisiert zu sein, weil er glaubt, der Alkohol helfe gegen sein Asthma«, sagt der Praktikant entschuldigend in die Runde, dann wendet er sich scheinbar zusammenhanglos wieder an Erna: »Es gibt doch bei Baudelaire, in *Spleen de Paris*, einen Verweis auf den Weingott Bacchus, der mit einem umrankten Stab unter den Betrunknen steht – weißt du Näheres über die Bedeutung dieses Stabes? Muss doch in der griechischen Antike ein phallisches Symbol gewesen sein, oder etwa nicht?«

Die beiden waren in ihrem Element, dachte Anna. Leise bewegt sie sich mit gradem, durchgestreckten Rücken davon – auf eine andere Gruppe zu. Musik gibt es keine, nur eine Gast-Performance ist noch geplant, Verstärker und Mikrofon stehen bereit: ein alter deutscher Tango von Walter Kollo aus dem Jahre 1928: *Wenn du mich lieb hast, musst du mich vergessen!*

Ebenso häufig wie auf die musikalische Überraschung des Abends wird Anna auf ihre ursprüngliche Herkunft angesprochen, was sonst in Berlin ganz unüblich ist. Aber ihre jüngste Kolumne lasse einiges unklar, sagen einige:

Leide sie jetzt persönlich unter einem *Folklorekomplex* oder sei damit die Zusammenballung nationalkonservativer Interessen im Zeichen von Geschäft, Macht, Fahnen und stilisierter Vergangenheit gemeint?

Ob dementgegen echte Folklore sich nicht wie jede Kunst dadurch definiere, dass sie sich der Vereinnahmung zu entziehen wisse?

Unter den alten Schwarzweiß-Filmen, die hinter der Bar als stummes Bild an die Wand gestrahlt werden, findet sich auf Ernas Betreiben auch die Kultfassung *Heidi* aus dem Jahr 1952.

Anna wird auf die »sonderbar« anmutenden Emmental-Kolumnen des Sommers angesprochen. Durch die Verkürzung wirkte manches derart bizarr, dass die Gäste ihre Fragen unbedingt loswerden wollten.

Was der Unterschied zwischen Stier und Ochse sei. – »Was? Kastriert?«, entsetzten sie sich. Ob die sich das denn so einfach gefallen ließen, bei dem Gewicht?

Einstmals sei das im Alter von vielleicht einem Jahr getan worden, damit sie sich zuerst noch kräftig genug entwickeln, antwortet Anna. »Aber ich werde dir bestimmt nicht erzählen, wie sie's machen!«

»Oh, doch! Bitte«, sagt die Frau.

»Nein, du würdest es bereuen.«

»Ich esse ohnehin schon kein Fleisch mehr« – »Ich schon«, sagt ihr Freund. »Na los, wir wollen's hören.«

»Mir hat es ein Bio-Bauer erklärt«, sagt sie und holt Luft. »Heute legen sie gleich nach der Geburt ein Gummiband drum ...«

»Wo rum? Was?« – »Um die Hoden eben, die Testikel, die sterben dann ab. Gemästet enden die Tiere, ohne je geliebt zu haben, auf deinem Teller.« – »Nicht auf meinem!«, sagt die Frau, während er schweigt.

Anna fragt sie: »Du sorgst hoffentlich für genügend Vitamin B12-Ersatz.« – »Ja, das hat sich herumgesprochen.«

»Wenn sie noch klein sind? Wie abscheulich!«, sagt er nun, und fasst sich mindestens in Gedanken in den Schritt.

Die Frau sagt: »Fernes Landleben weckt in der Großstadt seit jeher entweder bukolische Fantasien von natürlicher Heftigkeit der Liebe oder aber Assoziationen an barbarische Riten.«

»Da nehmen sie ihnen doch das Recht auf freie Sexualität?«, sagt er.

»Das ist so, befürchte ich, ja.«

»Warum?«

»Damit die Stiere nicht dauernd die Kühe bespringen, so die Auskunft dieses Zeugen.«

»Woher wollen wir Menschen wissen, was die Kühe wollen?«

»Das ist die Frage, gewiss.«

»Du musst darüber schreiben.«

»Dies sagte mir dieses Jahr schon jemand. Meinst du wirklich? Roland Barthes machte einmal die Bemerkung: *Warum diese Geschichte unter so vielen anderen?*«

Hinter sich hört Anna den Praktikanten sagen: »In gewissem Sinne ist Proust für die Sprache was Debussy und Ravel für die Musik sind.«

Erna hält dagegen: »Mir hat's zu viel Wagner drin. Zitat gefällig? *Alles, was uns unvergänglich scheint, strebt der Vernichtung zu*, schreibt Proust.

Drei andere Personen reden über *amour fou* bei Marguerite Duras – worin die Einmaligkeit eines solchen Augenblicks bestehe, in dem sich vergangener und zukünftiger Schmerz in höchster Lust auflösten? Warum bis zum Wahnsinn

lieben niemand bei Trost sich wünschen könne und doch die Sehnsucht beherrsche? Ob der Ausdruck *Es gibt Momente, die kehren nicht wieder* nicht mehr als jedes andere mögliche Argument beweise, dass wir Gefühle nicht bestimmen könnten? Oder wollen?

Ricardo, der singen wird, und Elvira, die Akkordeon spielt, treffen nun ein. Es gibt eine Umarmung. Elvira hat noch einen Gast mitgebracht. Sie stellt ihn Anna als ihren Bruder vor. Direkt aus Buenos Aires – er habe Kurse genommen: »Im Goethe-Institut«, sagt er.

Einer fragt: »Warum gerade Tango?«

Danach beginnt leise, als Rausschmeißer, die Musik von Walter Kollo, zum Liedtext von Kurt Schwabach – mit langen Instrumentalimprovisationen Elviras. Ricardos Gesangs-Deutsch ist sanfter als Deutsch je geklungen hat.

Es ist vorgesehen, um Mitternacht aufzuhören. Keine toten Momente, gerade das absehbare Ende beflügelt, und es soll die Gelegenheit geben, beim Weggehen vielleicht unwillkürlich voreinander zu stehen, um gemeinsam aufzubrechen, noch woanders hin.

Sie sieht Elviras Bruder an. Er fängt ihren Blick auf und wortlos verständigen sie sich zum Tanz. Es ist nur ein Tango.

Wundersüße Frau, du bist die Schönste der Welt, ewig bleibst du die, die mir am besten gefällt! Eins nur, hab' ich schmerzlich empfunden, dass du dich für ewig gebunden! Liebste, du musst mir verzeih'n, Liebste, es darf nicht sein! Wenn ich auch selber küssen dich möchte, sage ich trotzdem Nein! Wenn du mich lieb hast, musst du mich vergessen, so wie auch ich dich vergessen muss. Wenn man sich leider nur im Traum besessen, bleibt als Erinn'ung nur ein einziger Kuss! Und dies Gedenken, woll'n beide wir versenken ganz tief in die Herzen, da sieht man es nicht; wenn du mich lieb hast, musst du mich vergessen, denn die grenzenlose Liebe leistet immer Verzicht!

Ende